Wehe den Besiegten!

Wladimir Woytinsky • Wehe den Besiegten!

Wehe den Besiegten!

Erinnerungen aus der

russischen revolutionären Bewegung

von **Wladimir Woytinsky**

Büchergilde Gutenberg Berlin 1933

Einführung

Glanzlos erscheint nach den Blitzen und Feuersbrünsten des Jahres 1905 die Folgezeit — die Zeit von der Ersten Russischen Revolution bis zum Anfang des Weltkrieges! In diesen Jahren spielte die Arbeiterklasse Rußlands nicht mehr die führende Rolle in der politischen Arena wie im Jahre 1905. Dennoch darf niemals die Erinnerung erlöschen an ihre verzweifelten Versuche, das Vordringen der Reaktion aufzuhalten, an ihre Leiden unter der Peitsche erbarmungsloser Aussperrungen, an unzählige Opfer, die sie in diesen schwarzen Jahren in den Gefängnissen und am Galgen des Zaren gebracht hat. Wehe den Besiegten!
Mein Leben war in diesen Jahren eng mit dem Schicksal der russischen Arbeiterbewegung verbunden. Illegale Kleinarbeit in der Partei und in den bald nach Entstehen untergehenden Gewerkschaften, Kampf um Brot und Arbeit auf der Seite der Arbeitslosen ... Verhaftung, Gefängnis, Befreiung, wieder Gefängnis, abermals ein kurzer Augenblick der Freiheit und dann wiederum für Jahre eisenvergitterte Fenster ... Kriegsgericht, Zuchthaus, Sibirien ... Dieser Weg gibt dem persönlichen Schicksal des Verfassers kein Recht auf besondere Beachtung — den gleichen Weg sind in diesen Jahren Tausende und Zehntausende in Rußland gegangen. Wenn ich über meine Erlebnisse in dieser Zeit schreibe, so nur deswegen, weil sie typisch für die ganze Generation waren. Und dann — wie könnte ich mein Ich ganz aus einer lebenswahren Erzählung über Ereignisse ausschalten, deren Teilnehmer ich gewesen bin?...

Erste politische Wahlen

Ende Januar 1906 wurde ich aus dem Gefängnis entlassen, in das ich zwei Monate vorher zusammen mit dem Petersburger Sowjet der Arbeiterdelegierten eingesperrt worden war*. Am nächsten Tag ging ich in die Universität, um mit meinen politischen Freunden und Parteigenossen Fühlung zu nehmen.

In den Hörsälen fanden Vorlesungen statt. Gruppen von Studenten standen in den Gängen umher. In der Kanzlei herrschte ein geschäftiges Treiben.

Von allen Seiten kamen Studenten auf mich zu. Sie gratulierten mir zu meiner Freilassung und fragten mich nach meinen Erlebnissen im Gefängnis. Ich antwortete, ich hätte mich ausgezeichnet erholt und mich auch in der Einzelzelle nicht gelangweilt. Die Kommilitonen lachten ungläubig — es schien ihnen, eine Gefängnishaft müßte schlimmer sein.

Ich stellte Fragen nach dem, was draußen in meiner Abwesenheit geschehen war. Von allen Seiten kamen Mitteilungen über die Greueltaten der letzten beiden Monate.

Diese Erzählungen drangen nicht richtig in mein Bewußtsein ein: ich fühlte einfach nicht, daß seit meiner Verhaftung etwas Grauenhaftes geschehen war. Deutlich empfand ich nur die allgemeine Stimmung der linksgerichteten Kommilitonen: Hoffnungslosigkeit, Niedergeschlagenheit. Da der Ursprung dieser neuen Stimmung für mich unklar blieb, fühlte ich mich etwas fremd in der neuen Situation.

Es gefiel mir überhaupt nicht in der Universität — ich hatte den Aufstand und seine Unterdrückung nicht miterlebt, war noch in der geistigen Atmosphäre des Jahres 1905 und konnte nicht begreifen, woher die allgemeine Müdigkeit und Mutlosigkeit kam.

Genau so unbefriedigt ließ mich ein Besuch auf dem Meldepunkt des Petersburger Parteivorstandes der Sozialdemokratischen Partei. Während meiner Haft hatten sich die bolschewistische und die menschewistische Organisation in Petersburg vereinigt. Sie hatten nun einen gemeinsamen Meldepunkt, aber der Zwiespalt zwischen den beiden Richtungen war bestehen geblieben.

Die Genossen schilderten die Lage der Partei in düsteren Farben; die Arbeit schlafe ein, die Organisation zerfalle, in den Fabrikvierteln herrsche Verzagtheit, die Zirkel kämen nicht mehr zusammen, von Versammlungen wollten die Arbeiter nichts hören. Die Arbeiter, die ich auf dem Meldepunkt traf, saßen dumpf brütend abseits. Mit einem kam ich ins Gespräch und fragte ihn nach den Stimmungen im Betriebe. Der Arbeiter sprach ungelenk und ohne Schwung, aber ein Satz von ihm blieb mir im Gedächtnis haften:

---

* „Der erste Sturm", Büchergilde Gutenberg, Berlin 1931.

„Unsere Leute ärgern sich sehr, daß sie das mit dem Semjonow-Regiment verpaßt haben...“
Das Semjonow-Regiment war eines der zuverlässigsten, zarentreusten Regimenter in der Petersburger Garde. In den entscheidenden Tagen, als im Dezember 1905 der Aufstand in Moskau ausgebrochen war und die Moskauer Truppen der Regierung den Gehorsam verweigerten, warf diese das Semjonow-Regiment nach Moskau, und damit wurde der Kampf zugunsten des Zaren entschieden.
Die Revolution war niedergeschlagen. Und der Zarismus rächte sich für die Augenblicke der Schwäche, die er hatte durchmachen müssen.
Die Tätigkeit der Strafexpedition zeichnete sich durch abscheuliche Grausamkeit aus. Die Zeitungen brachten den Befehl des Obersten Min, der das Semjonow-Regiment bei der Niederwerfung Moskaus kommandiert hatte: „Gefangene sind nicht zu machen. Es ist schonungslos vorzugehen. Jedes Haus, aus dem ein Schuß fällt, ist durch Feuer und Artillerie zu vernichten.“
Auf dem Lande übte man bis in die abgeschiedensten Gegenden hinein Vergeltung an den Bauern: Erschießungen kamen massenhaft vor, in vielen Dörfern wurden alle Bauern ausgepeitscht. Agrarunruhen loderten wie vorher bald hier, bald dort auf. Aber die Strafabteilungen wurden mit Glockengeläut empfangen, und Dörfer, die gestern die Herrensitze überfallen hatten, kamen dem Beamten, der zur Beaufsichtigung der Strafvollstreckung an ihnen hergekommen war, mit Brot und Salz, dem alten russischen Willkommensgruß, entgegen.
Diese Bauernscharen, die stundenlang auf den Knien im Schnee lagen, diese feierliche Einholung der Henker! Keine tragischeren, keine hoffnungsloseren Bilder hat das russische Leben je gezeigt.
Die größte Bestialität legten die „Wiederhersteller der Ordnung“ im Baltikum an den Tag, wo die Strafexpeditionen unter der Führung der deutschen Barone mit den lettischen und estnischen Bauern abrechneten. Die Zeitungen brachten die Namen der Städtchen, Güter und Höfe mit kurzen Notizen: soundso viel Erschießungen.
In den Großstädten waren die Erschießungen ohne Gericht nicht so zahlreich. Aber auch hier spürte der Bürger ständig die Drohung, die über ihm schwebte. Auch hier waren eine eilige Aufhebung der „Freiheiten“ und die Vergeltung an den Teilnehmern der Bewegung des Jahres 1905 im Gange. Es begannen die Prozesse wegen literarischen Hochverrats.
Aber am empfindlichsten traf die breiten Schichten der Bevölkerung die von der Regierung vorgenommene „Säuberung“. Zu Hunderten und Tausenden wurden Dorfschullehrer, Ärzte, Stadt- und Landschaftsbeamte, die fortschrittlicher Denkungsart verdächtig waren, aus dem Dienst gejagt. Besonders viele Entlassungen gab es unter den Post- und Telegraphenbeamten und den Eisenbahnern. In Petersburg dauerte noch immer die im November 1905 verhängte Teilaussperrung der Staatsbetriebe an.

Aber eine Beruhigung wollte doch nicht kommen. Die Massenbewegung wurde abgelöst von einzelnen Zusammenstößen, terroristischen Akten, Überfällen auf die Polizei und die Truppen, bewaffnetem Widerstand bei Verhaftungen. Von Tschita bis Warschau, von Riga bis Tiflis knallten Revolverschüsse, explodierten Bomben. In diesem Ausmaß, in dieser Form war dies eine neue Erscheinung, die weder der Kampftätigkeit der Revolutionäre in den siebziger Jahren noch den terroristischen Akten der letzten Jahre vor der Revolution von 1905 glich. Und weil diese Erscheinung neu und verschieden war von den bisher bekannten Formen des revolutionären Kampfes, war es schwer, ihre Bedeutung richtig zu beurteilen.
Später haben wir begriffen, daß es die letzten Funken des erlöschenden Feuers, die letzten Spritzer der am Felsen des Zarismus zerschellenden Wellen waren — ein Ergebnis der Niederlage der Revolution und der Schwäche der Massenbewegung. Aber damals wußten wir das nicht. Damals erschienen die revolutionären Schüsse und die Bombenexplosionen als eine Mahnung, daß die eingetretene Stille in jedem Augenblick von einer neuen Sturmflut abgelöst werden könnte.
Die Arbeiterbewegung in Petersburg konnte durch die Reaktion zu Boden geschlagen und niedergehalten, aber nicht erledigt werden. Der Dezember des Jahres 1905 war an Petersburg vorübergegangen, ohne von der Stadt den blutigen Zoll zu erheben, den Moskau entrichtet hatte: die Regierung hatte hier keinen Vorwand für Massenerschießungen. Die Verluste an Verhafteten unter den Petersburger Arbeitern waren nicht sehr groß. Die schlimmste Plage hier waren die Entlassungen aus den Betrieben und die Arbeitslosigkeit. Der Kampf gegen die Arbeiter mit Hilfe der „knochigen Hand des Hungers“ wurde erbarmungslos geführt. Aktiv nahm der „Bund des Russischen Volkes“ an ihm teil: mit seiner Hilfe wurden die „schwarzen Listen“ aufgestellt. Dies erbitterte die Arbeiter aufs äußerste.
Im Newaviertel überfielen bewaffnete Arbeiter am 27. Januar eine Kneipe, die der örtlichen Abteilung des „Bundes des Russischen Volkes“ als Verkehrslokal diente. In das von „Bündlern“ gefüllte Zimmer wurde eine Bombe geworfen. Eine andere Bombe und eine Salve aus Revolvern schlug den Bündlern im Flur entgegen. Es gab Tote und Verwundete.
Die Stimmung des Heeres erschien unsicher. Die Unruhen unter den Soldaten hatten aufgehört. Aber war diese äußere Ruhe nicht trügerisch? Hatte sich das Heer damit abgefunden, ein blindes Werkzeug der Reaktion zu sein? Die Grausamkeiten bei der Wiederherstellung der Ordnung in Moskau hatten zu einer Gärung unter den Offizieren geführt. Es mehrten sich die Fälle, wo Offiziere infolge des Zwiespaltes zwischen ihrem Gewissen und ihrem Eid den Abschied nahmen oder sogar Selbstmord begingen. Aber niemand wußte etwas über die Stimmung der Soldaten: die Kasernenmauern schienen undurchdringlich.
In diesen zwei Monaten hatten sich erhebliche Umgruppierungen in der

Stadtbevölkerung vollzogen. Die Zeit der Vormachtstellung der Arbeiterklasse war vorbei. Das Proletariat, das im ungleichen Kampf geschlagen worden war und den Nimbus der Oktobersiege verloren hatte, konnte den kleinbürgerlichen Gruppen nicht mehr die frühere Achtung einflößen. Die Intellektuellen wandten sich von der Revolution ab. Die revolutionäre Studentenbewegung schien der Geschichte anzugehören. Immer mehr trat der Liberalismus in den Vordergrund. Er fühlte sich als Erbe der Revolution in ihrem Kampf gegen die „Bürokratie", Erbe des alten Regimes in seinem Bestreben, der Revolution ein Ende zu machen, und trat als Konstitutionell-Demokratische Partei selbstbewußt den Weg zur Vormachtstellung und — wie es ihm schien — zur Staatsmacht an. Die Regierung glaubte selbst nicht an die Dauer ihres Sieges über die Revolution und schickte sich an, die Reichsduma einzuberufen. Die Hauptstütze, auf welche die Regierung bei den Wahlen rechnen konnte, war der „Bund des Russischen Volkes" — eine eigenartige Organisation, in der unter der Führung der Polizei sich dunkle Elemente des städtischen Kleinbürgertums mit lumpenproletarischen vereinigten. Das Netz der Lokale des Bundes breitete sich stark aus. Außer dieser Pogromorganisation mit ihrem Anhängsel, der „Partei der Rechtsordnung", und außer dem schwächlichen „Bunde des 17. Oktober" hatte die Regierung nur die Bajonette für sich. Konnte sie selbst an die Festigkeit und Unerschütterlichkeit einer solchen Situation glauben?

Jetzt wissen wir, daß sich damals in den Hofkreisen ein innerer Kampf abspielte: die einen hielten es für notwendig, selbst die Erinnerung an die durch den politischen Generalstreik im Oktober 1905 erzwungenen konstitutionellen Zugeständnisse durch Ströme von Blut wegzuwaschen; den anderen schwebte eine Ära des mehr oder weniger aufgeklärten Absolutismus in halbkonstitutionellen, dem Geist der Zeit entsprechenden Formen vor — ein politisches Regime und zugleich ein Entwicklungstypus, die man in Rußland kurz mit den Worten „wie in Preußen" zu kennzeichnen pflegte.

Der Kampf zwischen diesen zwei Strömungen in der Staatsleitung spiegelte sich in der widerspruchsvollen Politik der Regierung wider.

Die Lage der Sozialdemokratischen Partei Anfang 1906 war ebenso voll von Widersprüchen wie die politischen Verhältnisse, die sie umgaben. Die Partei stand am Scheidewege, organisatorisch und in ihrer Taktik. Das Leben stellte sie vor neue, dringliche Fragen, und jedesmal kämpften in ihren Reihen zwei entgegengesetzte Auffassungen, deren Träger Bolschewiken und Menschewiken waren. Die bisherige Organisation der Partei war veraltet, aber eine neue Organisation war noch nicht an ihre Stelle getreten.

Bis zum Jahre 1905 hatte die Partei in organisatorischer Hinsicht ein Netz propagandistischer Zirkel dargestellt. Im Jahre 1905 verloren diese

Zirkel ihren Zweck, da es nicht mehr möglich war, die Propaganda in einem geschlossenen Kreis von acht bis zehn Arbeitern zu führen, wenn dieselben Themen vor vieltausendköpfigen Mengen offen behandelt wurden. So war in den Tagen der „Freiheiten" die illegale Parteiorganisation verfallen. In der Zeit des Aufschwungs hatte die Kraft des geistigen Einflusses der Sozialdemokratischen Partei auf die Arbeiter ihre organisatorische Schwäche verschleiert. Jetzt aber konnte sie ohne Wiederaufbau ihrer illegalen Organisation nicht weiter existieren. Aber es war nicht möglich, die Partei auf der alten Grundlage wiederherzustellen: die Arbeiter wollten nicht in die Zirkel zurückkehren, um dem Propagandisten zuzuhören. Versuche, die alten illegalen Zirkel durch öffentlich wirkende Parteiklubs zu ersetzen, führten zu nichts: diese Klubs wurden von der Polizei geschlossen, und jeder Versuch, sie „gewohnheitsrechtlich" zu legalisieren, hatte nur neue Verhaftungen zur Folge.

Also blieb nichts übrig, als wieder geheime Zirkel zu bilden. Aber womit sollte man diese beschäftigen, wenn die Arbeiter sich nicht zu Studienzwecken versammeln wollten? Man versuchte diese Aufgabe zu lösen, indem man auch die Zirkel, die als unterste Zellen der Organisation der Parteileitung fernstanden, zur Behandlung der aktuellen taktischen Probleme heranzog. Aber bei allen diesen Problemen gab es in der Partei zwei Auffassungen — die bolschewistische und die menschewistische. Jeder einzelne Arbeiter und jeder Zirkel hätten also mit den beiden Auffassungen bekannt gemacht werden müssen. Der Vortrag des Propagandisten hätte ersetzt werden müssen durch den Streit zwischen zwei Propagandisten. Das war offensichtliche Sinnlosigkeit! Aber die Bolschewiken verkündeten dreist, diese Sinnlosigkeit sei die Verwirklichung der Forderungen der Demokratie und das Mittel, die revolutionäre Aktivität im Proletariat zu erwecken. Die Menschewiken dagegen versuchten, den Diskussionen aus dem Wege zu gehen, denn diese arteten häufig in Hahnenkämpfe aus, bei denen es weniger auf die sachliche Auseinandersetzung als darauf ankam, dem anderen einen Strick zu drehen. Wenn die Menschewiken auch das bolschewistische Organisationsprinzip ablehnten, so konnten sie doch nichts Besseres an seiner Stelle vorschlagen.

Der Petersburger Parteivorstand bestand damals je zur Hälfte aus Bolschewiken und Menschewiken. So hätten sich immer gleiche Stimmenzahlen gegenübergestanden; denn wenn die eine Fraktion sich für eine bestimmte Lösung aussprach, beeilte sich die andere, dagegen aufzutreten. Daß überhaupt irgendwelche Entscheidungen getroffen wurden, war nur dadurch möglich, daß bald das eine, bald das andere Mitglied nicht zur Sitzung erschien; dann hatte eine der Fraktionen die Mehrheit und setzte ihre Ansichten durch.

Unter diesen Umständen konnte der Vorstand die Parteiarbeit nicht leiten. Abhilfe sollte die Stadtkonferenz schaffen, die sich aus Vertretern der Bezirke zusammensetzte. Aber diese Konferenz war zu groß und schwerfällig, sie war nicht leicht einzuberufen. In solchen Verhältnissen hatte

die Petersburger sozialdemokratische Organisation die Entscheidung über ihre Stellung zu den Wahlen zur Reichsduma zu treffen. Auch dabei zeigten sich alle die Partei zerreißenden politischen Gegensätze.
Die Diskussionen über die politische Orientierung der Partei haben sich mir ins Gedächtnis eingeprägt, weil es die erste politische Auseinandersetzung war, an der ich teilnehmen mußte. Am 12. Februar erschien das Manifest, das die Volksvertreter zum 27. April einberief. Man hatte unverzüglich Beschluß darüber zu fassen, was bei den Wahlen zu tun wäre, ob die Partei an den Wahlen teilnehmen oder sie boykottieren sollte. Über diese Frage hielt Lenin den bolschewistischen Funktionären Mitte Februar einen Vortrag.
Der Vortrag fand in einem Klassenzimmer der Tenischewschen Schule statt. Ein- bis zweihundert Zuhörer waren anwesend — zur Hälfte Arbeiter, zur Hälfte Intellektuelle aus der Partei. Zum Schutz der Versammlung vor einem plötzlichen Polizeiüberfall waren alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden.
Ich hatte Lenin schon früher gehört, aber erst hier wurde ich persönlich mit ihm bekannt und konnte ihn zum erstenmal als Redner in Fragen der revolutionären Taktik würdigen.
Er sprach ohne äußeren Glanz — ohne Bilder, ohne Pathos, ohne effektvolle Zitate. Mehrmals wiederholte er einen und denselben Gedanken, mit denselben Worten, nur den Ton ändernd, allmählich die Stimme steigernd, als ob er mit wiederholten Schlägen seine Sätze in die Köpfe der Zuhörer einhämmern wollte. Manchmal verweilte er lange bei einem Gedanken und schuf damit den Eindruck, als ob es ausreiche, ihm in diesem — dem einzigen strittigen Punkte — zuzustimmen, um alles Weitere ohne jeden Einwand hinnehmen zu müssen.
Diese Art der Rede erregte im ersten Augenblick Ärger, Mißmut, aber dann begann sie zu wirken. Nicht einen Augenblick lang schien Lenins Rede langweilig. Ihre hauptsächliche Eigenart bestand in dem unerschütterlichen Glauben des Redners, daß er den einzig möglichen, den einzig denkbaren Weg wüßte. Lenin ließ sich fast nie zu einer Erwiderung an seine Gegner herab. Er erwähnte ihre Argumente nur, um zu bemerken: „Aber das ist ja lächerlich, Genossen! Und sie wissen auch selbst, daß es lächerlich ist. Das ist ja kleinen Kindern klar.“ Von den Menschewiken sprach er mit offener Verachtung und nannte sie „liberale Dummköpfe“.
Lenin war für einen unbedingten Boykott der Reichsduma. Die Lage faßte er als ein Dilemma auf: entweder konstitutioneller Aufbau oder Revolution, entweder die Duma oder der Aufstand. Den einen Weg einschlagen, hieße auf den anderen verzichten. Wer für die Revolution wäre, der müßte gegen die Duma sein; wer für die Duma wäre, der wäre gegen die Revolution. Seinen Gedanken formulierte er in Erinnerung an die Deutsche Revolution des 19. Jahrhunderts so: die Frage ist, in welchem Jahre wir leben — im Jahre 1847 oder 1849? Wenn wir im Jahre 1849 leben, dann müssen wir zur Wahlurne gehen; wenn im Jahre 1847, dann darf es

keine Wahlen, überhaupt nichts geben, was das Volk von seinem einzig geraden, einzig richtigen Weg ablenken könnte! Und dann hagelten Beweise dafür, daß das Jahr 1848 noch vor uns liege: die objektiven Aufgaben der Revolution seien nicht gelöst; die Klassen, die die Kraft der Revolution bildeten, seien nicht befriedigt; der revolutionäre Kampf gehe weiter — jetzt als Guerilla, und zu seiner Unterdrückung reiche die Kraft der Regierung nicht aus. Aber dies waren weniger Beweise als Illustrationen, die den Gedanken des Redners unterstützten. Überhaupt war es Lenins Art, Beweisführungen zu vermeiden; er pflegte nicht zu erörtern, sondern zu befehlen.

Wenn er eine gewisse These aufgestellt und sie, anstatt sie zu begründen, mehrmals wiederholt hatte, pflegte er aus ihr Schlüsse zu ziehen, folgerte dann aus diesen Schlüssen weiter und so fort. Alles trug er als eine exakte Deduktion vor, mit einem Selbstbewußtsein, das keinen Widerspruch duldete, mit herablassendem Lächeln und verächtlichen Bemerkungen über den Gegner.

Diese Art der Rede machte den Eindruck ungeheurer Kraft.

Viele Male habe ich später Lenin gehört, aber nie wieder seine rednerische Eigenart so deutlich empfunden wie bei diesem seinen Vortrag für den Boykott der Reichsduma.

Auf alle Zuhörer machte sein Vortrag einen unwiderstehlichen Eindruck. Es schien, von einer anderen Taktik bei den kommenden Wahlen könne gar keine Rede sein.

Selbstverständlich, Boykott!

Nach dem Vortrag Lenins entwickelte sich eine Diskussion, aber eine eigenartige: die „Opponenten" erklärten sich in allem mit dem Vortragenden einverstanden; sie führten nur neue Beweise für seine Schlüsse an. Sie sprachen vom Aufstand in Moskau, von der Arbeitslosigkeit, von den Stimmungen auf dem platten Lande. Der Vortragende nahm alle diese Erwägungen entgegen, unterstrich ihre Bedeutung. Auch ich machte ein paar Bemerkungen — wahrscheinlich nicht sehr tiefsinnige. Aber Lenin verweilte auch bei ihnen in seinem Schlußwort, und als die Versammlung zu Ende war, ging er auf mich zu und begann mich zu fragen, was ich im Oktober auf dem Lande erlebt und wie ich die Zeit im Gefängnis verbracht hätte. Ich war damals ein Neuling in der Partei, und diese Aufmerksamkeit des anerkannten Führers konnte ihre Wirkung auf mich nicht verfehlen. Aber nicht ich allein — auch andere Genossen, älter und erfahrener als ich, konnten sich dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht entziehen: wir alle gingen auseinander, nicht nur überzeugt, daß der Boykott der bevorstehenden Wahlen den rettenden Ausweg darbiete, sondern auch voll Zuversicht, daß diese Taktik uns die goldenen Oktobertage zurückbringen werde.

Mit dieser Stimmung stürzten wir uns in die Wahlkampagne. Aber als es zu offenen Versammlungen kam, spürten wir die Ebbe der revolutionären Wellen — von unserem großen Rednerkollegium des Jahres 1905

war nur ein kleines Häuflein übriggeblieben. Von den bekannten Rednern saßen einige im Gefängnis, gegen andere waren Haftbefehle erlassen, so daß sie sich versteckt halten mußten. Noch andere hatten überhaupt dem sozialdemokratischen Parteilager den Rücken gekehrt, lebten für sich und wandten sich der Erwerbsarbeit oder den akademischen Studien zu. Am Anfang wußten wir nicht recht, wie und gegen wen der Kampf in den Wahlversammlungen zu führen war — wir hatten weder einen gemeinsamen Plan noch Referentenmaterial. Aber dann arbeitete sich von selbst eine taktische Linie heraus.
Zuerst traten in Petersburg die Konstitutionellen Demokraten, die Liberalen (nach der Abkürzung KD, kurz Kadetten genannt), in den Wahlversammlungen auf. Sie begannen mit einer Kritik der Regierungstätigkeit, da sie erwarteten, daß sie den Wahlkampf gegen die Rechte zu führen haben würden. Aber die Rechten gingen auf die Herausforderung nicht ein. Der Gegner erschien wider Erwarten von links, und die Kadetten mußten mit verwandter Front schlagen.
Ich erinnere mich an die erste Wahlversammlung.
Ein großer, überfüllter Saal. In den ersten Reihen schwarze Cutaways, Kahlköpfe glänzen, Brillen glitzern. Hinten einfacheres und jüngeres Publikum, nicht wenig Studenten und Studentinnen. Auf dem Podium hinter einem langen Tisch die Veranstalter der Versammlung. Nebenan, an einem besonderen Tisch, ein Polizeibeamter.
Der Referent spricht. Lange und beredt zählt er die Verbrechen der Regierung auf. Dann schließt er seine Rede mit der Aufforderung, wer mit seinen Ausführungen nicht einverstanden sein sollte, möge sich zum Worte melden. Ich war ganz zufällig in diese Versammlung gekommen, hatte nicht die Absicht gehabt zu sprechen und mir keine Notizen über die Rede des Vortragenden gemacht. Als aber nach seiner Aufforderung an die „Andersdenkenden" im Saal ein Schweigen eintrat, meldete ich mich zum Wort. Ich trat vor und fühlte sofort, daß man am Vorstandstisch und im Publikum in mir einen der Redner der Oktobertage erkannt hatte.
Ich begann mit der Frage: Ist es nicht eine nutzlose Beschäftigung, zu beweisen, daß unsere Regierung nichts taugt? Dies ist allen bekannt. Besser besprechen wir die Mittel zur Abhilfe. „Sie", wandte ich mich an den Referenten, „versprechen, daß diese Aufgabe ohne Teilnahme des Volkes, durch die Reichsduma, gelöst werde, wenn Sie in ihr die Mehrheit bekommen. Wir aber sagen: diese Aufgabe wird durch das Volk gelöst werden, ohne die Duma."
Meine Rede fand lauten Beifall. Die Versammlung nahm die Aufforderung zum Boykott so verständnisvoll entgegen, daß der Referent und seine Genossen ihre ganze Beredsamkeit zur Verteidigung der Teilnahme an den Wahlen einsetzen mußten. Ich antwortete ihnen, und wiederum war ein erheblicher Teil der Anwesenden auf meiner Seite. Auf diese Weise bekamen wir ganz unerwartet den Beweis dafür, daß die polizeilichen

Maßnahmen für uns die Möglichkeit nicht ausschlossen, mit der Boykottparole am Wahlkampf teilzunehmen.
Die Kampagne lief auf eine Auseinandersetzung zwischen den Kadetten und Bolschewiken hinaus.
Ich muß gestehen, daß unsere Kräfte nicht gleich waren: von der Konstitutionellen-Demokratischen Partei trat eine ganze Reihe von gelehrten Professoren und glänzenden Rechtsanwälten auf, die Bolschewiken dagegen waren durch ein halbes Dutzend junger Agitatoren vertreten, unter denen ich mit meinen zwanzig Jahren einer der ältesten war, so daß ich in besonders verantwortungsvollen Fällen das Wort zu nehmen hatte.
Unser gefährlichster Gegner war Professor Miljukow. Er imponierte den Zuhörern, und neben dem gereiften Manne, dem Universitätslehrer, mußten die Verteidiger des Boykotts als kecke Bengels erscheinen.
Dagegen war das Auftreten des bekannten liberalen Redners Roditschews, den seine politischen Freunde mit Mirabeau zu vergleichen pflegten, ein Fest für uns. Obgleich schon betagt, gebärdete er sich auf der Tribüne nicht besser und nicht schlechter als irgendeiner von uns: platzte mit allerlei Unüberlegtheiten heraus und ersetzte den Mangel an Gedanken durch einen Überschuß an Temperament. Besonders merkwürdig waren seine Ausführungen über das Schicksal der zukünftigen Duma.
Die Taktik der Konstitutionellen Demokraten beruhte auf der Überzeugung, die Regierung werde der durch die öffentliche Meinung unterstützten Duma nachgeben müssen. Wenn wir gegen diese „konstitutionellen Illusionen" auftraten, stellten wir den Vertretern der Liberalen die Frage:
„Was wird die Regierung daran hindern, die Duma auseinanderzujagen, falls diese es ablehnt, ein Werkzeug der Regierungspolitik zu sein?"
Auf dieses Stichwort pflegte Roditschew die Tribüne zu betreten. Ein Argument schien ihm besonders durchschlagend, er wurde nicht müde, es zu wiederholen:
„Hoch auf der Kasanschen Kathedrale strahlt ein Kreuz ... Ist es schwer, es von der Höhe herabzustürzen? Aber wo gäbe es den Wahnsinnigen, der sich vermessen würde, solch ein Verbrechen zu begehen?"
Zur Antwort erinnerten wir an die Ikonen und Prozessionsfahnen, auf die am 9. Januar geschossen worden war.
Das Publikum, das die Wahlversammlungen besuchte, wußte im voraus: Roditschew ist hier — also wird er vom Kreuz sprechen; dann ein Bolschewik über die Ikonen; und dann wird der Polizeioffizier die Warnung aussprechen, er werde die Versammlung wegen Gotteslästerung schließen ...
Im großen ganzen leistete der erste Wahlkampf wenig für die politische Erziehung und Organisation der Petersburger Bevölkerung. Aber er rüttelte die Hauptstadt auf. Der brave Bürger faßte Mut. Dagegen verlief die Wahlkampagne in den Arbeiterkreisen schlaff und farblos, und die Boykottstimmung herrschte hier unbeschränkt. Die Bolschewiken brauchten für ihre Taktik nicht zu agitieren. Die Menschewiken erwarteten vom

Boykott nichts Gutes, aber sie traten nicht offen gegen ihn auf. Im Herzen waren viele unter ihnen für die Beteiligung der Sozialdemokraten an der Duma — und der weitere Lauf der Ereignisse zeigte, daß dies die einzig richtige Taktik war; später wurde sie auch von der Partei angenommen. Aber aus Rücksicht auf die in den Arbeiterkreisen vorherrschende Boykottstimmung wagten die Menschewiken nicht, die Arbeiter offen zur Teilnahme an den Wahlen aufzufordern, und brachten statt dessen einen recht verwickelten Plan vor: wohl bei der Urabstimmung Wahlmänner zu wählen, diese aber an der Abstimmung über die Dumakandidaten nicht teilnehmen zu lassen. Das war eine innerlich widerspruchsvolle Kompromißlösung, und es war unmöglich, sie gegen die bolschewistische Taktik zu verteidigen, die grundsätzlich verfehlt, dafür aber von bestechender Klarheit und Einfachheit war und den Stimmungen der Massen vollauf entsprach. Den Menschewiken blieb nichts anderes übrig, als das Feld schweigend zu räumen. Die Sozialrevolutionäre zeigten sich überhaupt nicht. Nur die Bolschewiken traten auf, so daß sie mit niemandem zu streiten hatten. In den Wahlversammlungen in den Arbeitervierteln gab es also keinen Kampf, d. h. es fehlte das, was den Sinn jeder Wahlkampagne darstellt.

Dennoch wurden sowohl illegale Betriebsversammlungen als auch legale Arbeitermeetings veranstaltet. Aber in ihnen wurde über alles mögliche gesprochen, nur nicht über die Duma, die die Arbeiter am wenigsten interessierte.

Unser „Rednerkollegium“ hatte diese Versammlungen zu versorgen. Es kam häufig vor, daß man von einem Betriebsmeeting geradeswegs in eine bürgerliche Versammlung fahren mußte. Es war sehr unbequem, da die Bedingungen der Konspiration und der Etikette erforderten, daß der Redner in der Arbeiterversammlung hohe Stiefel und Bluse, in der bürgerlichen Wahlversammlung einen steifen Kragen und lange Hosen anhatte. Ich hatte mich angepaßt: wenn ich in die Betriebe ging, hatte ich unter der Bluse eine Weste an, in der Tasche hatte ich Kragen und Krawatte; nach dem Meeting zog ich auf dem Meldepunkt die Hosen aus den Stiefeln heraus, legte den Kragen an, wickelte die Bluse in eine Zeitung und steckte sie in die Tasche. In dieser Kleidung entsprach ich mehr oder weniger den nicht allzu hohen Forderungen, die in einer bürgerlichen Versammlung an einen bolschewistischen Redner gestellt wurden.

Die völlige Interesselosigkeit der Petersburger Arbeiter stand in grellem Gegensatz zu der lärmenden Wahlschlacht in der städtischen Kurie.

Was die bäuerliche Kurie betrifft, so wußten wir über den Verlauf des Wahlkampfes in ihr sehr wenig. Aus den Zeitungsnachrichten hatte man allerdings den Eindruck, daß die Bauern sich für die Duma interessierten. Das flache Land hatte sogleich, ohne zu diskutieren, sich für die Teilnahme an den Wahlen entschieden. In den Dorf- und Bezirksversammlungen nahm man Beschlüsse an, in denen das Verlangen nach Grund und Boden ausgesprochen wurde. In diesen Beschlüssen erklangen Töne voller

Hoffnung auf die Duma, manchmal sogar auf den Zaren, aber seltsamerweise vertrug sich mit dieser Hoffnung der Gedanke, die Volksmassen müßten die Volksvertreter tatkräftig unterstützen. Wie sich die Bauern die Unterstützung vorstellten, die sie ihren Abgeordneten versprachen, ist schwer zu sagen. Offenbar war die Idee unklar und in dem schwerfälligen, langsam arbeitenden Hirn des Bauern nicht bis zu Ende durchdacht: der rote Hahn, ein Pogrom, ein Aufstand mit Heugabeln und Beilen ...

So floß der Strom der Wahlbewegung zur Ersten Duma in drei verschiedenen Betten vorüber. Aufschwung des Liberalismus in der städtischen Kurie; dumpfe revolutionäre Träume auf dem Lande; weder Hoffnungen noch Illusionen in den Arbeitervierteln.

Mitte März fanden in Petersburg die Wahlen in der Arbeiterkurie statt. Die Fabrikviertel waren von Polizei und Militär überschwemmt. Man erwartete blutige Zusammenstöße. Aber der Tag verlief ruhig.

Hie und da hatte man am Vorabend, nach der Arbeit, an den Fabriktoren fliegende Versammlungen abgehalten und die Entschließung angenommen, „nicht an den Wahlen teilzunehmen". An anderen Stellen hatte man sich auf die Verbreitung von Flugblättern beschränkt und in den Werkstätten den Boykott verabredet.

In vielen Betrieben kam niemand an den für die Wahlversammlung bestimmten Ort. Dort, wo man befürchten konnte, daß hinter dem Rücken der Arbeiter die „Schwarzen Hundert" und die „Günstlinge" der Meister Wahlen durchführen würden, erschienen die Arbeiter in den Wahllokalen und verlangten zuerst die Abstimmung über die Frage, ob die Wahlen stattfinden sollten oder nicht. Die Frage wurde mit Nein beantwortet, der Vorsitzende erklärte die Versammlung geschlossen, und die Arbeiter gingen auseinander. Es gab weder Reden noch Diskussionen. Nur hie und da belebte sich das Bild durch Funken eines unerwarteten Humors.

In einer Fabrik bemerkte jemand:

„Da es befohlen ist, einen Vertreter zu wählen, muß gewählt werden."

Als Antwort erscholl:

„Dann wählen wir den Hund Rosa zum Vertreter!"

Man stimmte ab, wählte Rosa und stellte das Protokoll auf.

In einer anderen Fabrik „wählte" man den Fabrikschornstein.

Diese Ergebnisse der Wahlen in der Arbeiterkurie werteten wir als einen Sieg unserer Taktik. Am nächsten Tag wiesen wir auf sie in den städtischen Wahlversammlungen hin, um zu zeigen, daß die Duma von den Volksmassen keine Unterstützung erwarten könne.

Ich erinnere mich einer Einzelheit: die bolschewistischen Redner beriefen sich auf den „Hund Rosa" als auf das Maß der Verachtung der Arbeiter für das kommende Parlament. Aber dieser Hinweis, der uns sehr bissig schien, wurde von der Zuhörerschaft in der Stadt mit eisiger Kälte entgegengenommen. Die demokratischen Redner antworteten:

„Wenn dies die Ergebnisse Ihrer Agitation sind, so ist das sehr traurig und gar kein Grund zur Freude."

Die Nachrichten, die aus anderen Städten kamen, zeigten, daß auch dort die Arbeiter mehr oder weniger einmütig die Wahlen boykottiert hatten. Am vollständigsten wurde der Boykott in Polen durchgeführt, wo die Sozialisten nicht davor zurückschreckten, mit dem Revolver zu arbeiten. In der Regel boykottierten in der Provinz die Großbetriebe die Wahlen, die Kleinbetriebe dagegen wählten. Das Ergebnis war, daß unter den Arbeiterwahlmännern die Schwarzen Hundert vorherrschten, daneben auch revolutionär gesinnte Parteilose und in sehr geringer Anzahl Sozialdemokraten gewählt waren.

Auf die anderen Wahlkurien hatte die Boykottaktik keinen erheblichen Einfluß ausgeübt. Insbesondere war kein einziger Fall zu verzeichnen, wo die Bauern bewußt von den Wahlen Abstand genommen hätten.

Das Interesse für die Wahlen, das die Bauern an den Tag gelegt hatten, erschütterte keineswegs unsere Überzeugung von der Richtigkeit der Taktik des Boykotts, sondern war für uns nur ein Zeugnis dafür, wie stark auf dem Lande die „konstitutionellen Illusionen“ waren. Je deutlicher die Ergebnisse der Wahlen unter den Bauern wurden, um so stärker empfanden wir die Notwendigkeit, die mit der Duma verbundenen Illusionen zu bekämpfen.

Mit einem Sieg der „konstitutionellen Illusionen“ endeten auch die Wahlen in der städtischen Kurie: hier erhielten fast überall die Liberalen die Mehrheit.

Erst später haben wir den wahren politischen Sinn dessen verstanden, was damals geschehen war: der Zarismus hatte im Jahre 1905 die Revolution niedergeschlagen, indem er den Bruch zwischen dem Proletariat und den anderen Schichten der Bevölkerung, insbesondere der Bauernschaft, ausnutzte. Die Grundfrage des weiteren Schicksals Rußlands war, ob dieser Bruch weiter bestehen würde oder ob sich von neuem Fäden des gegenseitigen Verständnisses und der gegenseitigen Unterstützung zwischen den Arbeitern, die eine Minderheit der Bevölkerung ausmachten, und den anderen demokratischen Volksschichten anknüpfen würden. Zum Brennpunkt des bevorstehenden Kampfes mußte die Duma werden. Die Interessen der Befreiung Rußlands erforderten eine Radikalisierung der Duma, eine Verstärkung ihres Einflusses im Lande, eine Befestigung ihres Bandes mit der Arbeiterbewegung. Die bolschewistische Taktik des Boykotts führte zu den entgegengesetzten Ergebnissen, trieb einen Keil zwischen Duma und Arbeiterschaft, schwächte ihren linken Flügel, brachte sie im voraus um ihr Ansehen bei der Bevölkerung. Diese Taktik, die den Stimmungen in den Betrieben entsprach, arbeitete objektiv der Reaktion in die Hände — sie konnte nicht die im ungleichen Kampf geschlagenen revolutionären Kräfte des Jahres 1905 ins Leben zurückrufen, aber sie isolierte das Proletariat und lenkte seine Kräfte von jener Arena ab, wo sie noch einen entscheidenden Einfluß hätten ausüben können.

Der Bolschewismus hat die Einstellung der Arbeiter gegenüber der Duma richtig eingeschätzt, Lenin gab dieser Einstellung eine politische Be-

gründung mit der Theorie des Jahres „1847“, aber der Erfolg der bolschewistischen Taktik bedeutete in diesem Falle eine schwere Niederlage des Proletariats ...
Erst viel später ist mir dies alles klar geworden. Während des Wahlkampfes dachte ich wenig an allgemeine politische Probleme — alle meine Gedanken und Kräfte beanspruchte zu dieser Zeit eine aus den Arbeitervierteln plötzlich aufsteigende neue Bewegung — die Bewegung der Arbeitslosen. Von den ersten Schritten dieser Bewegung will ich hier näher erzählen.

Brot und Arbeit!

Die Massenarbeitslosigkeit, die mit bleierner Schwere auf den Arbeitervierteln Petersburgs am Anfang des Jahres 1906 lastete, war eine Erbschaft der niedergeworfenen Revolution. Sie war aus den Aussperrungen im November und Dezember entstanden — jeder Arbeitslose wußte, daß sein Name auf der schwarzen Liste stand und daß die Tore der Petersburger Fabriken für lange Jahre, wenn nicht für immer, ihm verschlossen waren. Sollte er die Hauptstadt verlassen und Arbeit in der Provinz suchen? Aber wer wird in einer Provinzstadt den Unruhestifter anstellen, der in Petersburg nicht hat festen Fuß fassen können? Ein Teil der ausgesperrten Arbeiter hatte dennoch bei Verwandten auf dem Lande Unterkunft gefunden. Aber hoffnungslos war die Lage derer, die keine Verbindung mehr mit dem Dorfe hatten. Damals gab es in Rußland keine Arbeitslosenversicherung, von einer Unterstützung durch die eben im Entstehen begriffenen Gewerkschaften konnte keine Rede sein. Es blieb nur eine gelegentliche Hilfe der Genossen übrig, der Verkauf oder die Verpfändung des armseligen Hausrats, dann kam das äußerste Elend und schließlich vielleicht das Verbrechen. Daß dies das Schicksal vieler war, die noch unlängst in der Zeit des kurzen Aufschwungs „Arbeiterführer“ gewesen waren, brachte in die Situation eine besondere Note tiefer Tragik.
Der neue Sowjet der Arbeiterdelegierten, der den am 3. Dezember verhafteten abgelöst hatte, strengte vergebens seine Kräfte an, um den Arbeitslosen Hilfe zu bringen. Bald zerfiel er, es blieb von ihm nur ein „Arbeitslosenausschuß“ übrig, dieser organisierte zusammen mit dem Verband der Ingenieure und Techniker ein Netz von Speisestätten, wo die Arbeitslosen unentgeltlich Mittagessen bekamen. Am Anfang des Jahres 1906 gab es in Petersburg 24 solcher Speisestätten, die 9500 Mittagessen täglich verabreichten; aber ihre Existenz war aufs höchste gefährdet, von einem Tag zum anderen erwartete man ihre Schließung infolge des Geldmangels.
In diesen Speisestätten nahm die Bewegung der Arbeitslosen ihren Anfang. Anstoß dazu gaben Zeitungsnachrichten, daß die Stadtverwaltung

eine große Bestellung auf Straßenbahnwagen an das Ausland zu vergeben beabsichtigte. Die Arbeitslosen, unter denen viele Metallarbeiter waren, besprachen bei ihrer Suppe diese Gerüchte und gerieten in Empörung über die Stadtverwaltung. Hier tauchte der Gedanke auf: die Stadt soll uns Arbeit geben! Besonders Rührige unter den Arbeitslosen gingen von einer Speisestätte zur anderen und agitierten. Allmählich nahm der Plan Gestalt an: sich zu vereinigen und von der Stadtverwaltung öffentliche Arbeiten zu fordern. Aber in den Kreisen der Partei wußte man von diesem Plan nichts, auch in den Zeitungen stand kein Wort darüber.
Als erster unter uns erfuhr von dieser Bewegung und interessierte sich für sie Eugen Litkens, mein Freund und Genosse von der Fahrt aufs Land im November 1905. Er litt noch an Kopfwunden (von denen er sich übrigens nie wieder völlig erholt hat), war sehr nervös, hatte Schwächeanfälle und konnte nicht so für die Partei arbeiten, wie er es gewollt hätte. Aber es zog ihn in die Arbeiterviertel, in die Menge, er empfand ein besonderes Mitleid mit den Arbeitslosen, hatte ein Gefühl der Schuld ihnen gegenüber. So kam er in die Speisestätten, in denen die Arbeitslosen von einem Marsch auf die Stadtverwaltung redeten, und wurde bald der Liebling aller dieser harten, der Verzweiflung nahen Menschen. Aber Eugen wußte selbst nicht, was er seinen neuen Freunden raten sollte: einerseits wollte er ihnen gern in ihrer Not helfen, andererseits träumte er von einem neuen revolutionären Aufschwung mit den Arbeitslosen an der Spitze, fürchtete aber, daß diese in Wirklichkeit am Ende nur die Rolle des Kanonenfutters spielen würden. Da er nicht wußte, was zu tun war, wandte er sich an mich — ich war um ein halbes Jahr älter als er und schien ihm ein erfahrener und gesetzter Mensch zu sein.
Ohne große Begeisterung ging ich mit ihm zum erstenmal in die Speiseanstalt für die Arbeitslosen. Die Mittagszeit war zu Ende. Vor dem Eingang eine schweigende Menge. In dem großen Raum mit den langen Tischen war es leer. Nur in der hinteren Ecke standen etwa zwanzig Mann beieinander. Eugen stellte mich den Anwesenden vor, manche kannten mich aus den früheren Volksversammlungen. Ich erfuhr, daß hier die gewählten Vertreter von fünf oder sechs Speisestätten versammelt waren. Man begann zu besprechen, was man weiter tun sollte. Eugen hielt eine Agitationsrede und forderte mich dann auf, das Wort zu nehmen. Ich beschränkte mich auf einige Sätze:
„Zunächst muß man der Organisation eine Form geben. Der Sowjet der Arbeiterdelegierten ist nicht mehr, schaffen wir an seiner Stelle einen Sowjet der Arbeitslosen. Jede Speiseanstalt soll zwei Vertreter wählen. In der allgemeinen Versammlung werden wir dann beschließen, was weiter geschehen soll. Inzwischen wollen wir versuchen, die Aufmerksamkeit der Presse auf die Bewegung zu lenken."
Ein junger Mann, namens Leo, lang aufgeschossen, hager wie eine Stange, mit blassem Gesicht, erwiderte heftig:
„Gewählt haben wir genug! Wozu brauchen wir die Presse? Die Arbeits-

losen müssen begreifen, daß sie so oder so der Tod erwartet — dann wird man schon von ihnen zu sprechen beginnen, dann wird sich schon für sie Arbeit finden!"
Aber die Mehrheit war auf meiner Seite. Man beschloß, Wahlen durchzuführen und den Sowjet zu bilden. Zwei Tage lang besuchten wir—Eugen und ich — die Speisestätten. Mehrmals schloß sich uns auch Leo an. Eugen agitierte, ich versuchte ihn zu mäßigen und unterstrich die Idee der Organisation. Am zweiten Abend fuhr ich in die Redaktion der halbsozialistischen Arbeiterzeitung „Brandung", schilderte dem Redakteur in krassen Farben die Lage der Arbeitslosen und den Plan der Kampagne für die Forderung öffentlicher Arbeiten und schlug ihm vor: wir würden seiner Zeitung alles Material, das die Bewegung beträfe, übermitteln, er solle sich dafür verpflichten, die Bewegung in jeder Weise zu unterstützen und — sofern er sich dadurch nicht strafbar mache — unsere Aufrufe und Artikel zu veröffentlichen. Ich weiß nicht, ob der Redakteur Sympathie für die Arbeitslosen empfand oder zu meinem mir damals noch selbst unklaren Plan Vertrauen gefaßt oder erraten hatte, daß die Bewegung eine große Sensation werden könnte, er bot mir die Hand und sagte:
„Ich bin mit Leib und Seele bei Ihnen. Die ‚Brandung' ist von jetzt ab Ihr Organ. Und zur Befestigung des Bundes — setzen Sie sich hin und schreiben Sie den Leitartikel für morgen."
Nun, die „Brandung" war keine Parteizeitung, die Mitarbeit in ihr konnte mir die Mißbilligung der Partei eintragen. Außerdem war es schon spät, ich war todmüde nach einem Dutzend im Laufe des Tages abgehaltener Versammlungen. Aber ich schwankte nicht lange. Am nächsten Tag erschien die „Brandung" mit dem Leitartikel „Brot und Arbeit!", unterzeichnet mit meinem Parteipseudonym: Ssergej Petrow. In dem Artikel war alles enthalten — ein Protest gegen die Politik der „knochigen Hand des Hungers", ein Aufruf zur Solidarität der Arbeitenden und der Arbeitslosen, eine scharfe Mahnung an die Stadtväter, ihrer Verantwortlichkeit eingedenk zu sein, die versteckte Drohung, über der Hauptstadt erhöbe sich das Gespenst blutiger Anarchie, der unvermeidlichen Begleiterin der Verzweiflung und des Hungers.
Ich glaube nicht, daß dieser Artikel erhebliche literarische Qualitäten hatte. Aber niemals hat etwas von mir Geschriebenes eine solche Wirkung ausgeübt! Gegen Abend versammelten sich in einer Speiseanstalt die Vertreter der Arbeitslosen. Im Torweg des Hauses und auf dem Bürgersteig drängten sich Menschen, einer von ihnen las den Leitartikel der „Brandung" vor. Man empfing mich mit lauten Begrüßungen: „Dank, Genosse Petrow!" Zuerst verstand ich nicht, wofür mir diese Menschen dankten. Aber rings herum hörte man: „Da habt Ihr es den Dickwänsten richtig unter die Nase gerieben!..." „Jetzt wird unsere Sache in Gang kommen..." „Vorwärts, Genosse Petrow, wir werden schon hinter Ihnen stehen! ..." Ich war nicht wenig verlegen und forderte die Arbeitslosen zur ... Organisation auf — wozu konnte man sie sonst auffordern?

Die Versammlung fand in dem Hinterzimmer des Speisehauses statt. Es waren etwa 30 Delegierte anwesend, auch Eugen und Leo waren gewählt. Man bat mich, den Vorsitz zu führen. Der Raum war unbequem — ein schmales Zimmer mit einem Fenster in der schmalen Wand, mit einem langen Tisch von ihm bis zur Tür. Die einen saßen am Tisch, die anderen standen.

Man nahm die Berichte der Bezirke entgegen, dann arbeitete man eine Resolution aus, die drei Punkte umfaßte:

„Der Sowjet der Arbeitslosen hat das Ziel, die Arbeitslosen aus ihrer unerträglichen Lage zu befreien.

Die nächste Aufgabe des Sowjets ist, die Stadtverwaltung zur Organisation von öffentlichen Arbeiten zu veranlassen.

Zur Erreichung dieses Zieles vereinigt der Sowjet die Arbeitslosen, organisiert die Entsendung einer Deputation ins Rathaus und sucht dann nach weiteren Mitteln, auf die Stadtverwaltung einzuwirken."

Diese Entschließung wurde zur Plattform für die große Bewegung, die ganz Petersburg aufrütteln und weit über sein Weichbild hinaus Anklang finden sollte. Sogar die Verschwommenheit des Ausdrucks in ihr diente zum Besten, sie lockte, sie drohte ... Die Versammlung beauftragte Eugen und mich, die Petition an die Stadtverwaltung zu verfassen. Die Delegierten gingen auseinander, wir blieben allein in dem ungemütlichen kalten Zimmer. Eugen war aufgeregt, träumte von einer neuen Aktion, versicherte mir, daß ich die Menge führen könnte, wohin ich wollte. Ich wußte, daß dem nicht so war, wollte ihm aber eine sofortige Ernüchterung ersparen und schrieb unter seinen leidenschaftlichen, fast fiebrigen Reden auf der Rückseite eines Formulars das Gesuch an die Stadtverwaltung. Aus den dunklen Ecken des Zimmers sahen mich verzagte Augen an, in denen plötzlich ein Strahl der Hoffnung aufleuchtete. Ich fühlte mich im Rechte, im Namen der Petersburger Arbeitslosen zu sprechen, denen ich noch vor kurzem so ferngestanden hatte ... Waren es nicht sie, die mich gebeten hatten: „Treten Sie für uns ein, Genosse Petrow!"? Die Umgebung wirkte offenbar auf die Abfassung der Petition — zu Hause oder in der Redaktion hätte ich niemals die richtigen Worte gefunden:

„Viele Arbeiterfamilien sitzen jetzt ohne Arbeit und Brot da. Von Almosen leben wollen die Arbeiter nicht. Um aus der gegenwärtigen Lage herauszukommen, verlangen wir Arbeit. Unterdessen vergibt die Stadtverwaltung ihre Bestellungen, die uns Arbeit bringen könnten, an das Ausland...

Im Namen der Arbeitslosen, die uns gewählt haben, fordern wir, daß die Stadtverwaltung unverzüglich öffentliche Arbeiten einführt ...

Diese Arbeiten müssen sofort beginnen. Alle Arbeitslosen Petersburgs müssen zu ihnen zugelassen werden. Jeder muß dort einen ausreichenden Verdienst finden.

Wir haben den Auftrag, auf der Ausführung dieser Forderung zu bestehen. Mit weniger wird sich die Masse, die uns geschickt hat, nicht

abfinden. Erfüllen Sie unsere Forderungen nicht, so werden wir Ihre Absage den Arbeitslosen übermitteln, und dann werden Sie nicht mehr mit uns, sondern mit der ganzen Masse sprechen müssen, die uns gesandt hat."

Die Resolution des Sowjets der Arbeitslosen über seine Ziele leitete ich am nächsten Tag der Redaktion der „Brandung" zu, die Petition wollte ich aber zunächst als Flugblatt drucken und unter den Arbeitslosen und Arbeitern verbreiten lassen. Dieser Aufgabe wegen ging ich auf den Meldepunkt des Petersburger Parteivorstandes. Der Sekretär nahm den Text meiner Petition, überflog ihn, schüttelte mißbilligend den Kopf und ging, die Meinung der zuständigen Genossen einzuholen. Nach fünf Minuten kehrte er zurück mit der Antwort: der Petersburger Vorstand kann eine solche Resolution in seiner Druckerei nicht drucken. Ich äußerte meine Meinung über diese Weigerung in recht energischer Form. Rings um uns scharten sich die Genossen, sie waren fast alle gegen mich: Meine Petition beschwöre die utopische Idee des Rechtes auf Arbeit wieder herauf! In ihr stände kein Wort über den Sozialismus! In ihr wäre nichts gesagt über die aktuelle politische Lage! Sie enthielte eine versteckte Drohung! Überhaupt röche die ganze Sache nach Gapon-Geschichten, und je weiter die Partei von ihr abrücken werde, um so besser...

Ich verteidigte mich mit der ganzen Energie, deren ich fähig war, aber vergebens. Äußerst gereizt wollte ich gerade den Meldepunkt verlassen, aber in der Tür hielt mich Frau Krupskaja (Lenins Frau) an: „Hören Sie, Genosse Petrow, sprechen Sie noch darüber mit Iljitsch. Ich glaube, er wird auf Ihrer Seite sein, dann werden Sie die Druckerei des Zentralvorstandes benutzen können."

Am Abend traf ich Lenin in einer Wohnung, wo er sich im geheimen aufhielt. Er saß ohne Jackett an einem kleinen Tisch, und indem er die schmalgeschlitzten Augen zusammenkniff und schmunzelte, fragte er mich nach den Stimmungen der Arbeitslosen und nach meinem Zusammenstoß mit den Genossen auf dem Meldepunkt aus. Er erkundigte sich, ob die Arbeitslosen zu einem Aufruhr in der Straße fähig wären. Ich antwortete, augenblicklich spräche niemand von einem Aufruhr, was später kommen würde, könnte man nicht voraussagen. Die Petition gefiel Lenin: „Gut ausgedrückt", sagte er, „das muß wirken. Wieviel Exemplare brauchen Sie? Tausend? Nein, das ist zu wenig, sagen wir zehntausend!" Er übergab die Bestellung seiner Frau und gab mir beim Abschied den Rat: „Heizen Sie weiter ein! Und auf den Petersburger Vorstand können Sie pfeifen!"

Zwei Tage später waren die Speisestätten für die Arbeitslosen überschwemmt mit unseren Flugblättern. Der Sowjet kam täglich zusammen. Ununterbrochen waren Arbeitslosenversammlungen im Gange, die Flugblätter sickerten in die Fabriken durch, Vertreter der Arbeitenden erschienen in den Speisestätten. Die „Brandung" brachte täglich Einzelheiten über die Lage der Arbeitslosen. Auch bürgerliche Zeitungen

begannen, sich für die Bewegung zu interessieren. Die Reporter bestürmten mich und versuchten insbesondere zu erfahren, wieviel Arbeitslose es in der Stadt gab. Ich nannte die Zahl, die mir am ersten Tag in der Speiseanstalt genannt worden war: vierzigtausend. Offen gesagt, hätte ich lieber eine noch höhere Zahl genannt, aber diese war aus irgendeinem Grund auf allen Lippen, und ich sah keinen Grund, sie zu ändern.
Die Stimmung wurde mit jedem Tag fester. Eugen äußerte sich immer häufiger, man sollte doch eine Demonstration vor dem Rathause veranstalten. Ich bestand auf der Notwendigkeit, zunächst die Organisation zu befestigen. Vermutlich stellte sich so viel Vorsicht bei mir ein, weil ich die mit Hoffnung auf mich gerichteten Tausende von Augen sah und fühlte, daß diese Menschen aus irgendeinem Grund von mir, einem ihnen fremden, neuen Menschen, die Rettung erwarteten. Von außen schien es, als ob ich die Bewegung stark in der Hand hielte, in Wirklichkeit hielt sie mich mit festem Griff.
Da die Arbeitslosen bereits vollzählig „organisiert" waren, gingen wir an die Organisation der Arbeitenden in den Betrieben, die in der Nähe der Speisestätten lagen. Um die Zeit des Arbeitsschlusses näherten sich etwa fünfzig bis sechzig Arbeitslose den Fabriktoren, bildeten eine Kette und hielten die aus den Toren herauskommenden Arbeiter auf. Einer aus dem Sowjet — am häufigsten Eugen oder ich — trat vor, sprach von der Solidarität der Arbeiter mit den Arbeitslosen, vom gemeinsamen Ideal des Sozialismus, vom Kampf mit der Losung: „Brot und Arbeit!" Seit dem November des vergangenen Jahres hatten in Petersburg keine Straßenversammlungen der Arbeiter mehr stattgefunden, und die von uns entfesselte Bewegung brach das Eis, das die Arbeiterviertel gefangenhielt.
In diesen Tagen kam ich ziemlich oft mit Lenin zusammen, da er die Bewegung mit großem Interesse verfolgte. Dagegen war der Petersburger Bezirksvorstand mit mir sehr unzufrieden: hier meinte man, ich hätte ein Abenteuer unternommen, das mit Blutvergießen enden müßte, während ich doch in Wirklichkeit alles tat, um eine „vorzeitige Aktion" zu verhindern!
Aber es war unmöglich, die Sache weiter zu verschleppen: Ostern rückte heran, unter den Arbeitslosen nahm die Ungeduld zu, diese Stimmung übertrug sich auf ihre Vertreter. Eugen nahm zwar nicht im Sowjet Stellung gegen mich, aber meine abwartende Taktik mißfiel ihm offensichtlich, und in Gesprächen unter vier Augen warf er mir vor, ich ersticke die Bewegung, anstatt ihre Flamme zu schüren. Am 28. März sollte die letzte Sitzung der Stadtverordneten vor Ostern stattfinden, und der Sowjet entschied sich, in dieser Sitzung seine Forderungen vorzubringen. Wir beschlossen, den Sowjet zu teilen: die Hälfte der Delegierten sollte mit mir ins Rathaus gehen, im Fall unserer Verhaftung sollte die andere Hälfte, mit Eugen an der Spitze, die Arbeit fortsetzen und eine Straßendemonstration vorbereiten. Man bestimmte drei Redner, arbeitete den Plan der Reden so aus, daß sich eine allmähliche Steigerung ergab.

Als erster sollte Medwedew, ein älterer Drechsler, sprechen, mit der Schlußrede beauftragten wir Leo, der zu den größten Hitzköpfen des Sowjets zählte. Ich selbst lehnte es ab, zu den Stadtverordneten zu sprechen, denn sonst hätte man sagen können, daß Studenten im Auftrage ihrer Partei die Arbeitslosen aufhetzten.
Um acht Uhr abends ging die Deputation die Marmortreppe des Rathauses hinauf und trat, an den überraschten Türhütern vorbei, in den geräumigen lichten Alexandersaal, wo sich die Stadtverordneten in Erwartung der Sitzung allmählich versammelten. „Die Arbeitslosen sind da“, lief es durch den Saal. Wir standen in geschlossener Gruppe nicht weit von der Eingangstür, um uns bildete sich ein weiter Ring von Stadtverordneten. Einer von ihnen kam auf uns zu: „Die Herren Arbeitslosen, nicht wahr? Was wünschen Sie von uns?“ — „Wir sind deshalb hierhergekommen, um zu sagen, was die Arbeitslosen von Ihnen wünschen. Wenn die Sitzung eröffnet werden wird, werden Sie es hören.“
Der Stadtverordnete zuckte die Achsel:
„In die Sitzung werden Sie nicht zugelassen, in der Sitzung können nur Stadtverordnete sprechen. Auch sind zu viele von Ihnen hierhergekommen...“
„Dann gehen wir weg, Sie aber werden nicht mit uns, sondern mit Tausenden von hungrigen Menschen zu sprechen haben!“
Der Stadtverordnete zog sich zurück. Wir standen weiter unbeweglich und schweigend im Zentrum des großen Kreises. Noch ein Stadtverordneter, ein Greis mit einem Fuchsgesicht, näherte sich uns.
„Na, meine Herren Arbeitslosen, da wollen wir mal ein freundschaftliches Gespräch führen ... Du zum Beispiel“ — er wandte sich an einen finster aussehenden Arbeiter —, „durch wen bist du arbeitslos geworden?“
Aber dieser antwortete schroff:
„Scher dich weg! Man hat mich nicht zu freundschaftlichen Gesprächen hierhergeschickt...“
Die Stadtverordneten wichen zurück, aber unsere unbewegliche Gruppe blieb im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. So verging ziemlich viel Zeit. Die Sitzung fing noch immer nicht an. Endlich kam auf uns ein Gemeindebeamter zu:
„Der Herr Bürgermeister bittet die Herren Arbeitslosen in sein Zimmer.“
Der Bürgermeister, ein grauhaariger, beleibter Mann, empfing uns in seinem riesigen, prunkvoll ausgestatteten Arbeitszimmer mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit:
„Meine Herren, man hat mir Ihren Wunsch, uns mit den Nöten der arbeitslosen Bevölkerung bekannt zu machen, mitgeteilt. Ich bin bereit, Sie anzuhören. Sie können mir Ihr Gesuch überreichen.“
Die Antwort war:
„Die Arbeitslosen haben uns hierhergeschickt, damit wir mit der Stadtverordnetenversammlung, nicht aber mit einzelnen Personen sprechen. An Sie haben wir nur eine Bitte — eröffnen Sie die Sitzung.“

„Das kann ich nicht“, antwortete der Bürgermeister, „die Stadtverordneten sind nicht in der für die Sitzung erforderlichen Mindestzahl anwesend. Und wozu brauchen Sie das? Wir können Sie ja doch zur Sitzung nicht zulassen!“
„Dann gehen wir weg...“
„Wie es Ihnen beliebt...“
Als wir durch den Sitzungssaal zogen, bemerkten wir, daß unter den Stadtverordneten große Aufregung herrschte. Aus der Gruppe der schwarzen Gehröcke erschollen nervöse Stimmen: „So geht das nicht ... Wir tragen die Verantwortung für die Ruhe in der Stadt. Die Stadtverwaltung kann doch nicht hungrige Menschen auf den Weg der Anarchie stoßen...“
Als wir näher kamen, mahnten einige leise zum Schweigen. Die Stadtverordneten umringten uns:
„Gehen Sie nicht weg, meine Herren Arbeitslosen ... Warten Sie doch!...“
„Nein, wir gehen, wir haben hier nichts zu suchen...“
„Aber die Mindestzahl ist doch wirklich nicht da, glauben Sie uns doch! Vor den Feiertagen, Sie wissen selbst...“
„Hungrige kennen keine Feiertage...“
Da kam ein Gemeindebeamter atemlos herbeigelaufen:
„Meine Herren Arbeitslosen, der Herr Bürgermeister läßt Ihnen sagen, er bedauere, daß Sie ihm kein Gesuch überreicht haben, das er dem Magistrat vorlegen könnte. Der Herr Bürgermeister unterstreicht auch, daß er weder das Recht hat, Sie zur Sitzung der Stadtverordnetenversammlung zuzulassen, noch auch das Recht, Ihre Zulassung zur Sitzung zu verhindern, das ist die Sache der Stadtverordnetenversammlung selbst. Außerdem ...“
Ohne den Beamten zu Ende anzuhören, wandten wir uns zum Ausgang. In der Tür sagte Medwedew laut, den ganzen Saal mit seiner Stimme erfüllend:
„Zu der nächsten Sitzung kommen wir wieder! Merken Sie sich das!“
In einer Kneipe, nicht weit vom Rathaus, wartete die andere Hälfte des Sowjets auf uns.
„Was hat man Ihnen im Rathaus gesagt?“ fragten die Genossen. Unsere Delegierten zuckten die Achseln, schimpften auf die Stadtverordneten; Hitzköpfe schlugen vor, unverzüglich an die Vorbereitung der Straßenaktion zu gehen. Aber ich meinte, daß unser Erscheinen im Rathaus bei den Stadtverordneten doch einen starken Eindruck hinterlassen hätte und daß der Sieg schon halb unser sei:
„Diese ganze Zeit ist die Bewegung unterirdisch gewachsen. Jetzt tritt sie an den Tag, morgen wird die ganze Stadt von ihr sprechen, sie wird neue Nahrung erhalten, neue Kräfte gewinnen. In einem solchen Augenblick die Entwicklung zu überstürzen, wäre heller Wahnsinn!“
„Also wieder ein Aufruf zur Erweiterung der Organisation?“ unterbrach mich Leo. „Wieder Mahnungen zur Geduld? Der Hunger wartet nicht!“

Die Meinungen im Sowjet gingen auseinander. Ich schlug einen Kompromiß vor:
„Bis zur nächsten Sitzung der Stadtverordnetenversammlung — keine Straßenaktion! Im Falle, daß wir in der nächsten Sitzung nichts erreichen — keine weitere Verschleppung!“
Eben dort wurde beschlossen, die Organisation durch Heranziehung von Vertretern der Arbeitenden zu erweitern. Am nächsten Tage begann eine fieberhafte Tätigkeit. In jeder Speiseanstalt war über die Deputation in das Rathaus Bericht zu erstatten. In den Betrieben wurden Versammlungen abgehalten. Die Polizei hinderte uns fast gar nicht — freilich wurden einige von uns wegen „Ruhestörung“ verhaftet, bald aber auf freien Fuß gesetzt. Die bürgerliche Presse widmete der Bewegung immer mehr Aufmerksamkeit. In den Wahlversammlungen sprach man jetzt von den Forderungen der Arbeitslosen. Von den fortschrittlichen Stadtverordneten — in der Stadtverordnetenversammlung des alten plutokratischen Wahlrechtes gab es etwa fünfzehn solche — erfuhr ich, daß man in den Kreisen des Magistrats durch das Gespenst der Hungeranarchie sehr eingeschüchtert war. Dies alles begünstigte unsere Pläne. Man mußte das Eisen schmieden, solange es heiß war ...
So war die Lage, als Eugen mir mitteilte, daß der Petersburger Bezirksvorstand uns beide zu einer Sitzung einlud, in der die Haltung der Partei gegenüber der Arbeitslosenbewegung behandelt werden sollte. Im Vorstand empfing man uns kalt. Nach meinem Bericht über die Organisation des Sowjets der Arbeitslosen stellte mir ein Vorstandsmitglied die Frage:
„Wieviel Arbeitslose gibt es in Petersburg?“
Diese Frage hatte ich mir als Statistiker von Anfang an selbst gestellt, wußte aber, daß sie ohne eine besondere Erhebung nicht zu klären war. Ich antwortete deshalb, mir wäre die genaue Zahl unbekannt.
„Aber in Ihrem Artikel nennen Sie die Zahl von vierzigtausend Arbeitslosen und erregen so eine Panik in der Stadt.“
Ich erwiderte, daß ich die Quelle dieser Zahl nicht genau wüßte und diese bisher nicht habe prüfen können, aber sie scheine mir zutreffend, und wenn sie eine „Panik“ unter der begüterten Bevölkerung hervorriefe, so würde ich auch weiter von ihr Gebrauch machen. Diese Antwort gefiel den Genossen nicht. Ein Vorstandsmitglied sagte streng:
„Genosse Petrow, Sie fordern öffentliche Arbeiten für alle Arbeitslosen. Aber diese Forderung ist unausführbar: ich habe mit einem Stadtverordneten gesprochen, und er hat mir erklärt, die Stadt könne Arbeitsmöglichkeiten höchstens für zweihundert bis dreihundert Menschen schaffen.“
„Wenn Ihr Stadtverordneter dasselbe im Rathaus wiederholt, was er Ihnen gesagt hat, werde ich beweisen, daß er lügt.“
Eine neue Frage:
„In den von Ihnen verbreiteten Flugblättern sowie in Ihrer Petition klingt versteckt eine Drohung. Aber worauf rechnen Sie für den Fall, daß Sie Ihre Drohung zu verwirklichen hätten?“

Ich antwortete, so gut ich konnte, aber meine Antwort befriedigte die Versammlung nicht. Einige der Vorstandsmitglieder versuchten mich zu unterstützen, aber die Mehrheit betrachtete die Bewegung der Arbeitslosen mit unverhülltem Mißtrauen. Besonders scharf wandte man sich gegen die Idee, die Arbeitenden in den Sowjet einzubeziehen. Nach langen Auseinandersetzungen wurde mit einer Mehrheit von zwei Stimmen beschlossen, die Beteiligung an den Wahlen zum Sowjet der Arbeitslosen nicht zu empfehlen. Nach der Abstimmung sprang Eugen auf und schrie mir zu:
„Gehen wir weg, Genosse Petrow, wir haben hier nichts zu suchen!“
Ich sagte mit äußerer Gleichgültigkeit zu den Genossen:
„Ich nehme Ihren Beschluß zur Kenntnis. Aber er ändert nichts an der Sache. Sie haben auch bisher die Bewegung nicht unterstützt und die Wahlen nicht empfohlen. Ich werde die angefangene Sache fortführen, und wenn sich jemand auf Ihren Beschluß berufen sollte, um die Partei zu kompromittieren, werde ich darauf antworten können, daß alle Flugblätter des Sowjets der Arbeitslosen in der Druckerei des Zentralvorstandes hergestellt worden sind.“
Dies schlug dem Faß den Boden aus — mit überwältigender Mehrheit wurde eine Entschließung angenommen, die von mir verlangte, entweder im Sowjet die Streichung aller Drohungen aus der Petition zu erzwingen oder aus der Bewegung auszutreten. Ich sagte darauf:
„Den Text der Petition kann ich nicht ändern, und wenn ich es könnte, würde ich sie nicht verderben. Auf dieser Stufe aus der Bewegung auszutreten, würde bedeuten, den Posten vor der Schlacht zu verlassen. Ich füge mich also Ihrem Beschluß nicht und stelle Ihnen anheim, mich wegen Verletzung der Disziplin vor das Parteigericht zu stellen.“
Eugen schloß sich meiner Erklärung an, wir verließen die Sitzung, und in unserer Abwesenheit beschloß der Vorstand, die Stadtkonferenz zur Gerichtssitzung über uns einzuberufen.
Die Bewegung breitete sich unterdessen mit jedem Tag weiter aus. Dem Sowjet waren bereits Delegierte von zwei Dutzend Betrieben angegliedert. In den Zeitungen erschienen sensationelle Berichte über die Erfolge des Sowjets — ein Blatt zum Beispiel brachte es fertig, mitzuteilen, der Sowjet hätte 43 286 Arbeitslose um sich organisiert —, eine Genauigkeit, die mir einige lustige Minuten bereitete. Unzweifelhaft war die Öffentlichkeit in diesen Tagen auf der Seite der Arbeitslosen; man meinte, daß die Stadtverwaltung ihnen nachgeben sollte. Man hatte Angst vor dem Hungertyphus, der, wenn er im Keller des Arbeitslosen ausbrach, ins Hochparterre emporsteigen könnte. Und mehr noch als vor Typhus fürchtete man sich vor Anarchie, Mord und Plünderung, die sich in der Arbeitslosigkeit und in der Not entwickeln könnten.
Die öffentliche Meinung war über die Frage der Arbeitslosigkeit so sehr beunruhigt, daß die soeben für die Wahl der Abgeordneten in die Erste Reichsduma gewählten konstitutionell-demokratischen Wahlmänner be-

schlossen, ihrerseits die Deputation der Arbeiter im Rathause zu unterstützen. Außerdem erboten sich noch zwei Organisationen — das Komitee für Arbeiterhilfe und der Verband der Ingenieure —, sich für unsere Forderungen bei der Stadtverwaltung einzusetzen. Sie fragten beim Sowjet der Arbeitslosen an, wie er sich dazu stellen würde. Wir antworteten, wir würden nichts dagegen haben, daß zugleich mit unserer Deputation auch Vertreter von anderen Vereinigungen aufträten. Wir baten nur darum, daß die bürgerlichen Deputationen unabhängig von uns erschienen und die Fragen möglichst eng, im Rahmen ihrer Spezialgebiete vortrügen, die allgemeine, politische Behandlung der Fragen sollte uns überlassen bleiben.
So verstrichen zwei Wochen.
Am 12. April sandte der Sowjet der Arbeitslosen eine Deputation aus dreißig Personen in das Rathaus — fünfzehn Vertreter der Arbeitslosen und ebensoviel von den Arbeitenden. Im ganzen hatte der Sowjet zu dieser Zeit sechzig Mitglieder, aber wie beim erstenmal ging nur die Hälfte der Vertreter ins Rathaus, damit der Sowjet seine Tätigkeit nicht zu unterbrechen brauchte, falls die Deputation verhaftet würde. Diese Vorsichtsmaßregel war notwendig: der Sowjet wurde stark überwacht, seine Sitzungen waren schon zweimal von Spitzeln umstellt, und am 12. April überfiel die Polizei das Lokal, wo die Sowjetsitzung stattfinden sollte, und verhaftete alle Anwesenden. Zum Glück hatten wir die Gefahr gewittert und uns an einer anderen Stelle versammelt.
Das Rathaus hatte einen „großen Tag" — man wartete auf die Arbeitslosen. Der Alexandersaal war überfüllt. Wir waren noch unten an der Treppe, und schon flog es durch den Saal: „Sie sind da!" Vor unserem Eintreffen war das Gerücht in Umlauf gekommen, der Sowjet der Arbeitslosen wäre verhaftet, und dies hatte eine solche Aufregung unter den Stadtverordneten hervorgerufen, daß der Oberbürgermeister samt dem Stadtverordnetenvorsteher zum Stadthauptmann fahren wollte, um die Freilassung der Arbeitslosenvertreter zu erwirken. Wir wurden von Journalisten, Photographen, Zeichnern umringt. Der Bürgermeister kam auf uns zu und sagte liebenswürdig:
„Meine Herren Arbeitslosen, in ihrer Sorge um die notleidende Bevölkerung hat die Stadtverordnetenversammlung beschlossen, Sie als Sachverständige in ihre Sitzung einzuladen. Sie sollen in der uns zu Herzen gehenden Frage über die besten Wege einer Hilfe für die Arbeitslosen zu Worte kommen."
Einer von den linken Stadtverordneten, mit dem ich in diesen Tagen mehr als einmal zusammengekommen war, flüsterte mir zu:
„Alles geht gut. Bleiben Sie fest!"
Vertreter der Wahlmänner für die Reichsdumawahlen und des Verbandes der Ingenieure näherten sich uns, um die Reihenfolge der Redner festzusetzen. Logischerweise hätten wir zuerst sprechen und es den anderen Deputationen überlassen sollen, uns später zu unterstützen. So war es

auch vorgesehen. Aber mit Rücksicht auf die neue Situation warf ich nun den Plan um:
„Wir werden als letzte sprechen!“
Ich befürchtete, daß die Schärfe unserer Reden unsere zufälligen Verbündeten abstoßen würde. Auch wäre es nachteilig gewesen, wenn sie, nach uns sprechend, den Eindruck, den unsere Reden machen mußten, abzuschwächen versuchten. Unsere Deputation verstand ohne Erklärungen diese Taktik; Medwedew sagte leise zu mir:
„Da wir uns als letzte äußern werden, müssen wir dann kräftig mit der Sprache heraus!“
Also sprachen zuerst die Liberalen: Den Arbeitslosen müsse geholfen werden! Das sei nicht nur das Gebot der Nächstenliebe, sondern auch der Wunsch der ganzen Bevölkerung. Die Ingenieure boten der Stadtverordnetenversammlung ihre unentgeltliche Hilfe bei der Organisation von öffentlichen Arbeiten an. Dann kam die Reihe an unsere Deputation. Als erster bestieg Medwedew die Tribüne. Kräftig gebaut, etwas beleibt, mit seinem würdevollen Gesicht, mit breitem schon angegrautem Bart ähnelte er mehr einem Kirchenältesten als einem Revolutionär, und sein Erscheinen auf der Tribüne wurde im ganzen Saal mit einem beifälligen Murmeln aufgenommen. Er räusperte sich, wischte sich seine riesigen runden Brillengläser ab und begann fest, mit ruhiger Betonung:
„Meine Herren Stadtverordneten! Von der Not der Arbeitslosen wissen Sie genug. Und weshalb wir hierhergekommen sind, wissen Sie auch. Wir bitten Sie um nichts, wir fordern. Wir sind zu Ihnen im Auftrage des Arbeitsvolkes gekommen, diesem gehören von Rechts wegen alle Gelder, über die Sie verfügen ...“
Dann verlas er, immer fest und ruhig, unsere Petition. Als zweiter sprach ein Arbeiter vom Putilow-Werk, Nikolaj, der schon während der Gapon-Bewegung im Januar 1905 durch seine Rednerbegabung bekannt geworden war. Er sprach von der Not und der Verzweiflung der Arbeitslosen und endete mit den Worten:
„Zum ersten Male hören Sie hier Arbeiter. Merken Sie sich alle das, was wir Ihnen sagen: wenn Sie den Arbeitslosen keine Arbeit schaffen, so wird diesen nur ein Weg offen bleiben: hinzugehen und zu plündern! Wen? Zunächst sicherlich Sie!“
Nach ihm sprachen zwei Vertreter der Arbeitenden, am Schlusse bekam Leo das Wort. In seinem Gesicht war kein Tropfen Blut, er bebte am ganzen Körper und schleuderte Worte in die Versammlung, die weit über die Grenzen der vorbereiteten Rede hinausgingen:
„Mein Genosse meinte, Sie wüßten genug von der Not der Arbeitslosen ... Nein, Sie haben niemals Not gesehen, niemals erlebt, was Hunger bedeutet ... Woher sollen Sie wissen, was die Verzweiflung eines Hungernden ist? ... Aber wir wissen es, ich weiß es ... Sie haben nicht einmal Arbeitslose aus der Nähe gesehen, aber ich kann Ihnen erzählen, wie sie leben. Sie haben mich hierhergeschickt. Noch heute morgen haben sie zu

mir gesagt — nicht einer unter ihnen, sondern Hunderte, Tausende: ‚Geh hin, rede mit den Stadtverordneten, die vom Volke gewählt sind, schleudere ihnen die Wahrheit ins Gesicht, sag ihnen alles. Und wenn sie dich nicht hören werden, was dann? Wir haben nichts zu verlieren, nichts zu befürchten, wir werden selbst zum Rathaus gehen, alle werden wir hingehen, und dann werden wir nicht mit den Stadtverordneten sprechen, sondern sie an der Kehle packen!‘“
Todesstille herrschte im Saal, als Leo von der Tribüne stieg. Der Präsident der Stadtverordnetenversammlung, der bekannte Rechtsradikale Graf Bobrinski, läutete mit der Glocke und erklärte:
„Im Namen der Stadtverordnetenversammlung danke ich den Herren Sachverständigen, die uns ihre Auffassungen in der Frage der Arbeitslosenhilfe dargelegt haben. Die Stadtverordnetenversammlung geht zur Besprechung des Berichts des Magistrats in derselben Frage über. Ich bitte die Nichtmitglieder, den Saal zu verlassen.“
Ich antwortete im Namen der Deputation:
„Wir werden diesen Saal nicht verlassen, ehe wir eine Antwort auf unsere Forderungen erhalten haben.“
Eine Bewegung im Saal. Der liberale Stadtverordnete kam auf mich zu und flüsterte mir eindringlich zu:
„Überspannen Sie den Bogen nicht! Sie werden alles verderben ...“
„Nein, es muß so sein!“ antwortete ich.
Graf Bobrinski ließ eine Pause eintreten. Die bürgerlichen Deputationen und die Pressevertreter verließen freiwillig den Saal; wir blieben auf unseren Plätzen — zwischen den Sitzen für die Stadtverordneten und der erhöhten Tribüne für das Präsidium und den Magistrat. Nach privaten Unterredungen mit den Gruppen der Stadtverordneten eröffnete der Graf die Sitzung wieder.
Ein Bericht des Magistrats wurde verlesen: die Stadt hat Arbeit für viertausend bis fünftausend Personen, die öffentlichen Arbeiten müssen sofort in Gang gebracht werden, da sie gerade jene Form der Hilfe darstellen, die, „ohne die Gefühle der Arbeitslosen zu verletzen, auch ihren sinkenden Mut stärken wird“. Wir trauten unseren Ohren nicht ...
Auf der Stelle, in unserer Anwesenheit beschloß die Stadtverordnetenversammlung, einen Vorbereitenden Ausschuß für die Ausarbeitung eines Planes der öffentlichen Arbeiten einzusetzen und eine halbe Million Rubel als unmittelbare Hilfe für die Arbeitslosen zu bewilligen (eine zu jener Zeit ungeheure Summe). Man wählte unverzüglich den Ausschuß von zwölf Mitgliedern — durchweg aus links gerichteten Persönlichkeiten. Der Präsident erklärte die Sitzung für geschlossen, verließ seinen Sitz und beglückwünschte uns wohlwollend zum Erfolg.
„Sie können jetzt zu Ihren Genossen zurückkehren und ihnen übermitteln, was Sie hier gesehen und gehört haben. Mit reinem Gewissen werden Sie ihnen sagen können, daß die Stadtverordneten zu allem bereit sind, um das Elend der Arbeitslosen zu mildern.“

Zur großen Überraschung des Grafen antworteten wir ihm, daß wir das Rathaus nicht verlassen könnten, bevor wir uns mit dem Vorbereitenden Ausschuß über die weitere Arbeit verständigt hätten. Der eben gewählte Vorsitzende des Ausschusses, der bejahrte liberale Rechtsanwalt Kedrin, zeigte empört auf die Uhr:
„Mitternacht ist schon vorbei! Was für eine Sitzung ist jetzt möglich? Es ist Zeit, schlafen zu gehen!"
„Wir können nicht schlafen, wenn wir an Tausende hungriger Genossen denken, die auf uns warten ..."
„Aber wir müssen uns konstituieren, bevor wir mit Ihnen sprechen können", drängte Kedrin.
„Konstituieren Sie sich unverzüglich, wir werden inzwischen unsere Angelegenheiten besprechen."
Die Mitglieder des Ausschusses zogen sich zur Beratung zurück, und wir eröffneten am Magistratstisch die Sitzung des Sowjets. Wir beschlossen, zu verlangen, daß der Ausschuß durch zwölf Vertreter von uns ergänzt werde, und daß er unverzüglich, noch in dieser Nacht, die erste Sitzung abhalte. In dieser Sitzung sollte der Ausschuß beschließen, in jedem Stadtbezirk eine Stelle für die Registrierung der Arbeitslosen einzurichten. Auf diese Weise hoffte ich den Sowjet zu legalisieren und ihn vor weiteren Angriffen der Polizei zu schützen. Wir waren gerade mit diesen Fragen zu Ende, als Kedrin, begleitet von anderen Ausschußmitgliedern, erschien.
„Meine Herren Arbeitslosen! Der Ausschuß hat sich konstituiert und fordert Sie auf, drei Vertreter für die Arbeit in den Ausschuß zu wählen."
Unsere Antwort war, daß wir in den Ausschuß nur auf dem Boden der Gleichberechtigung mit den Stadtverordneten eintreten würden, d. h. in derselben Zahl und mit demselben Abstimmungsrecht. Kedrin, empört durch unsere neue Forderung, schrie:
„Dies wird nicht geschehen. Der Ausschuß wird auch ohne Sie fertig werden!"
Wir sahen uns an und wandten uns schweigend zum Ausgang. Aber wir hatten noch nicht die Mitte des Vorsaals erreicht, als Kedrin uns einholte:
„Der Ausschuß hat beschlossen, Ihrem Wunsch stattzugeben. Praktisch hat es aber keine Bedeutung: im Vorbereitenden Ausschuß haben alle Mitglieder nur beratende Stimme, Abstimmungen werden nicht stattfinden."
Wir dankten den Stadtverordneten für ihr Entgegenkommen.
„Nun, und jetzt nach Hause!" schlug Kedrin vor.
„Nein! Wir fordern den Ausschuß auf, seine erste Sitzung sofort abzuhalten."
„Jetzt! Wo es bald zwei Uhr ist! Unmöglich, wir sind auch Menschen, wir wollen schlafen!" protestierte Kedrin.
„Und wir, sind wir keine Menschen?" erwiderten die Arbeitslosen. „Wir sind seit sechs Uhr morgens auf den Beinen! Wieviel wir getippelt sind,

um hierherzukommen! Die Polizei sucht nach uns, niemand von uns weiß, ob er nicht, wenn er in seine Wohnung kommt, in einen Hinterhalt gerät. Seit Mittag haben viele von uns nichts zu sich genommen. Aber wir schützen keine Müdigkeit vor!"

Kedrin wurde weich:

„Sie haben recht, meine Herren! Wenn die Herren Stadtverordneten nichts dagegen haben, werde ich trotz der späten, d. h. der frühen Stunde die Sitzung eröffnen."

Es graute schon, als der verschlafene Pförtner uns aus dem Rathaus hinausließ. Der Ausschuß hatte unsere sämtlichen Vorschläge angenommen. Vor Müdigkeit konnten wir kaum einen Fuß vor den anderen setzen, aber voll Freude gingen wir in einer dichtgedrängten Schar durch die menschenleeren Straßen. Medwedew hatte zärtlich seinen Arm um meine Schultern gelegt und wiederholte immer wieder, daß alles nach dem Schnürchen gegangen war. Wie es ausgedacht war, so sei es auch vollbracht. Ich fühlte im Innern des Herzens, daß die Angst der Stadtverwaltung vor den Arbeitslosen sich bald zerstreuen würde, daß es schwerfallen würde, die von uns so leicht gewonnenen Stellungen zu behaupten. Aber ich wollte nicht daran denken — vorläufig hatten wir das Versprechen der Stadtverwaltung, öffentliche Arbeiten einzurichten, hatten Mittel für die Erweiterung der Speiseanstalten, bekamen einen neuen Organisationsapparat...

Ich weiß nicht, ob ich auch nur eine Stunde in dieser Nacht geschlafen habe. Am frühen Morgen begannen Versammlungen in den Speisestellen, Meetings vor den Fabriktoren, Sitzungen, Besprechungen.

Der Sowjet war auf dem Gipfel seines Ruhmes, als die Parteikonferenz zusammentrat, die über mich und Eugen wegen der Verletzung der Disziplin entscheiden sollte. Selbstverständlich dachte jetzt niemand an ein Gericht über uns; die Konferenz nahm eine Entschließung auf größtmögliche Unterstützung des Sowjets der Arbeitslosen an, und die Spannung zwischen uns und der Partei war erledigt. Im weiteren ging der Sowjet bis zum Ende der Bewegung Hand in Hand mit der Partei.

Die Erste Reichsduma

Vor der Eröffnung der Ersten Reichsduma hatte die Zarenregierung vollständig den Kopf verloren. Einerseits suchte sie zu zeigen, daß sie dem Konstitutionalismus keine einzige Position preisgegeben hatte, andererseits konnte man das Bestreben bemerken, die Bevölkerung nicht ohne Not zu reizen.

Die Zeitungen faßten Mut, in den Versammlungen erschollen ungehindert scharfe Oppositionsreden. Die Polizei wußte nicht mehr, wen sie packen sollte und wen nicht. Diese Unentschlossenheit der Polizei konnte ich

bald nach unserem Auftreten im Rathause in meinem eigenen Fall spüren.
Ich war zu der Parteikonferenz in der Handwerksabteilung eingeladen. Eine Diskussion über taktische Probleme stand bevor — der Wortführer der Menschewiken war Martynow (der später zu den Bolschewiken übergelaufen ist und jetzt einen Posten im Kreml innehat), die bolschewistische Plattform sollte ich verteidigen. Die Konferenz fand in einer Tanzschule statt. Anwesend waren etwa dreißig Personen.
Aber wir waren noch nicht dazu gekommen, die Sitzung zu eröffnen, als die Polizei erschien — ein Offizier, ein halb Dutzend Revierbeamte, ein Dutzend Schutzleute. Übrigens wurde weder das übliche Kommando „Hände hoch" noch auch die Drohung ausgesprochen, von der Waffe Gebrauch zu machen. Der Offizier beschränkte sich auf eine höfliche Aufforderung:
„Ich bitte die Herrschaften, ihre Plätze nicht zu verlassen, und den Herrn Veranstalter der Versammlung, zu mir zu kommen."
Wir beschlossen zu erklären, wir wären zum Tanz zusammengekommen. Zu den Verhandlungen schickte man mich und einen Handlungsgehilfen vor.
„Sie sind die Veranstalter der Versammlung?" wandte sich der Polizeioffizier an uns.
Der Handlungsgehilfe antwortete:
„Welcher Versammlung? Dies sind einfach gute Bekannte, die zum Tanzen zusammengekommen sind."
Der Offizier sah uns aufmerksam an und sagte:
„Sieht nicht danach aus. Ein Publikum zum Tanzen und ein Publikum für Politik ist nicht schwer zu unterscheiden."
Der Handlungsgehilfe tat gekränkt:
„Weshalb, sagen Sie mir bitte, darf ich denn nicht einen Abend in einer Tanzschule verbringen?"
Der Offizier betrachtete ihn noch einmal und meinte versöhnlich:
„Von Ihnen spreche ich ja nicht. Aber dann passen Ihre Damen nicht her. Hier ist ein Irrtum unmöglich."
Dies kam so unerwartet, daß einige von uns laut loslachten, und unser Versuch der Geheimhaltung mußte aufgegeben werden. Nun beschlossen wir, der Polizei keine Erklärungen abzugeben — mochte sie selbst herausbringen, was für eine Versammlung wir vorgehabt hatten.
Wir fanden noch Zeit, die Papiere, die uns belasten konnten, zu vernichten. Die Ausweise waren bei allen in Ordnung. Also gab es keinen Grund sich aufzuregen.
Der Polizeioffizier nahm ein Verzeichnis der Festgenommenen auf. Als er die Liste fertig hatte, fragte er noch einmal:
„Sind das alle?"
„Alle!"
„So. Also", er nahm ein Papier aus der Tasche und las deutlich vor:

„Konferenz der Handwerksabteilung beim Petersburger Vorstand der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands.“

Es war klar: Wir waren durch einen Spitzel verraten worden.

Aus der Tanzschule brachte man uns auf die nächste Polizeiwache; von da aus wurden die Frauen nach dem Gefängnis im Litauischen Schloß, die Männer in das Gefängnis bei der Moskauer Wache abgeführt, wo wir auf drei ziemlich große und sehr schmutzige Zellen verteilt wurden. Mitternacht war längst vorüber, als wir uns auf die Pritschen legten. Trotz einer Menge Wanzen schlief ich sofort ein. Auch die Genossen konnten sich offenbar nicht über Schlaflosigkeit beklagen.

Aber am nächsten Morgen standen wir ziemlich übelgelaunt auf. Wir waren darauf gefaßt, im besten Falle auf dem Verwaltungswege ausgewiesen zu werden. Für die Verheirateten mit Kindern zu Hause war dies eine Katastrophe. Um die Genossen von den traurigen Gedanken abzulenken, schlug ich vor, die für die Konferenz vorgesehene Diskussion zu eröffnen. Martynow unterstützte mich. Die Genossen lagerten sich im Kreise auf den Pritschen, und die Diskussion begann.

Martynow sprach so wirr, daß man seinen Gedanken nur schwer folgen konnte. Aber seine Argumentation war interessant. Alle Aufmerksamkeit konzentrierte er auf den von den Bolschewiken empfohlenen kleinen Krieg und auf die Frage, wie sich die verschiedenen Schichten der Gesellschaft zu diesem Verfahren stellen würden. Den Hauptfehler der Bolschewiken sah er darin, daß sie ihre Taktik ohne Rücksicht auf die „öffentliche Meinung“ wählten. In dieser Form war sein Gedanke von allen Seiten leicht anzugreifen, und die Bolschewiken unter den Zuhörern waren sehr von der Art befriedigt, in der ich ihn dann zerzauste. Aber Martynow gab nicht nach. Seine Replik begann er:

„Offensichtlich hat hier niemand ein Wort von dem, was ich gesagt habe, verstanden ...“

Und er versuchte zu erklären, was er unter „öffentlicher Meinung“ verstand. Wiederum sprach er lange, ungeordnet, wirr, mit endlosen Abschweifungen. Den Zuhörern, sogar seinen Anhängern, mißfiel diese Rede entschieden. Aber auf mich verfehlten Martynows Worte ihre Wirkung nicht, und ich antwortete ihm viel zurückhaltender als das erstemal ...

Martynow und ich stritten uns, bis die Nacht hereinbrach, diskutierten auch den ganzen nächsten Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Den Genossen, die unseren Streit verfolgten, ging es darum, sich irgendwie die Zeit zu vertreiben. Aber für mich hatte diese Diskussion eine Bedeutung, von der Martynow wahrscheinlich gar nichts ahnte: zum erstenmal mußte ich über den Unterschied zwischen der bolschewistischen und der menschewistischen Taktik nachdenken, und ich fühlte, daß man den Menschewismus nicht einfach als eine „kleinbürgerliche Kompromißlerei“ ablehnen kann. Insbesondere sah ich ein, daß wir mit unserer Verherrlichung des Freischärlertums eine schiefe Ebene betraten und daß diese Taktik zu einer die Revolution gefährdenden Abenteuerpolitik aus-

arten könnte. Kurz, diese Diskussion im Gefängnis hat meinem Bolschewismus einen empfindlichen Stoß versetzt.
Nach drei Tagen wurden wir alle ohne Verhör freigelassen. Der Polizei fehlten offenbar die Unterlagen für eine Anklage, und der Provokateur, der uns verraten hatte, stand in der Meinung seiner Vorgesetzten wohl nicht hoch genug ...
Gerade vor der Eröffnung der Duma erlebte die Sozialdemokratische Partei ein wichtiges Ereignis: in Stockholm trat der Parteitag zusammen, der in der Parteigeschichte merkwürdigerweise als „Vereinigungsparteitag" bezeichnet wird, obwohl nach ihm der Kampf zwischen Bolschewiken und Menschewiken innerhalb der Partei eine noch nicht dagewesene Schärfe angenommen hat. Von den Verhandlungen und Entscheidungen des Parteitages erfuhr ich aus dem Bericht, den Lenin vor den Petersburger bolschewistischen Parteifunktionären erstattete. Der Vortrag war scharf polemisch: auf dem Parteitag hätte der kleinbürgerliche, opportunistische Flügel den Sieg davongetragen; die kleinen Handwerker aus dem jüdischen „Bund" und die kaukasischen Kleinbauern hätten die rein proletarischen Organisationen Rußlands, die durch Bolschewiken vertreten waren, überstimmt; der Parteitag hätte eine Reihe von menschewistischen Entschließungen angenommen und einen Zentralvorstand gewählt, der sich aus sieben Menschewiken und drei Bolschewiken zusammensetzte. Am schlimmsten wäre die Entschließung des Parteitages in bezug auf die Duma: der Parteitag hätte es unter anderem als wünschenswert bezeichnet, daß, falls Sozialdemokraten gewählt würden, sie in der Duma eine sozialdemokratische Fraktion bildeten. Durch diese Resolution hätte die Partei sich bereit erklärt, Menschen, die mehr oder weniger zufällig in die Duma gelangt wären, als ihre Vertreter anzuerkennen.
Die Gefahr wäre dadurch noch größer, daß die Wahlen in die Duma nicht überall zu Ende wären und der Parteitag beschlossen hätte, die Sozialdemokratische Partei müßte bei den noch bevorstehenden Wahlen (unter anderem im Kaukasus, wo in der Partei die Menschewiken herrschten) eigene Kandidaten aufstellen.
Auf diese Weise würden die Menschewiken, die schon nach dem Parteitag den Zentralvorstand in ihre Hände gebracht hatten, noch eine neue Waffe, die legale Dumavertretung, erhalten! Unter diesen Umständen forderte Lenin die Bolschewiken auf, sich bereit zu halten, die opportunistischen Resolutionen des Parteitages und die noch stärker opportunistischen Richtlinien, die der Zentralvorstand noch erlassen würde, durch „revolutionäre Taten zu korrigieren" und vor allem auf die zukünftige Dumafraktion scharf aufzupassen. Die sozialdemokratische Vertretung in der Duma hatte also nicht nur die Gegnerschaft der Klassenfeinde des Proletariats, sondern auch eines bedeutenden Teiles ihrer eigenen Partei zu erwarten!
Am 27. April wurde die Reichsduma eröffnet. Die Abgeordneten strömten

nach dem Empfang durch den Zaren im Winterpalast in den für das Parlament bestimmten Taurischen Palast. Die Menge in den überfüllten Straßen empfing sie mit Hurrarufen. Besonders warm wurden die bäuerlichen Abgeordneten gefeiert: je bäuerlicher der Abgeordnete aussah, je mehr sein Kittel von den städtischen Jacketts und Paletots abstach, je breiter sein Bart war, um so lauter erscholl das Hurra, mit dem er begrüßt wurde. Und nicht der demokratische Teil der Menge allein, sondern auch die Bürger, die für die Liberalen gestimmt hatten, sahen mit warmer Hoffnung auf die zur Duma schreitenden Bauern. Ich erinnere mich nicht mehr, ob unter den bäuerlichen Abgeordneten auch solche waren, die noch Bastschuhe trugen, aber ich zweifle nicht daran, daß Bastschuhe an diesem Tag einen mit nichts zu vergleichenden Erfolg gehabt hätten.
Hie und da richteten die Abgeordneten Ansprachen an die Menge. Die Reden waren liberal: sie forderten zur Ruhe auf und versprachen, daß die Duma alle Hoffnungen des Volkes erfüllen werde.
Die bäuerlichen Abgeordneten schwiegen mürrisch. Der Empfang im Palast, der Luxus des Hofes in Verbindung mit der leeren Rede des Zaren hatten sie mit Niedergeschlagenheit erfüllt.
Aber plötzlich trat vor die Menge ein Abgeordneter, der Arbeiter war, Michajltschenko. Bergmann aus dem Donezbecken, konnte er selbst nicht gut erklären, wie er eigentlich in die Duma gekommen war. Die Partei hatte sich in seiner Provinz für den Boykott der Wahlen ausgesprochen. Aber die Kampagne war schwach durchgeführt worden, die Arbeiter hatten nicht überall gewußt, was die Sozialdemokraten wollten. Die Werke und Zechen hatten ihre Vertreter ohne vorherige Agitation, blindlings, aber immerhin unter den Radikalgesinnten gewählt. Die Wahl ablehnen durfte man nicht — die Belegschaft hätte dies für Feigheit gehalten. So war Michajltschenko zum Bevollmächtigten, dann zum Wahlmann und schließlich mit Unterstützung der bäuerlichen Wahlmänner zum Dumaabgeordneten gewählt worden.
Ein einfacher Bursche, nicht besonders gebildet, aber aufgeweckt und revolutionär gesinnt, fühlte er sich bei den Feierlichkeiten am 27. April nicht sehr behaglich. Und nun wandte er sich mit treuherzigen Worten an die Menge, in der er Arbeitergesichter bemerkt hatte.
Er sprach davon, daß er nicht auf seinen Wunsch in die Duma gekommen war, die von den aufgeklärten Arbeitern boykottiert wurde. Ihm machte es nichts aus, daß er in der Duma war — in Wirklichkeit bliebe er derselbe Arbeiter, der er sein Lebenlang gewesen war. Er erzählte von dem Empfang im Winterpalast: „Sie wollen uns durch ihren Reichtum, ihr Gold blenden. Aber durch wen ist dieses Gold gewonnen? Durch unsern Schweiß, durch unser Blut..."
Dieses Auftreten machte sogar auf die Boykottisten Eindruck, die bereit gewesen waren, jeden Arbeiter, der sich hatte wählen lassen, als einen Streikbrecher auszupfeifen. Michajltschenko verziehen sie seine Wahl in die Duma.

Mit der Eröffnung der Duma machte sich im öffentlichen Leben eine Belebung bemerkbar.
Das Erscheinen einer Fraktion des Arbeitenden Volkes (der „Trudowiken“, einer radikalen Bauernpartei, die den linken Flügel des Parlaments bildete) erhöhte das Ansehen der Duma und beflügelte die Hoffnungen, die sich auf sie richteten.
Auch in den Arbeiterkreisen wurde es lebendig. Die seit der Dezemberniederlage eingetretene Erstarrung war weg. Jetzt gingen die Arbeiter gern in die Versammlungen und luden die Parteiagitatoren zu sich in die Betriebe. Die Versammlungen verliefen mit einem Schwung, der an die besten Tage des Jahres 1905 erinnerte.
Dies wirkte sich am 1. Mai aus. Neu war an diesem Tag, daß die Abgeordneten aus der Bauern- und der Arbeiterschaft in den Betrieben sprachen. Man empfing sie mit Begeisterung. Der Tag brachte mehrere Zusammenstöße mit der Polizei und den Kosaken, die von der Nagajka Gebrauch machten. Aber bis zu Schießereien kam es nicht ... In dieser Atmosphäre des allgemeinen Aufschwungs begann die Erste Reichsduma ihre Arbeiten.
Zum Unglück aber war es ihr nicht beschieden, die Hoffnungen der Bevölkerung zu erfüllen — die Konstitutionell-Demokratische Partei, die in ihr vorherrschend war, suchte jede Annäherung der Duma an die revolutionäre Bewegung zu verhindern. Damit zerriß sie selbst alle Fäden, die zwischen dem jungen Parlament und den Volksmassen zu entstehen begannen, und beraubte die Volksvertretung der Kraft, mit der sie der vorrückenden Reaktion hätte Widerstand leisten können.
Diese selbstmörderische Politik setzte schon am ersten Tag nach der Eröffnung der Duma ein, bei der Beratung der Antwort auf die Thronrede. Der Antwort verlieh man das Gepräge eines untertänigen Gesuches, die Notwendigkeit der Reformen wurde aus den Interessen der Krone selbst abgeleitet. Und so groß war der Einfluß der Liberalen in der Duma, daß es ihnen gelang, die Stimmen der „Trudowiken“ für diese Adresse zu gewinnen — diese wurde fast einstimmig angenommen, worüber die liberale Presse jubelte. Aber außerhalb der Duma, und nicht allein unter den Arbeitern, sondern auch in demokratischen bürgerlichen Kreisen brach starke Unzufriedenheit gegen die Dumamehrheit hervor. Das Pendel der öffentlichen Stimmung schlug nach links aus — sehr weit nach links über die Duma hinaus.
Das war Wasser auf die Mühle der Bolschewiken. Sie begannen einen energischen Feldzug gegen die Duma, der einen starken Widerhall in der Bevölkerung fand. In den Arbeiterkreisen schimpfte man auf die Duma mit mehr Haß als auf die Polizei und auf den Zaren. Die Stimmung war derart, daß es nicht schwergefallen wäre, eine Demonstration gegen die Duma zu veranstalten; aber die vereinten Kräfte sämtlicher Parteien hätten nicht ausgereicht, um irgendeine Aktion zur Unterstützung der Duma hervorzurufen.

Die liberale Presse entrüstete sich darüber, daß die Polizei absichtlich den Revolutionären die Möglichkeit gäbe, die Duma zu kritisieren, um sie mit Hilfe der Linken in den Augen des Volkes herabzusetzen. Die Linken blieben die Antwort nicht schuldig. Es entbrannte ein Streit darüber, wer dem Zarismus in die Hand arbeite: die Liberalen oder die Revolutionäre. Und sehr bald blieb von der „Einigkeit" der Opposition keine Spur übrig.
Aber sobald eine Woche später die Duma zur Antwort auf die herausfordernde Deklaration der Regierung die von den Trudowiken beantragte Tagesordnung mit der schroffen Forderung des sofortigen Rücktritts des Kabinetts angenommen hatte, schlug die Stimmung in Petersburg, ja im ganzen Lande um; die Klagen über die Duma verstummten, die Hoffnungen auf die Volksvertreter wurden wieder wach. Die Polizei verbot sozialistische Zeitungen und Versammlungen. Aber in den Betrieben nahm man Entschließungen an, in denen die Duma aufgefordert wurde, für die Einberufung einer Verfassunggebenden Nationalversammlung zu kämpfen, und die ihr in diesem Kampfe die Unterstützung des Volkes versprachen. An diesen Tagen war die Duma in den demokratischen Kreisen auf der Höhe ihres Ruhmes.
Und dann verschwand diese Popularität der Duma wieder. Zwei Monate später, als die Reaktion beschloß, mit ihr ein Ende zu machen, erhob sich keine einzige Hand zu ihrer Verteidigung, und rings um den Taurischen Palast herrschte die Leere der Gleichgültigkeit...
Wie konnte das geschehen? Diese Frage ist nicht nur für die Historiker von Bedeutung.
Die Duma verriet in nichts die Grundsätze des Liberalismus. Durch ihre Anfragen an die Regierung kämpfte sie mit der Polizeiwillkür, die im Lande herrschte. Als die Proteste gegen die Massenerschießungen im Lande am lautesten erschollen, empfing auch sie die Minister mit Rufen wie: „Henker! Mörder! Zurücktreten!" Aber dieser Kampf sollte nach dem Plan der Liberalen ausgefochten werden, ohne daß die Monarchie erschüttert würde! Ihr Kampfziel war, dem beschränkten, mißtrauischen, grausamen und feigen Zaren zu beweisen, daß die von ihm ernannten Minister nichts taugten und daß ein anderes, das Vertrauen des Volkes genießendes Kabinett ihm und dem Lande die Ruhe viel besser sichern würde. Und in dem Maße, wie es sich herausstellte, daß die Dumamehrheit fest entschlossen war, in ihrem Kampf gegen das Kabinett diesen Boden nicht zu verlassen, verwelkten und verblichen die Hoffnungen der demokratischen Schichten auf die Duma.
Auch die gesetzgeberische Tätigkeit der Ersten Duma kühlte die Sympathien der Volksmassen für sie ab. Die Mehrheit der Duma hatte das Gefühl, als ob sie auf politische Reife geprüft würde, und befürchtete am meisten, im Fach der konstitutionell-monarchistischen Loyalität durchzufallen.
So konnten zwar die Reden, die von der Tribüne der Duma erschollen,

und der Kampf des Parlaments gegen die Regierung die Volksmassen revolutionieren, zugleich stieß aber die Taktik der Dumamehrheit diese Massen vom Parlament ab. Warum übernahm aber die äußerste Linke der Volksvertretung in diesen Tagen nicht die Aufgabe, die revolutionären Kräfte zu sammeln? Die Antwort ist einfach: die Linke war zu schwach. Sie zählte fünfzehn Arbeiter. Diese wußten das eine genau, daß sie sich an die Arbeiterpartei und an das Arbeiterprogramm halten mußten, und unverzüglich nach der Ankunft in Petersburg hatten sie Fühlung mit der sozialdemokratischen Organisation aufgenommen.
Man braucht aber kein Wort darüber zu verlieren, daß sie auf die parlamentarische Tätigkeit ganz und gar nicht vorbereitet waren. Sie wiederholten von der Dumatribüne die Forderung, daß „alles nach dem Programm der Sozialdemokratischen Partei" geschehen müsse, und waren bereit, ihre Unterschriften unter jedes beliebige vom Zentralvorstand verfaßte Schriftstück zu setzen. Deshalb waren ihre schriftlichen Deklarationen von bestimmten politischen Gedanken durchdrungen, ihre mündlichen Erklärungen aber keinen Pfifferling wert.
Im Juni erschienen im Taurischen Palast die Abgeordneten des Kaukasus: Noa Shordania, Isidor Ramischwili und andere. Auf sie gestützt, bildete der Zentralvorstand die Sozialdemokratische Fraktion.
Die reaktionäre Zeitung „Nowoje Wremja" schrieb: „Als ein Unglück, ein geradezu verhängnisvolles Unglück hat sich die Ankunft der kaukasischen Abgeordneten erwiesen. Die Duma hat sich seit eben dieser Zeit von der Kette losgerissen."
Das war eine Übertreibung. Aber immerhin begann seit diesem Tage in der Duma etwas Neues: zwischen dem Häuflein der Sozialdemokraten und den Liberalen brach ein Kampf um den Einfluß auf die bäuerlichen Abgeordneten aus.
Es war ein ungleicher Kampf: die Liberalen hatten für sich nicht nur die größere Zahl, auf ihrer Seite waren auch mehr Kenntnisse, mehr politische Erfahrenheit, mehr Autorität, mehr rednerische Begabungen. Und die Bauern in der Duma trollten, wenn auch unlustig, widerstrebend, hinter den Liberalen her.
Indessen suchten die Abgeordneten aus der Arbeiterschaft Fühlung mit dem Petersburger Proletariat. Noch vor der Bildung der Sozialdemokratischen Fraktion besuchten sie gern die Betriebe und traten in den Versammlungen auf. Dabei dachten sie am wenigsten daran, den Arbeitern bestimmte Ansichten beizubringen. Sie konnten nur wiederholen: „Organisiert euch, Genossen! Fallt nicht auf Provokationen herein! Seid bereit zum entscheidenden Kampf!"
Und die Arbeiter gewannen ihre Abgeordneten lieb. Kamen hier die uns verhaßten „konstitutionellen Illusionen" oder andere Ursachen zur Geltung — jedenfalls fanden die Abgeordneten, die ziemlich wirr von den allergewöhnlichsten Dingen sprachen, in den Betriebsversammlungen einen besseren Empfang als die populärsten Parteiagitatoren.

Als erster gewann Michajltschenko die Zuneigung der Petersburger Arbeiter.
Ich habe schon sein Auftreten am Tage der Dumaeröffnung erwähnt. Im Mai und im Juni begegnete ich ihm öfters in den Arbeiterversammlungen. Er war immer derselbe. Schlichtes Haar, Spitzbart. In den kleinen lebendigen Augen eine naive Verschmitztheit: „Ja, schaut nur... So einfach, wie ich aussehe, ich habe schon Haare auf den Zähnen.“ Er erzählte gern von sich. „Genossen, ich bin genau wie ihr, ein Ringer für die Volkssache: am Kopf verwundet und zwei gebrochene Rippen.“
Er berichtete über die Duma, beklagte sich über ihre Mehrheit, über die Liberalen:
„Wir Arbeiter sind dort ein kleines Häuflein. Die Herren Liberalen lassen uns nirgends heran, für alles haben sie Regeln, immer fällt man uns in den Arm. Dies darfst du nicht anfassen, jenes darfst du nicht sagen. Nehmen wir Kläuschen zum Beispiel ... Uns Arbeiter schiert er doch nicht... Aber die Liberalen: das darf man nicht, es ist der Monarch.“
Aber am liebsten erzählte Michajltschenko von dem Empfang bei Seiner Majestät am 27. April:
„Wir kamen also in den Palast. Mit einem Wort, Prunkstuben. Überall Teppiche, Statuen, Bilder. Den Bauern gefiel es aber nicht, daß die Menschen nackt gemalt waren wie in der Badestube. Ein Alter fragte immerfort: ‚Wohnt denn der Zar wirklich in solcher Unzucht?‘ Man führte uns hin, stellte uns auf. Rings herum Minister, Generale. Uniformen ganz vergoldet, mit Sternen. Es waren dort, Genossen, sogar solche, die nicht damit genug gehabt hatten, sich den ganzen Bauch mit Gold auszulegen, die brauchten Gold und Sterne auch auf der Rückseite. Bei Gott, ich schwindle nicht! Wir haben uns ausgerechnet: wenn so einem das Gold herabgeschält werden würde, würde es für drei Dörfer ein ganzes Jahr lang reichen. Wiederum billigten die Bauern nicht, daß die Frauen entblößt waren: unten in einem Rock, aber eine Bluse fehlt, alles ist zu sehen. Einer vom Lande konnte es gar nicht glauben, meinte: Blusen hätten sie an, aber der Körperfarbe nachgemacht, so daß man's gar nicht sieht; er wollte immer mit dem Finger anfühlen. Da aber fährt die Frau auf ihn los: ‚Du Klotz, wag dich nicht heran!‘ Dann kam zu uns der Zar heraus. Ich sage euch, einen Zaren haben wir! So einen miserablen, widerlich ihn anzusehen. Er brummelte etwas vor sich hin — was es eigentlich war, weiß er selber nicht, und wir wissen's auch nicht. Murmelt, murmelt, schaut nach allen Seiten, hat wohl Angst ...“
Diese Erzählung hörte ich von Michajltschenko wohl fünfmal, und ich gebe sie fast wörtlich wieder. Es war die Hauptnummer des Abgeordneten aus dem Donezbecken. Manchmal wollte er von etwas anderem sprechen, aber dann schrie man ihm aus der Menge zu: „Erzähl, Michajltschenko, vom Zaren!“ Und er begann sofort:
„Wir kamen also in den Palast. Mit einem Wort, Prunkstuben...“

Von den kaukasischen Abgeordneten besuchte die Betriebe häufiger als die anderen Isidor Ramischwili.
Von kleiner Gestalt, hager, mit einem Gesicht dunkel wie Bronze, mit einer Adlernase und brennenden Augen unter buschigen Brauen, mit vorzeitigem Grau in Haar und Bart, erinnerte er an einen Bergadler. Und wenn er, vor der Menge redend, seine sonnenverbrannten Hände ausstreckte, dachte man an das Schwingen der Adlerflügel.
Er sprach einfach, ernst, eindringlich.
„Die Arbeitersache", sagte er, „ist eine heilige Sache. Wir Abgeordnete werden dessen eingedenk sein, und ihr sollt auch stets daran denken!"
Ich erinnere mich an eine Arbeiterversammlung im Walde, außerhalb der Stadt. Von allen Seiten strömen die Arbeiter zu der für die Versammlung ausersehenen Lichtung. Ein großer, grauer Stein; hier, bei einer roten Fahne, die Rednertribüne. Im weiten Ring in den Wald hinausgeschoben gingen Streifen zur Sicherung gegen die Polizei oder Militär...
Zuerst sprach Michajltschenko, dann ich und dann noch ein Genosse. Als vierter bestieg Isidor Ramischwili den Stein. Kaum hatte er seine Rede begonnen, als einer von den ausgestellten Posten angelaufen kam:
„Soldaten im Walde!"
Eine Bewegung in der Menge. Ramischwili streckt die Hand aus:
„Genossen, unsere Sache ist eine gerechte Sache. Mögen die Soldaten kommen, ich werde mit ihnen sprechen, und ihr werdet zuhören."
Und er sprach von der Duma, bis sich zwischen den Bäumen weiße Drillichjacken zeigten. Dann erhob er die Stimme und wandte sich an die Soldaten:
„Kommt hierher, Genossen Soldaten! Euer Platz ist unter den Arbeitern. Eure Sache ist es zu hören, was euch der Abgeordnete sagt. Habt keine Angst, euch wird nichts geschehen, wir sind euch nicht böse, wir wissen, daß ihr nicht aus eigenem Willen mit Gewehren hierhergekommen seid. Nur frisch heran ... Und Sie, Herr Offizier, hindern Sie die Leute nicht, dem Abgeordneten zuzuhören..."
Unsicher trat eine Gruppe Soldaten aus dem Walde heraus. Sie rückten ganz dicht an die Menge heran. Nach ihnen andere, dann noch welche, immer mehr.
Ramischwili sagte zu der Menge und zeigte auf die Soldaten:
„Dies sind unsere Gäste, laßt sie in die ersten Reihen."
Die Menge verteilte sich, und die Soldaten, mit verwirrten Gesichtern, die Gewehre ungeschickt in den Händen, traten zu dem Stein, auf dem der Redner stand. Um die weißen Drillichjacken schloß sich ein Meer von dunklen Hemden und Blusen.
„Ihr seid bei euren Brüdern, Genossen Soldaten. Ihr braucht die Gewehre nicht in der Hand zu halten. Legt sie ab, laßt sie auf dem Boden ruhen!..."
Die Soldaten lehnten ihre Gewehre unentschlossen an den Stein, auf dem

wir mit Ramischwili standen. Unter freudigen Rufen der Menge setzte Ramischwili seine Rede fort...
In den Petersburger Kasernen sprach man viel von Isidor. Oft baten die im Betrieb „zur Verhinderung von Unruhen" postierten Soldaten die Arbeiter:
„Falls der Alte kommt, sagt uns vorher Bescheid, unsere Leute möchten ihn hören."
Die Bauern sandten ihre Abordnungen in die Duma und forderten immer dringender eine möglichst schnelle Lösung der Agrarfrage.
Zugleich gingen die Bäuerlein, treu dem russischen Sprichwort: „Vertraue auf Gott und tu das deine", daran, mit allen hergebrachten Mitteln ihre alten Grundstücksstreitigkeiten mit den Gutsbesitzern zu bereinigen. An allen Enden Rußlands loderten Agrarunruhen auf. Es war eine breite, gewaltige Bewegung.
Jetzt, in der geschichtlichen Rückschau, wissen wir, daß diese Bewegung die letzte Chance einer Erneuerung Rußlands ohne jene blutigen Erschütterungen gewesen ist, die sein Schicksal geworden sind. Aber damals brachen die Unruhen in den entlegenen Winkeln auf dem Lande als eine seltsame Dissonanz in den Chor der gemäßigt liberalen Reden ein, die sich aus dem Taurischen Palast auf das Land ergossen. Die Duma, die einen Entwurf der Agrarreform ausgearbeitet hatte, tat nichts, um sich mit der Bauernbewegung im Lande zu verbinden, sich an ihre Spitze zu stellen und sie in das Bett der Politik zu leiten.
In Petersburg waren zu dieser Zeit Streiks im Gange.
Die allgemeine Aufregung griff auch auf die Kasernen über. Soldatenunruhen wurden häufiger. Bald waren es einzelne Kompanien, bald ganze Regimenter, die an das Kommando ökonomische Forderungen stellten, ihren Beschluß, nicht auf das Volk zu schießen, meldeten, politische Resolutionen annahmen. In einem Zeitraum von zwei Monaten wurden Unruhen in fünf Garderegimentern, achtunddreißig Infanterie- und sieben Kosakeneinheiten registriert.
Auf dem Lande, in den Fabrikvierteln, in den Kasernen — überall herrschte Ende Juni Erregung.
Aber die Duma, die zu einem erheblichen Teil selbst diesen Aufschwung hervorgerufen hatte, hatte nicht mehr die Führung der Bewegung. Um sie herum tobte das Volksmeer, schäumten die Wellen, aber ihre Steuerleute hatten nicht den Mut, die Segel zu setzen, um den beginnenden Sturm auszunutzen.
Die Führer der Duma wollten vielmehr, ohne sich mit den Volksmassen zu verbinden, die Bewegung ausnutzen, indem sie den Zaren beschworen, die Regierungsgewalt in ihre Hände zu legen: das wäre der einzige Weg, um der Revolution vorzubeugen. Aber die Macht blieb in den Händen des Zaren und seiner Umgebung. Und als diese es für angebracht hielten, „das Kreuz von der Spitze des Kasanschen Domes herunterzustürzen", fiel

ihnen die Auflösung der Reichsduma nicht viel schwerer als die einer Straßenansammlung.
Aber davon später. Zuerst möchte ich noch von einigen Ereignissen aus dem Arbeiterleben während der Ersten Duma erzählen.

Arbeitslose

Den größten Teil meiner Zeit verbrachte ich damals unter den Arbeitslosen, die mich zum Vorsitzenden ihres Sowjets gewählt hatten. Der erste Ansturm auf die Stadtverwaltung hatte uns scheinbar einen Sieg gebracht. Das Weiterbestehen der Speisehallen war gesichert; noch wichtiger war das Versprechen, öffentliche Arbeiten einzurichten. Würden aber die im Rathause regierenden Reaktionäre den leichtsinnig ausgestellten Wechsel honorieren wollen? Ich zweifelte sehr daran und sah deshalb die wichtigste Aufgabe in der weiteren Festigung unserer Organisation. Diese Aufgabe wurde übrigens dadurch erleichtert, daß die Arbeitslosen nach dem ersten Erfolg den Glauben gefunden hatten, daß die Organisation ihnen helfen konnte. Sie stellten sich diese ziemlich naiv vor; das einzige, was sie fest wußten, war, daß die Organisation einen kraftvollen Führer haben sollte. Vielleicht war es auch die einzige Möglichkeit, diese an eine Selbstverwaltung nicht gewöhnten, verbitterten, zu anarchistischen Stimmungen neigenden Menschen zusammenzuhalten. Die Arbeitslosen brauchten also einen Führer, der für sie entscheiden und erst recht für sie reden und gegebenenfalls schreiben könnte. Und natürlich erhoben sie auf den Schild den zwanzigjährigen Studenten, der als erster in der Presse über sie geschrieben und die erste Bewegung für Brot und Arbeit erfolgreich durchgeführt hatte. Auf einmal war ich der Häuptling — ich finde für meine Stellung kein anderes Wort — einer vieltausendköpfigen, über die ganze Stadt zerstreuten Horde.
Der erste Schritt zur Verstärkung des Sowjets bestand in dem Versuch, mehr Vertreter von den Beschäftigten hinzuzuziehen. Die Partei war bereit, uns in dieser Frage zu helfen, aber man mußte eine legale Begründung für die Erweiterung der Organisation finden, die nach dem 12. April halb behördliche Funktionen wie bei der Vorbereitung des Planes der Notstandsarbeiten so auch bei der Arbeitslosenspeisung ausüben sollte. Der Sowjet nahm folgende Entschließung an:
„Der Sowjet der Arbeitslosen, der sich gebildet hat, um die Arbeitslosen aus ihrer unerträglichen Lage zu befreien, hält es für seine nächste Aufgabe, den Umfang und den Charakter der Arbeitslosigkeit festzustellen und an der Veranstaltung der von der Stadtverwaltung versprochenen öffentlichen Arbeiten mitzuwirken."
Der Sowjet wandte sich an den Ausschuß der Stadtverordnetenversammlung mit dem Vorschlag, die Leitungen sämtlicher Betriebe aufzufordern, die Arbeiter bei den Wahlen ihrer Vertreter in den Sowjet nicht zu

hindern. Nach einigen Schwankungen ging der Ausschuß darauf ein und beschloß, bei der Absendung derartiger Aufforderungen an eine Betriebsleitung uns jedesmal eine Abschrift davon zu geben.
Mit diesen eigenartigen Mandaten bewaffnet, drangen die Sowjetdelegierten in die Fabrikgebäude ein, hielten vor den Augen der Polizei Versammlungen vor den Fabriktoren ab, und jetzt hätte auch der Teufel selbst nicht mehr sagen können, wo bei uns die Legalität aufhörte und wo der Umsturz anfing. Die Rechtsradikalen im Rathause tobten und wüteten:
„Der Ausschuß für die öffentlichen Arbeiten organisiert einen neuen Sowjet der Arbeiterdelegierten und bereitet eine zweite Revolution vor."
Der Ausschuß bekam Angst und forderte uns auf, die Versammlungen einzustellen. Aber erstens hatten wir bereits etwa dreihundert „Mandate" für verschiedene Betriebe erhalten, und zweitens konnten mir die Mitglieder des Ausschusses nichts erwidern, als ich ihnen erklärte:
„Ohne Vertreter der in Arbeit Stehenden können wir weder den Charakter der Arbeitslosigkeit noch die Möglichkeiten klären, die Arbeitslosen auf frei werdenden Stellen in den Betrieben unterzubringen."
Da wandten sich Rathausreaktionäre an den Stadthauptmann, und dieser erließ an die Betriebe und an die Polizei einen Befehl, der alle Versammlungen der Arbeiter für Wahlen zum Sowjet der Arbeitslosen verbot. Aber in vielen Betrieben waren die Wahlen schon vorüber, in den anderen führten wir Wahlen mit der Berufung auf benachbarte Betriebe durch. Ende Mai gehörten zum Sowjet dreihundert bis vierhundert Delegierte. Die laufende Arbeit wurde jetzt den Bezirkssowjets (acht an der Zahl) übertragen, für deren Zusammenfassung wurde ein Vollzugsausschuß aus vier Vertretern für jeden Bezirk gewählt. Die Plenarversammlung der Sowjets sollte nur bei besonders wichtigen Fragen zusammentreten.
Auf diese Weise hatten wir einen großen Apparat erhalten, der fast öffentlich, wenn auch nicht ganz legal, wirken konnte. Auf den unteren Stufen in den Bezirksvertretungen des Sowjets herrschten Stimmungen, die dem anarchistischen Rebellentum nahe waren, auf der oberen suchte der Vollzugsausschuß diese Stimmungen zu mäßigen und sie in den Rahmen eines „organisierten" Kampfes zu bringen, den die unerbittliche Logik der Lage nicht selten auf papierne Resolutionen beschränkte. Der Sowjet der Arbeitslosen war zu dieser Zeit die größte proletarische Organisation in Petersburg und überhaupt in Rußland. Für die ganze Arbeiterbewegung war es deshalb äußerst wichtig, ob das Rebellentum im Sowjet die Oberhand gewinnen oder ob diese Bewegung in den gemeinsamen Strom des politischen und ökonomischen Kampfes des Proletariats münden würde. Als Bolschewik hätte ich nach einer Entfesselung der aufrührerischen Kräfte in den Arbeitervierteln streben müssen. Dies erwarteten von mir meine Genossen von der bolschewistischen Fraktion, insbesondere Lenin. Jedesmal wenn ich in die Redaktion unserer Zeitung kam, fragte mich Lenin mit seinem schlauen Lächeln nach den Aussichten einer „Aktion". Aber die Arbeitslosen, die sich mir anvertraut hatten,

waren für mich keine Schachfiguren, sondern lebendige Menschen, die Hilfe verlangten, und denen ich helfen mußte. Genau so sahen auch meine Genossen aus dem Vollzugsausschuß die Sache an. Aus Gewohnheit bedienten wir uns in unseren Aufrufen und Entschließungen der Rebellensprache, die den Stimmungen der Arbeitslosen (und auch unserem Geschmack) entsprach, in Wirklichkeit war unsere Arbeit reinster Reformismus.

Ich habe schon erwähnt, daß die Speisehallen für die Arbeitslosen im März fast aufgegeben werden mußten. In diesem Monat waren dort nur 60 000 Mittagessen verabreicht, 2000 täglich. Der Sowjet erweiterte das Netz der Speisehallen, brachte die tägliche Zahl der Mittagessen im Mai auf 10 000, im Juni auf 16 000, im Juli sogar auf 20 000. Das waren für Petersburg enorme Zahlen. Außerdem wurde eine ausgedehnte Hilfsaktion durchgeführt, um der Not der Arbeitslosen zu steuern, u. a. wurde die Miete notleidender Familien aus städtischen Mitteln bezahlt.

Der liberale Ausschuß kam unseren Wünschen nach Erweiterungen der materiellen Hilfsaktion für die Arbeitslosen, die — im Grunde genommen — Karitas war, gern entgegen. Auch bei den Reaktionären des Rathauses stießen diese Maßnahmen zuerst nicht auf großen Widerstand. Aber die Lage änderte sich, als es klar wurde, wie die Arbeitslosenhilfe auf die ganze Arbeiterbewegung wirkte.

Kaum entfernten unsere Speisehallen das Gespenst des Hungers, das über den Arbeitervierteln schwebte, ein wenig, als man auch in den Betrieben freier zu atmen begann. Bei den primitiven sozialen Bedingungen, die damals in Rußland herrschten, hatte die Möglichkeit, im Falle der Arbeitslosigkeit unentgeltliche Nahrung für sich und die Familie in den Speisehallen des Sowjets zu bekommen, eine ungeheure Bedeutung für den Arbeiter. Jetzt antwortete der Arbeiter auf die Drohung des Werkmeisters, „ihn auf die Straße zu setzen", ziemlich gleichmütig: „Na, dann setz mich auf die Straße — verhungern werde ich wohl nicht."

Teilweise aus diesem Grunde, teilweise unter dem Einfluß der allgemeinen politischen Erholung, begannen in Petersburg wirtschaftliche Streiks. Die erst vor kurzem entstandenen Gewerkschaften, die bei der Verfolgung durch die Polizei nur ein kümmerliches Dasein fristeten, waren selbstverständlich außerstande, die Streikenden zu unterstützen. Auch Ersparnisse hatten die Arbeiter in ihrer großen Mehrheit nicht, in der Regel reichten diese für eine Woche aus, dann begann die Not.

Einmal kamen in den Vollzugsausschuß Vertreterinnen der streikenden Fabrikarbeiterinnen, erzählten von dem einsetzenden Hunger und baten um Unterstützung. Die Antwort war:

„Mit Geld können wir euch nicht helfen, aber vor Hunger werden wir euch schützen, unsere Speisehallen stehen euch offen ..."

„Dürfen wir die Kinder mitbringen?" fragten die Arbeiterinnen. „Bei uns ist es doch so: je größer die Familie, um so größer die Not."

„Bringt die Kinder mit! Es wird für alle ausreichen ..."

Auf der Stelle bestimmte man die der streikenden Fabrik nächste Speisehalle. Am nächsten Morgen registrierten wir die streikenden Arbeiterinnen als Arbeitslose, und am Mittag saßen sie, nachdem unsere alten Stammgäste abgefertigt waren, schon zufrieden und gerührt hinter den langen Tischen.

„So sind die Arbeitslosen! Teilen sich mit uns in das letzte Stückchen Brot. Wir werden das an ihnen gutmachen, unsere Schuld begleichen."

Auch auf die Arbeitslosen machte diese unerwartete Möglichkeit, den in Arbeit Stehenden in ihrem Kampf gegen die Unternehmer zu helfen, einen starken Eindruck. Nach zwei bis drei Tagen bemerkte die Leitung der Fabrik, die im Streik lag, daß die Arbeiterinnen vor den Fabriktoren nicht wiederzuerkennen waren: sie sahen froh aus, und anstatt mit ihren Delegierten zu streiten, scherzten sie und antworteten auf die Frage: „Wann werdet ihr endlich zur Vernunft kommen!" dreist: „Wie es kommen wird, vielleicht im nächsten Jahr!" Der Streik nahm sehr rasch sein Ende, den Forderungen der Arbeiterinnen wurde stattgegeben.

Und so ging es weiter ... In allen Bezirken fanden Streiks statt. In jede Streikleitung trat ein Vertreter des Sowjets der Arbeitslosen ein. Bei kleinen Streiks registrierte man die Streikenden als Arbeitslose in den städtischen Bezirksbüros, bei größeren Bewegungen überließ man es der Streikleitung, Marken auf Mittagessen auszugeben. Und in wichtigeren Fällen eröffneten wir besondere Speisestellen in der Nachbarschaft des streikenden Betriebes. Manchmal, wenn der Ausgang eines Streiks in Anbetracht der Stimmung der Arbeiter zweifelhaft zu sein schien, knüpfte der Sowjet, um dem Streik vorzubeugen, Verhandlungen mit dem Unternehmer an und setzte ihm auseinander, daß er den Widerstand der Arbeiter mit Hunger nicht brechen würde.

Einer von den Bezirkssowjets ging noch weiter. Ein Streik hatte sich in die Länge gezogen. Wenigstens die kinderreichen Arbeiter, die am meisten Not litten, brauchten dringend eine Geldunterstützung, aber die Kassen der Streikleitung waren leer. Im Sowjet beschloß man, den Bedürftigen die Wohnungsmiete zu verschaffen. Aber der Stadtverordnete, der Fürsorger dieses Bezirkes war, pflegte die Wohnungsgelder unter den Arbeitslosen eigenhändig zu verteilen, wobei er stets an der Art, wie die Listen aufgestellt waren, etwas auszusetzen hatte. Diesmal waren die Listen nach allen Regeln der Kunst für ihn zusammengestellt, was ihn sehr befriedigte. Als er aber einige Tage später erfuhr, daß er Unterstützungen an Streikende verteilt hatte, kannte sein Unwille keine Grenzen. In der ersten Aufregung wollte er sogar den Sowjet der Arbeitslosen vor Gericht stellen, aber er beruhigte sich, als er bedachte, daß er der Stadt aus seiner eigenen Tasche die Summen, die er ungesetzlich unter die Streikenden verteilt hatte, werde vergüten müssen.

Die Rolle des Sowjets der Arbeitslosen in der Streikbewegung hatte sein Ansehen in den Kreisen der Partei ungewöhnlich erhöht. Aber mich persönlich befriedigte die vom Sowjet entfaltete Aktivität noch nicht. Es

war nach meinem Gefühl nicht viel mehr als eine Almosenverteilung, deren Wesen man mit schönen Worten verdecken konnte. Dieser Erfolg brachte mir wenig Freude — mich beherrschte ganz die Idee der öffentlichen Arbeiten! Vielleicht stellte ich mir ihre Verwirklichung etwas naiv vor, aber sie war für mich von der Idee des Sozialismus untrennbar. Je fester die Verbindungen zwischen dem Sowjet und den Arbeitenden wurden, um so mehr dachte ich daran, wie man die neuen Kräfte zu neuen Kämpfen um Arbeit benutzen könnte.

Schon im Mai wurde es offenbar, daß die Stadtverwaltung nicht die Absicht hatte, sich mit den öffentlichen Arbeiten zu beeilen. Einzelne Stadtverordnete ließen immer häufiger verlauten, daß es überhaupt keine Arbeiten geben werde. Dies säte Unruhe unter den Arbeitslosen. Im Juni begannen in den Bezirken eigenmächtige Versammlungen der Arbeitslosen, ihre Resolutionen verurteilten die Langsamkeit und Unentschlossenheit unseres Vollzugsausschusses. Ich begab mich in die unzufriedenen Bezirke, versammelte dort die Arbeitslosen, setzte Entschließungen gegen „vorzeitige Aktionen" durch, aber in den Vollzugsausschuß zurückgekehrt, traf ich jedesmal neue Deputationen mit Protestbeschlüssen aus anderen Bezirken. An der Spitze der Unzufriedenen stand Eugen. Mit jedem Tag wurde er exaltierter, und oft, wenn er sprach, hatte ich den Eindruck, daß er delirierte. Aber er hatte ein feines Gefühl für die Stimmungen der arbeitslosen Massen, und ich wußte, daß er in seinen fast fiebrigen, aber stets aufrichtigen Reden ihre Wünsche ausdrückte:

„Zum Teufel mit den Speisestellen! Arbeit brauchen wir! Es ist sinnlos, noch länger zu warten — je länger man wartet, um so weniger Kraft und Mut bleibt zum Kampf! Genug der Worte, der Resolutionen, der Gesuche — es ist Zeit, zu den Waffen zu greifen! Was haben wir zu befürchten? Schlimmer kann es nicht werden!"

Einmal kam ich in eine Arbeitslosenversammlung, wo Eugen sprechen sollte, und hörte zu meinem Schrecken, daß er die Arbeitslosen nicht nur auf die Straße zu gehen aufforderte, sondern auch individuelle Terrorakte der Hungrigen gegen die Satten verherrlichte. Die Versammlung war vollkommen auf seiner Seite. Meine scharfe Entgegnung wurde mit eisigem Schweigen aufgenommen. Eugen selbst antwortete mir mit entwaffnender Freundlichkeit:

„Es ist gut, daß der Genosse Petrow hier ist", sagte er zu den Arbeitslosen. „Er ist gegen die Aktion, nicht weil es ihm an Mut fehlt, sondern weil er eurem revolutionären Geist nicht traut. Beweist ihm, daß der Tod keine Schrecken für euch hat, und er wird euch auf das Rathaus führen."

Jedes Wort Eugens schlug einen Funken der Begeisterung aus der Menge, meine Worte erreichten ihr Bewußtsein überhaupt nicht. Indessen wollten Eugen und die um uns drängenden Menschen, daß ich sie irgendwohin führe. Ich fühlte, daß meine Taktik des Wartens sich überlebt hatte, daß

man etwas unternehmen mußte. Aber was? Das einfachste wäre, Massendemonstrationen auf den Straßen zu veranstalten, aber im Gedächtnis stand der Zug der Arbeiter zum Zarenpalast am 9. Januar 1905 auf — das Abenteuer Gapons wiederholen wollte ich nicht.
Am Abend beschloß der Vollzugsausschuß nach langen Debatten, als Mitternacht schon längst vorüber war, eine Plenarversammlung des Sowjets einzuberufen und ihr vorzuschlagen, eine neue Deputation zur Stadtverordnetenversammlung zu senden, die zahlreich genug wäre, um nötigenfalls mit Gewalt in die Sitzung einzudringen und die Stadtverordneten zu einer Antwort auf die Frage zu zwingen: ob endlich mit den öffentlichen Arbeiten begonnen würde.
Der Sowjet versammelte sich. Ich skizzierte die Lage und brachte den Plan einer großen Deputation vor. Von allen Seiten hagelte es Erwiderungen. Den einen erschien der Vorschlag als eine neue Verschleppung, ein Versuch, die Arbeitslosen zu beschwichtigen, den anderen als eine anarchistische Aktion, die die ganze Bewegung kompromittieren mußte. Es war anfangs auch unklar, wie zu der Deputation gewählt werden sollte. Erst im Laufe der Auseinandersetzungen wurden die Einzelheiten herausgearbeitet.
Morgen: Sitzungen in den Bezirkssowjets ... Übermorgen: überall Versammlungen der Beschäftigten und Arbeitslosen ... In diesen Versammlungen solle jeder Sowjet fünf Arbeiter und fünf Arbeitslose wählen ... Die ganze Arbeiterschaft wird von der Deputation wissen, die Stadt soll gegen Abend voll sein von Gerüchten über die neuentstandene Bewegung... An demselben Abend wird die Deputation im Rathaus erscheinen ... Mit einer kleinen Mehrheit wurde dieser Plan angenommen — das Weitere war der Deputation selbst überlassen. Zwei Stunden vor der Sitzung der Stadtverordneten, gegen 6 Uhr am Abend, versammelten sich die Delegierten. Da man eine Verhaftung befürchten konnte, war das Haus des Verbandes der Ingenieure der Sammelpunkt. Der Raum, der uns zur Verfügung gestellt wurde, war unbequem — weder Bänke noch Stühle waren da, alle drängten sich stehend um einen großen Zeichentisch herum. Es stellte sich heraus, daß die Versammlungen in den Betrieben in gehobener Stimmung verlaufen und die Wahlen regelrecht durchgeführt waren, aber in der Deputation war keine Einstimmigkeit. Eugen hielt es für notwendig, die Deputation durch eine Straßendemonstration zu unterstützen. Zwei Arbeitslose erboten sich, bewaffnet ins Rathaus zu gehen und dort notwendigenfalls auf die Stadtverordneten zu schießen oder eine Bombe unter sie zu werfen. Eine Gruppe von Vertretern der Beschäftigten erklärte, sie sähe in dem ganzen Vorhaben ein verderbliches Abenteuer. Ich war niedergeschlagen, führte den Vorsitz schlaff, sah die Schwäche unseres Planes und fand keine Argumente zu seiner Verteidigung. Eines stand für mich fest: setzten wir nicht unseren Empfang durch die Stadtverordneten und den schleunigen Beginn der öffentlichen Arbeiten durch, so mußte die Bewegung unvermeidlich anarchische Formen annehmen.

Es war schon halb acht, die Debatte mußte beendet werden. Ich stellte die Frage zur Abstimmung:
„Marschieren wir aufs Rathaus oder nicht?"
Eine Mehrheit von zwei oder drei Stimmen war für den Marsch. Ich wiederholte die Abstimmung:
„Sind alle mit dem gefaßten Beschluß einverstanden?"
Es erhob sich kein Widerspruch. „Einstimmig angenommen!" konstatierte ich. Und plötzlich schlug die Stimmung der Versammlung scharf um. Einer schrie:
„Genosse Petrow soll führen!"
Einige Stimmen unterstützten diesen Vorschlag, und ich merkte an diesen Stimmen, daß alle, ebenso wie ich, h a n d e l n wollten ...
Ich sprang auf den Tisch und gab die letzten Anweisungen: Ich bildete zwei Abteilungen, die eine sollte das Rathaus durch den Haupteingang und den Alexandersaal betreten, die andere von der Seitenstraße, durch die Kanzlei; in den Sitzungssaal sollten beide zugleich von beiden Seiten, durch die linke und die rechte Tür eindringen; die Ausgänge sollten besetzt und die Stadtverordneten aus dem Saal nicht herausgelassen werden; sprechen sollten nur zwei — von jeder Abteilung einer; beide sollten sich ganz kurz fassen: „Werden wir endlich die versprochenen öffentlichen Arbeiten erhalten oder nicht?"
Endlich die letzte Anweisung:
„Wer Waffen bei sich hat, läßt sie hier!"
Und die Deputation setzte sich in Bewegung.
Vor dem Rathaus bemerkten wir in der Menge viele Arbeiter. Einige von ihnen kannte ich vom Ansehen — es waren Arbeitslose vom Putilow-Werk. Entgegen der Verabredung hatte sie Eugen doch zum Rathaus bestellt.
Wir blieben einen Augenblick vor der Granittreppe des Haupteinganges stehen. Unsere zweite Abteilung war in der Straße nicht zu sehen. Hatte sie sich unterwegs aufgehalten oder war sie bereits im Gebäude? Während wir schwankten, kam ein unbekannter Arbeiter auf uns zugelaufen und teilte mit:
„Unsere Leute sind schon drin ..."
Wir liefen die Treppe hinauf, stürzten in die Halle und drangen an den vor Schrecken kopflosen Wächtern vorbei in den Vorsaal. Hier war es menschenleer. Links machten sich Kellner an einem langen, weiß gedeckten Tisch zu schaffen, auf dem Gläser und Tellerchen standen. Auf einmal erschienen einige Wächter — sie liefen, uns den Weg abschneidend, durch den riesigen Saal zur gegenüberliegenden Tür, hinter der die Sitzung der Stadtverordneten stattfand. Von dort erscholl ein ungewöhnlicher Lärm. Ein Augenblick, und wir waren schon an der Tür; ein kurzes Handgemenge drängte die Wächter nach rechts und links ab zur Seite — und wir brachen in den Saal ein. Die zweite Abteilung war schon zur Stelle und besetzte den Raum zwischen den Sitzen und dem Podium des

Vorstandes, von der rechten Tür bis zur Mitte. Unser Redner Sagoraew, ein Mann von riesigem Wuchs und erstaunlicher Stimmkraft, suchte die kopflos durcheinander laufenden Stadtverordneten zu beruhigen:
„Haben Sie keine Angst vor uns, meine Herren Stadtverordneten! Wir sind doch keine Bestien, sondern Menschen, und wir sind zu Ihnen wie zu Menschen gekommen. Wir sind gekommen, Sie daran zu erinnern, was Sie vergessen haben — an die Hungernden. Aber zum Teufel noch mal, haben Sie doch keine Angst, bleiben Sie doch sitzen! ...“
Seine Stimme ging in dem Geschrei der furchterfüllten Stadtverordneten unter. Er kam nicht dazu, seine Rede zu Ende zu halten: der Saal hatte noch eine dritte, ganz kleine Tür, die wir bei unserem früheren Besuch im Rathaus nicht bemerkt und jetzt nicht besetzt hatten. Durch diese Tür flüchteten die Stadtverordneten. Als letzte verließen den Saal die liberalen Mitglieder des Vorbereitenden Ausschusses — sie waren entsetzt über das, was wir angerichtet hatten. Aber wir hielten unsere Sache noch nicht für verloren. Geschlossen traten wir in den Vorsaal ein, bildeten eine Kette quer durch den Saal und schnitten so den Stadtverordneten den Weg zur Treppe ab. Wiederum wie beim ersten Mal drängten sich die Stadtverordneten an uns heran. Wie damals standen wir unbeweglich und schweigend, aber diesmal nicht als ungeordnete Gruppe, sondern in zwei Gliedern.
„Was wollen Sie von uns, meine Herren Arbeiter?“ fragten die Stadtverordneten.
„Eröffnen Sie die Sitzung!“ antworteten wir.
„Verhandeln Sie mit dem Präsidenten!“
Aber das Gespräch mit dem Grafen Bobrinski wurde rasch zu einer stürmischen Auseinandersetzung. Ein Stadtverordneter schrie:
„Lärmen Sie hier nicht, Sie sind hier nicht bei sich auf dem Heißen Feld!“ (Heißes Feld hieß ein großer unbebauter Platz außerhalb der Stadt, der einen schlechten Ruf hatte.)
„Sie sind es, die uns bis zum Heißen Feld gebracht haben!“ antworteten die Arbeiter.
Damit wurden die Verhandlungen abgebrochen. Alles verlief planwidrig. Ich wußte nicht, wie die Sache auf das richtige Geleise zu bringen wäre, und bemühte mich nur, die äußere Ordnung in den Reihen der Deputation aufrechtzuerhalten.
Plötzlich bemerkten die Stadtverordneten, daß einige von uns einen Stock oder Schirm bei sich hatten.
„Seht, seht, sie sind mit Stöcken hierhergekommen“, regten sich die Stadtväter auf.
Da legten die Arbeiter Stöcke und Schirme (vierzehn Stück an der Zahl) auf den Tisch am anderen Ende des Saals zusammen.
Währenddessen kam die Polizei an — ein höherer Beamter mit einer Abteilung Schutzleute. Diese besetzten alle Ausgänge aus dem Vorsaal. Die

Stadtverordneten regten sich auf. Die Liberalen machten den Reaktionären Vorwürfe:
„Sie haben Polizei gerufen. Das ist eine Schande, eine Beleidigung für die ganze Stadtverordnetenversammlung."
Die Rechten beschuldigten die Linken:
„Sie haben diese Horde Lumpen hierhergebracht. Dies ist eine Vergewaltigung, das werden wir uns nicht gefallen lassen."
Auf dem Hofe wurde es laut. Berittene Polizei und Kosaken waren angekommen. Die beiden Rathaushöfe sahen, soweit man es durch die Fenster beobachten konnte, wie ein Kriegslager aus. Wir beschlossen, uns nicht vom Fleck zu rühren, keine Verhandlungen mit den Stadtverordneten zu führen und im Falle, daß diese selbst eine Unterhaltung anknüpfen wollten, nur eines zu fordern — die Sitzung wieder aufzunehmen und die Deputation zu empfangen.
Da versetzte ein neuer Zwischenfall die Stadtverordneten in neue Bestürzung. Ein Stadtverordneter versuchte durch die Tür, die auf Befehl der Polizei verschlossen worden war, zu entkommen. Die Wächter hielten ihn an. Dem Stadtverordneten eilte ein Magistratssekretär zu Hilfe. Es entstand eine Schlägerei, in der sich ein Wächter, ein sturer und kräftiger Mann, besonders hervortat. Schließlich gelang es aber dem Stadtverordneten, ihn mit Hilfe des Sekretärs zu Boden zu strecken, und er schleppte ihn zum Teetisch.
Unter den Stadtverordneten ging etwas Unbeschreibliches vor sich.
„Wo ist der Bürgermeister? Hier werden Stadtverordnete verprügelt!" schrie, hoch aufgerichtet bei seinem zu Boden gestreckten Widersacher stehend, der Sieger.
Endlich empfanden die Stadtverordneten Scham. „Sehen Sie, wie gut sich die Arbeiter halten. Kein überflüssiges Wort, keine überflüssige Bewegung. Und bei uns, unerhört ... Wir müssen den Stadthauptmann bitten, die Polizei zurückzuziehen."
Nach heftigem Wortwechsel setzten die Liberalen durch, daß der Bürgermeister und der Präsident der Stadtverordnetenversammlung zum Stadthauptmann fuhren, um die Zurückziehung der Polizei aus dem Rathaus zu erwirken. Sie kamen auf uns zu, um uns dies mitzuteilen. Aber wir antworteten:
„Wir haben Sie nicht um Bemühungen gebeten, daß wir in Freiheit bleiben. Wir bitten nur um das eine: setzen Sie die Sitzung fort und hören Sie uns an."
Der Bürgermeister und der Graf Bobrinski fuhren zum Stadthauptmann und kamen bald mit seiner Antwort zurück. Es stellte sich heraus, daß ein „Mißverständnis" vorläge: man hätte dem Stadthauptmann mitgeteilt, eine mit Stöcken bewaffnete Arbeitermenge sei mit Gewalt ins Rathaus eingedrungen und verprügele die Stadtverordneten. Wenn sich die Stadtverordneten in Sicherheit fühlten, die Hilfe der Polizei ablehnten und die

Verhaftung der Arbeiter nicht wünschten, dann wäre der Stadthauptmann bereit, die Schutzmannschaft aus dem Saal zurückzuziehen.
Die Schutzleute wurden tatsächlich kurz darauf aus dem Saal zurückgezogen. Aber nach ihnen liefen auch die Stadtverordneten hinaus. Der Saal wurde leer. Die Arbeiterdeputation verließ das Rathaus zuallerletzt.
Dieser unser Überfall auf das Rathaus sollte trotz allem wieder mit Erfolg gekrönt sein: die Haltung der Deputation und die Tatsache, daß sie mit Gewalt in das Rathaus eingedrungen war und bei dem Erscheinen der Polizei und der Kosaken keine Angst gezeigt hatte, machten auf die Stadtverordneten Eindruck, sie beschlossen, noch einmal nachzugeben.
Zwei Tage später, am 14. Juni, wurden drei Vertreter des Sowjets von der Stadtverordnetenversammlung empfangen. Ich habe noch heute Notizen über die drei dort gehaltenen Reden und will hier einige Zeilen aus der letzten Rede, die ein Vertreter der Arbeiter des Obuchow-Werkes gehalten hat, anführen:
„Ich will Ihnen, meine Herren Stadtverordneten, erklären, weshalb wir zum zweiten Male zu Ihnen kommen und von Ihnen fordern, daß Sie unseren arbeitslosen Genossen helfen. Wir sind Revolutionäre und wissen, welcher Weg zu gehen ist, damit es keine Arbeitslosigkeit gibt. Aber die Masse unserer Genossen weiß dies nicht. Die Arbeitslosigkeit treibt sie auf den Weg der Anarchie, auf den Weg der Plünderungen und Morde. Und wir fürchten die Anarchie nicht minder als Sie: Sie fürchten für sich, für Ihre Reichtümer, wir für unsere Kräfte, für den Ausgang der Revolution."
„Als Sie vor zwei Monaten den Arbeitslosen allerlei Versprechungen machten, taten Sie es, weil Sie sich vor ihnen fürchteten. Aber wir nahmen Ihre Hilfe an, wir redeten den Arbeitslosen zu, wir hielten sie zurück — alles, um der Anarchie vorzubeugen. Länger können wir das nicht, wir wollen nicht zusammen mit Ihnen als Betrüger dastehen. Wenn Sie jetzt den Arbeitslosen nicht sogleich helfen, dann sagen wir der Masse, daß alles, was ihre Hoffnungen genährt hat, Betrug gewesen ist. Sie müssen uns antworten: Fangen die öffentlichen Arbeiten endlich an oder nicht?"
In diesen Worten fand nicht nur die Ideologie des Sowjets der Arbeitslosen ihren Ausdruck, sondern auch das ganze Spektrum der Stimmungen jener Zeit. Die Kraft der Arbeiterbewegung war gebrochen, aber über den Triumph der Sieger warf die Furcht vor einem Verzweiflungsausbruch bei den Besiegten einen tiefen Schatten. Und auf diesem wackeligen Fundament mußten wir das Gebäude unserer Taktik errichten.
Auch diesmal war uns Erfolg beschieden: die Stadtverwaltung bewilligte große Geldmittel für die weitere Aufrechterhaltung der Speisestellen und beschloß, am 1. Juni öffentliche Arbeiten zu beginnen.
Nach dieser fast aus Verzweiflung organisierten Kampagne wuchs die Achtung vor dem Sowjet und besonders vor seinem Vollzugsausschuß unter den Arbeitslosen außerordentlich. In den Bezirken begegneten die

Arbeitslosen den Sowjetführern mit Dankesbezeigungen, die manchmal fast ebenso peinlich waren wie die Kundgebungen des Mißtrauens und des Ärgers einige Tage zuvor. Die Opposition verstummte. Eugen zog sich von der Arbeit im Sowjet zurück, und dies war ein großer Verlust für mich, da uns beide eine echte Freundschaft verband und ich den fast kindlichen Idealismus, den er in die Bewegung hineintrug, sehr hoch schätzte. Ohne Eugen schienen unsere Sitzungen grauer Alltag.

Ich weiß nicht, wo jetzt die Arbeit schwerer war — in den Bezirken, unter den Arbeitslosen, oder im Vollzugsausschuß, wo die Unzufriedenen von allen Enden der Stadt mit ihren Klagen zusammenströmten. Jeder wollte mit dem Vorsitzenden des Vollzugsausschusses sprechen, jeden mußte man anhören, jedem mußte man so antworten, daß er mit dem Bewußtsein wegging, die Organisation hätte recht. Anstatt der revolutionären politischen Arbeit legte sich auf meine Schultern eine schwere Last von Aufgaben, die eine ganz andere psychologische Vorbereitung, ganz andere Lebenserfahrungen erforderte. Zu mir, dem unerfahrenen Studenten aus einer Professorenfamilie, der weder Not noch große Schicksalsschläge erlebt hatte, kamen Menschen, die von der Arbeitslosigkeit unwiderstehlich nach unten gerissen wurden, und die in Auflehnung gegen das Schicksal, gegen das Absinken den Schuldigen suchten ...

Ich erinnere mich: Vor mir sitzt an dem mit Zeitungspapier bedeckten Arbeitstisch ein älterer Mann und beklagt sich verworren und schluchzend über den Bezirkssowjet. Ich frage ihn aus, seine Beschwerden stellen sich als unbegründet heraus, er sieht es selbst ein, aber er setzt seine Beschuldigungen fort. Vielleicht ist er betrunken? Nein, danach sieht er nicht aus! Indessen ist seine Rede unzusammenhängend wie bei einem Betrunkenen. Ich frage ihn, wer er sei, wo er vor der Entlassung gearbeitet hatte. Er schweigt, dann wirft er mit einer verzweifelten Bewegung ein zerknülltes Papier auf den Tisch. Ich breite es aus — es ist ein Ausweis für die Mitgliedschaft im Sowjet der Arbeiterdelegierten mit Stempel und Datum (vom Oktober 1905) versehen.

„Ja, ich war Delegierter", schreit der Alte, indem er mir den Ausweis aus der Hand reißt. „Fünftausend Arbeiter haben mich gewählt, und jetzt ist mein siebzehnjähriges Mädel eine Dirne geworden. Das ist Ihrer Meinung nach recht, was? ..."

Der Alte schluchzt. Ich suche hilflos nach Worten. Durch die Tür drängt ein Gewirr von lauten Stimmen — dort drängen sich noch andere Menschen aus den Bezirken mit ihren Klagen.

Die Arbeit im Sowjet spannte nicht nur die Nerven sehr an, sondern nahm auch meine ganzen Kräfte in Anspruch. Gegen sieben Uhr morgens ging ich aus dem Hause und kehrte nicht vor ein Uhr nachts heim (ich wohnte bei den Eltern, sah aber wochenlang niemanden von meinen Angehörigen). Selten konnte ich mit den Arbeitslosen zu Mittag essen, gewöhnlich fehlte die Zeit, um zu Tisch zu gehen. Allmählich vergaß ich, daß ich von außen in den Sowjet der Arbeitslosen gekommen war, und

fühlte mich so, als ob die erbarmungslose Hand der Reaktion auch mich aus der gewohnten Umgebung herausgerissen und in diesen Strudel von Not und Verzweiflung geschleudert hätte. Alles, was mit meiner früheren Person, mit Wladimir Woytinsky, verbunden war — die Universität, wissenschaftliche Interessen, angefangene Arbeiten —, war in der Ferne verschwunden, ich war jetzt Ssergej Petrow vom Sowjet der Arbeitslosen. Ich vergaß auch, welche politischen Pläne und Berechnungen die Partei mit meiner Arbeit unter den Arbeitslosen verband — nicht mehr die Partei vertrat ich unter den Arbeitslosen, sondern im Gegenteil fühlte ich mich als Vertreter dieser Zehntausende von entwurzelten finsteren Menschen vor der Partei.
Ein neuer Donnerschlag warf mich für eine kurze Zeit in die große Politik zurück.

Die Auflösung der Reichsduma

Ende Juni erreichte die Streikwelle in Petersburg ihren Höhepunkt. Zugleich verschärfte sich der Konflikt zwischen der Reichsduma und der Regierung. Der Streit entbrannte wegen der Agrarreform.
Das ganze Land wußte, daß die Duma in ihrer Mehrheit für die Enteignung des Grund und Bodens zugunsten der Bauern war. Gerade deshalb hingen die Bauern an der Duma. Um diese Beliebtheit zu untergraben, veröffentlichte die Regierung eine „Mitteilung“ darüber, daß eine Enteignung der Grundbesitzer nicht zugelassen werden würde, den Bauern könnte nur die Regierung helfen, die den Willen des Zaren ausführe, von der Duma hätten sie nichts zu erwarten. Die empörte Duma gab ihrem Agrarausschuß den Auftrag, eine Gegenerklärung abzufassen. Aber die Dumamehrheit, die mit diesem Beschluß einen fast revolutionären Weg eingeschlagen hatte, fand in sich nicht den Mut, diesen Weg bis zu Ende zu gehen: in der entscheidenden Stunde hatte sie für das Volk keine anderen Worte als die Aufforderung, „ruhig und friedlich zu warten“.
Bei der Beratung des Entwurfes der Erklärung an das Volk in der Duma sagte Ramischwili:
„Das Ende des Entwurfes, das die Bevölkerung auffordert, ruhig und friedlich auf die Lösung der Agrarfrage zu warten, widerspricht dem Geiste der Erklärung selbst. Im Namen der Sozialdemokratischen Fraktion bitte ich die Duma, diesen Schluß zu streichen und die Hoffnung auszudrücken, daß die Revolution des Volkes alle Versehen, Fehler und Bedrückungen der Regierung wieder gutmachen wird. Nur der Aufstand des Bauernvolkes kann vollbringen, was not tut, nur er kann die Bodennot der Bauern aus der Welt schaffen.“
Das Stenogramm hat festgehalten, daß die Duma diese Worte mit Lärm und Gelächter quittiert hat.

Es ging immer weiter bergab. Je mehr die Liberalen den Text der Erklärung abschwächten, um so unannehmbarer wurde sie für den linken Flügel der Duma. Für den endgültigen Text wurden nur 124 Ja-Stimmen abgegeben, 53 Abgeordnete stimmten mit Nein und über 100 enthielten sich der Stimme. Formell war damit die Erklärung an das Volk angenommen, aber die Duma wußte nicht, was sie mit ihr weiter anfangen sollte. Der Antrag, die angenommene Erklärung offiziell zu veröffentlichen, vereinigte nur 129 Stimmen auf sich, die übrigen Abgeordneten verweigerten die Stimmabgabe. Es entstand ein Streit, ob ein Beschluß, an welchem nur ein Viertel der Abgeordneten teilgenommen hatte, rechtskräftig sei. Bei diesem Streit wurde die letzte Sitzung der Duma geschlossen, die 72 Tage vordem, an einem klaren Frühlingstag ihre Tätigkeit in Einmütigkeit und Begeisterung begonnen hatte.
Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese ganze Geschichte auf die Bauernmassen Rußlands machte, auf die demokratischen Schichten in Petersburg wirkte sie niederschmetternd.
In diesen Tagen hatte die Dumamehrheit eine geschlossene Front der Demokratie gegen sich. Und diesen Augenblick wählte die Reaktion, um der Volksvertretung einen entscheidenden Schlag zu versetzen...
Am 8. Juli wurde Stolypin zum Ministerpräsidenten ernannt. Seine erste Tat war, über Stadt und Gouvernement Petersburg den Belagerungszustand zu verhängen. Am nächsten Tag erschien das Manifest, das die Duma auflöste.
Alle linken Zeitungen wurden an diesem Tag beschlagnahmt. Die rechte Presse kommentierte das Manifest wie einen Akt hoher Gnade des Monarchen. Unter den einfachen Bürgern herrschte Verwirrung.
Die Sozialdemokratische Partei faßte an diesem Tage keine Beschlüsse. Man wartete den Ausgang der Beratung ab, zu der die Abgeordneten sich nach Wyborg auf finnländisches Gebiet begeben hatten. Dorthin waren auch die Vertreter unseres Zentralvorstandes gefahren. Auch am nächsten Tag war es wieder still in der Stadt. Die Betriebe arbeiteten.
Am Abend erfuhr ich, daß die Abgeordneten der Duma in Wyborg einen „Aufruf der Volksvertreter an das Volk“ unterzeichnet hatten. Den Text bekam ich erst am nächsten Tag. Der Aufruf trug deutlich den Stempel des Kompromisses, der Anfang entsprach nicht dem Schluß, die Sprache war kraftlos, blaß. Aber die Losung: Diesem System keinen Mann und keinen Groschen! konnte Ausgangspunkt einer umfassenden Massenbewegung werden. So schien es mir wenigstens beim ersten Lesen. Aber die bolschewistischen Kreise nahmen sofort eine ganz andere Haltung gegenüber diesem Aufruf an. Die von ihm empfohlene Taktik des passiven Widerstandes rief hier Verachtung und Hohngelächter hervor.
Lenin sagte von dieser Taktik:
„Dies ist Unsinn! Passiver Widerstand — bis zu welchem Punkt? Und wenn die Landjäger wegen Steuern oder Rekruten kommen, soll dann auch passiver Widerstand oder aktive Abwehr geleistet werden?“ Er

wetterte über die sozialdemokratischen Abgeordneten, weil sie die „liberale Provokation“ unterschrieben hatten. „Sie werden sehen“, sagte er, „niemand unter den Liberalen wird den ‚passiven Widerstand‘ durchführen. Sie werden nicht einmal den Aufruf verbreiten. Wozu sollen sie das auch? Sie haben erreicht, was sie wollten: sie haben die Trudowiken und Menschewiken eingefangen, die Revolution verhindert, der Reaktion geholfen ... Was brauchen sie mehr?“
In Petersburg war alles ruhig. Weder Streiks noch Demonstrationen noch Versammlungen. So verging die Woche.
Und da verbreitete sich am 17. Juli plötzlich die Nachricht: in der finnländischen Seefestung Sveaborg hätten sich die Matrosen erhoben! War dies nicht eine Antwort auf die Auflösung der Reichsduma? Dieser Eindruck verstärkte sich, als die Nachricht kam, daß die Arbeiter in Helsingfors den Matrosen gefolgt waren, daß eine „Rote Garde“ die Eisenbahnstationen besetzt und die Geleise unterbrochen hatte, um den Zuzug von Regierungstruppen zu verhindern.
Endlich! Und sollte da Petersburg tatenlos beiseitestehen?
Die Atmosphäre in der Stadt war immer mehr mit Gewitterspannung und Schwüle erfüllt. Aber eine bleierne Apathie fesselte die Glieder des Petersburger Proletariats...
Während Sveaborg und Helsingfors kämpften, hielt Petersburg Beratung über Beratung ab. Betriebskomitees und Bezirkskonferenzen tagten. Die Sozialrevolutionäre und Menschewiken waren für den Streik. Die Bolschewiken wollten nicht unter der Parole „Für die Duma“ streiken. Am Ende setzte man den Beginn des Streiks auf den 21. Juli fest, aber niemand wußte, warum gerade dieser Tag ausgewählt wurde und unter welcher Parole man streiken sollte. Indessen warteten die Ereignisse nicht. Am 20. Juli am Morgen verbreitete sich das Gerücht von einem Aufstand in Kronstadt. Das Feuer griff um sich, der Brand rückte Petersburg näher...
Am Morgen begab ich mich auf den Meldepunkt des Petersburger Bezirksvorstandes. Am Vorabend waren einige Genossen nach Kronstadt gefahren, um die Leitung der Bewegung zu übernehmen. Man hatte keine Nachrichten von ihnen, man wußte nicht, ob sich der Aufstand erfolgreich entwickelte.
Jemand äußerte die Befürchtung, daß unserer Leute in Kronstadt zu wenig waren. Ich vergaß für einen Augenblick meinen Sowjet der Arbeitslosen und erbot mich, nach Kronstadt zu fahren.
Man schlug den Plan von Petersburg auf. Der übliche Weg nach Kronstadt — mit dem Dampfer vom Alexanderkai — kam nicht in Frage. Aber jemand sagte, man könnte eine Dampfpinasse am Strande hinter dem Putilow-Werk bekommen. Ich fuhr in den Bezirkssowjet der Arbeitslosen. Dort waren viele Arbeiter vom Putilow-Werk versammelt. Auf meine Frage, ob man eine Pinasse nach Kronstadt kriegen könnte, antworteten sie, dies wäre nicht schwierig. Zwei Arbeiter erboten sich,

die Sache auszuführen. Aber sie kehrten nach anderthalb Stunden zurück und teilten mit, daß man die Dämmerung abwarten und in der Dunkelheit ein behördliches Boot „benutzen“ müßte. Wir gingen in eine andere Wohnung näher am Wasser. Dort warteten wir den Abend ab. Die Zeit schlich unerträglich langsam dahin. Fremde Menschen kamen und gingen. Wir glaubten aus der Ferne Kanonendonner zu vernehmen.

In der Dämmerung gingen wir zum Strand. Am Wasser waren Soldaten zu sehen. Einer von den Arbeitern, der mich begleitete, ging auf sie zu und kam mit der Nachricht zurück, sie ständen Wache und hätten Befehl aufzupassen, daß kein Boot abfahre.

Wir gingen weg. Nach einer Stunde kehrten wir wieder zum Wasser zurück — die Wachtposten standen noch immer.

Über Felder gelangten wir zu einer anderen Strecke des Strandes — auch hier waren Soldaten.

Die ganze Nacht verbrachte ich auf der Suche nach einer Stelle, wo ich hätte durchschlüpfen können, stieß aber immer wieder und wieder auf die Postenketten. Am Morgen kehrte ich todmüde in die Stadt zurück und erfuhr die Neuigkeiten:

In Kronstadt war alles zu Ende. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli war in zwei Marineabteilungen und in dem Minenlegerkommando ein Aufstand ausgebrochen. Die Aufständischen hatten ein Fort besetzt. Aber der größte Teil der Garnison hatte sich der Bewegung nicht angeschlossen, auch die Schiffsbesatzungen hatten es abgelehnt beizutreten, der Aufstand war zur Niederlage verurteilt. Am Mittag hatten die Matrosen die Waffen gestreckt, um zwei Uhr war das Kriegsgericht zusammengetreten. Am Abend waren die als Rädelsführer Verurteilten auf den Festungswerken erschossen und ihre Leichen ins Meer geworfen worden ... Auch Sveaborg hatte sich den Regierungstruppen ergeben ... Und nun erst begann in Petersburg der Generalstreik!

Er fing uneinheitlich an. Betriebe, die stets den anderen voran gewesen waren, arbeiteten diesmal. Dagegen streikten die städtische Pferdebahn und die Mannschaften der Dampfschiffe auf den städtischen Kanälen.

Die Bahnhöfe waren vom Militär besetzt, Panzerzüge fuhren hin und her. Es bestand keine Möglichkeit, den Eisenbahnverkehr lahmzulegen.

An diesem Tag versammelte sich in der finnländischen Ortschaft Terijoki die Konferenz der Petersburger Sozialdemokratie. Die Sitzung fand in einer leeren Villa statt, mitten im dichten Grün eines großen waldähnlichen Gartens. Etwa achtzig Menschen waren anwesend — meist Arbeiter. Lenin führte den Vorsitz.

Endlos sprach man über die Stellung der Arbeiter zum Streik. Es war schon Nacht. Auf dem Vorstandstisch in der Ecke flimmerte matt eine Kerze. Manche Delegierten, müde, abgehetzt, ließen sich auf den Boden nieder. Aus den Ecken kam ein leises Schnarchen.

Die Redner sprachen ohne Frische, ohne Feuer, ohne Begeisterung von dem, was weiter zu tun wäre.

„Wir müssen Barrikaden bauen. Nur anfangen ...“
Ich ging auf die Freitreppe hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Die Nacht war still, sternenklar. Plötzlich höre ich einen Ausbruch des Lachens im Sitzungsraum. Ich kehre eilig zurück. Ein junger Arbeiter spricht:
„Nun ja, Genossen, die Schlägerei ist schon vorbei, und wir schwingen noch die Fäuste. Der Streik allein, meinen wir, reicht nicht aus ... Und wo ist er, der Streik? Gestern gab es noch einen Streik, und heute, während wir hier sprechen, ist er schon aus. Und gut, daß es aus mit ihm ist! Was zum Teufel geht uns die Duma an, daß wir ihretwegen streiken? Dies ist eine Familienangelegenheit zwischen den Liberalen und den Rechten. Dann mögen die doch streiken, uns ist es ganz Wurst ... Ich mache einen praktischen Vorschlag: da die Sache keine Beachtung von uns verdient, so brauchen wir auch nichts zu beschließen!“
„Sie schlagen vor, den Streik zu beenden?“
„Sieh mal einer den an! Endlich ausgeschlafen? Der Streik geht auch ohne uns zu Ende. Ich aber schlage vor, gar keinen Beschluß zu fassen und die Sitzung aufzuheben, da wir sowieso nichts Gescheites ersinnen werden!“
Alle sprachen auf einmal lärmend, mit Witzen und Scherzen ...
Es tagte. Alle waren erschöpft. Anträge lagen nicht vor. Man ging auseinander, ohne etwas beschlossen zu haben.
Zwei Tage später brach der Streik in Moskau aus. Er verlief noch schlechter als der in Petersburg. Und dann wurde wieder alles still im Zarenreiche.

Mit der Unterdrückung der Aufstände in Sveaborg und Kronstadt beginnt in der Geschichte Rußlands das dunkle Kapitel, das der Name Stolypin bezeichnet.
Mit verzehnfachter Energie ging die Regierung an die Ausrottung der Umstürzler. Truppen wurden gegen Dörfer gesandt, die es gewagt hatten, gegen die Großgrundbesitzer aufzutreten. Die Verhafteten zählten nicht mehr nach Hunderten, wie im Dezember bis Januar, sondern nach Tausenden. Gewerkschaften wurden aufgelöst, fortschrittliche Verlage gesperrt, Arbeiter- und Bauernzeitungen verboten.
Die Revolutionäre antworteten mit einer Verschärfung des kleinen Krieges, mit terroristischen Akten gegen die Polizisten und Vertreter der Staatsmacht. Mitte August unternahmen die Maximalisten ein Attentat gegen Stolypin und sprengten seine Sommervilla in die Luft.
Die Regierung führte Kriegsgerichte ein. Tagaus, tagein berichteten die Zeitungen von Hinrichtungen.
Von September ab wurden die Attentate seltener. Dafür kamen gewalttätige Akte anderer Art: mit jedem Tag breitete sich der Strom der revolutionären „Expropriationen“ immer stärker aus. Äußerlich schienen diese Raubüberfälle Kampfhandlungen im Kleinkrieg der Revolutionäre

zu sein, aber in Wirklichkeit entarteten sie immer mehr zum Banditentum, und nur das grausame Wüten der Kriegsgerichte erhielt ihnen etwas von dem Nimbus des Heroischen.
Kriegsgerichte und Hinrichtungen waren die wesentlichsten Züge im äußeren Bilde der Zeit zwischen der Ersten und der Zweiten Reichsduma. Aber Stolypins Politik bestand nicht nur in blutigen Verfolgungen. Wenn er die revolutionäre Bewegung mit Waffengewalt bekämpfte, so suchte er zur gleichen Zeit den Zarismus zu stärken, indem er die soziale Grundlage des Regimes verbreiterte und es den gemäßigten Kreisen näherrückte. Daher seine Agrarpolitik: Verkauf staatlichen und privaten Grundbesitzes durch Vermittlung der Bauernbank an die Bauern. Erst später entartete das Stolypin-Regime zu einem System persönlicher Willkür des verantwortungs- und grundsatzlosen Zarengünstlings.
Aber wenn die Regierung für Bauern- und Bürgertum noch ein politisches Programm hatte, so kannte sie den Arbeitern gegenüber nur die Politik der blutigen Vergeltung. Während in der Stadt noch die letzten Funken konstitutioneller Freiheiten glommen, herrschte in den Arbeitervororten ganz unverhüllt rohe Polizeigewalt. Die Bespitzelung wurde lebhafter betrieben, die Versammlungen wurden mit Waffengewalt auseinandergejagt, die Arbeiterorganisationen vernichtet.

Sowjet der Arbeitslosen in Not

Unter diesen Umständen konnte der Sowjet der Arbeitslosen sich nicht mehr offen versammeln. Seine Verbindungen mit den Arbeitern wurden geschwächt, in den Speisestellen erhob der Geist der Anarchie das Haupt. Als Führer der Organisation kam ich in eine sehr schwierige Lage. Ich konnte und wollte nicht der Wortführer der aus den Tiefen hervorquellenden Stimmungen werden; im Gegenteil, ich bekämpfte sie mit aller Energie, obwohl ich einsehen mußte, daß die Reihen meiner Anhänger sich mit jedem Tag mehr lichteten. Das Einfachste wäre für mich gewesen, den Gegensatz zwischen den Auffassungen der Mehrheit des Sowjets und den meinen festzustellen und abzutreten. Aber die Bewegung hielt mich fest: selbst die allerextremsten, schon rein anarchistischen Entschließungen der Arbeitslosen gegen die gemäßigte Taktik des Vollzugsausschusses endeten mit der Forderung, daß Ssergej Petrow Vorsitzender des Sowjets bleibe. Unter diesen Umständen den Sowjet zu verlassen, wäre einer Fahnenflucht gleichgekommen. Vielleicht aber hätten mich sogar diese Erwägungen nicht davon abgehalten, den Vorsitz niederzulegen, aber ich war vollkommen in der Macht jener der Jugend eigenen Stimmung, die glaubt, nur ein Feigling kapituliere vor Schwierigkeiten.
Schlimmer als alle äußeren Schwierigkeiten war das Gift der inneren Zersetzung, das um diese Zeit in der Organisation der Arbeitslosen in

Erscheinung trat und das Ergebnis viel zu schneller und viel zu leichter Anfangserfolge des Sowjets war: durch die Hände des Sowjets, das heißt seiner von den Arbeitslosen gewählter Kassierer, gingen große Geldsummen, und nach der Schwächung des Sowjets rissen Mißbräuche ein. Unter den häufig durch lange Not zermürbten Kassierern fanden sich schwache Menschen, um sie herum sammelten sich Schreier, und unter den anarchistischen Losungen, zum Teil unter dem Vorwand, man müsse die städtischen Gelder benutzen, um Kampfabteilungen der Arbeitslosen zu bewaffnen, begannen Unterschlagungen. Gefälschte Listen der Unterstützungsempfänger, zurechtgemachte Quittungen und ähnliches mehr wurden alltäglich.

Die Klagen aus den Bezirken wurden immer lauter, immer dringlicher. Am Anfang schien es, als ob in ihnen nur allgemeine Unzufriedenheit, Mißtrauen, Verärgerung zum Ausdruck kämen. Aber allmählich wurden die Beschwerden bestimmter, dieselben Stellen und Namen wurden immer aufs neue genannt. Zusammen mit einigen Genossen aus dem Vollzugsausschuß ging ich daran, die Bezirksstellen zu revidieren, und mußte mich zu meinem Entsetzen davon überzeugen, daß in einer Reihe von Speisestellen Bestechungen, Sauferei und Unterschlagungen sich eingenistet hatten. Mehrere Male stieß ich beim Betreten der Bezirksstelle auf eine aufgeregte Menge von Arbeitslosen, die erklärten, sie hätten zu ihren gewählten Vertretern Vertrauen und würden eine Revision nicht zulassen und mit den Verleumdern abrechnen. Die Deputierten schmunzelten hinter der Mauer ihrer Anhänger. Einmal wollte eine solche Menge, offenbar unter dem Einfluß des Alkohols, mit Gewalt eine Revision der Bücher verhindern. Als ich sah, wozu die Organisation entartete, die ich zu einem großen Teil für meine Schöpfung hielt, verlor ich jede Selbstbeherrschung, zog den Revolver und erklärte, daß ich jeden, der es wagen würde, mich als Vorsitzenden des Sowjets an der Erfüllung meiner Pflicht zu hindern, auf der Stelle erschießen würde. Dies wirkte, die Menge räumte das Büro, nur die Deputierten blieben da. Ich prüfte die Buchhaltung, sie war in widerwärtiger Unordnung und bezeugte unverkennbar Unterschlagungen. Der Kassierer, kreidebleich, mit zitternden Händen, versuchte sich zu rechtfertigen. Man sah ihm an, daß er log. Seine Kollegen schwiegen mürrisch, aber es stand für mich fest, daß sie von seinen Unterschlagungen gewußt und ihn gedeckt hatten. Als ich mit der Revision zu Ende war, stand ich auf und sagte zu dem Kassierer:

„Sie sind schlimmer als ein Dieb, Sie haben eine Arbeiterorganisation beschmutzt ... Sie sind ein Provokateur."

Weder er noch seine Kollegen antworteten etwas auf die furchtbare Anklage.

Seit diesem Tag begann ein verzweifelter Kampf innerhalb des Sowjets. Ich und der ganze Vollzugsausschuß wurden unrechtmäßiger Einmischungen in die Angelegenheiten der Bezirke beschuldigt sowie auch dessen, daß wir rechtsradikalen Verleumdern gegen die gewählten Ver-

treter Glauben schenkten und dazu beitrügen, diese um ihr Ansehen bei den Arbeitslosen zu bringen. Aber wir setzten die „Säuberung" fort, und bald wurde es klar, daß nicht nur alle Arbeiter aus den Betrieben, sondern auch die Masse der Arbeitslosen auf unserer Seite waren. Die Revision der Bezirke konnte zu Ende geführt werden. Der Vollzugsausschuß versammelte sich unter starker Teilnahme der Beschäftigten, alle der Unterschlagung bezichtigten Kassierer (fünf an der Zahl, darunter zwei Mitglieder des Vollzugsausschusses) waren vorgeladen. Niemals werde ich diese Sitzung vergessen.

Ein großer, schlecht beleuchteter Raum in der Kanzlei des Vollzugsausschusses. In der Ecke der rohe, mit Zeitungspapier bedeckte Brettertisch des Vorstandes. Neben mir sitzen am Tisch der Sekretär und einige Mitglieder des Vollzugsausschusses. Vor uns zwei Stearinkerzen und große Stöße von Papieren — die von uns gesammelten Beweisstücke gegen die Defraudanten. Auf eng zusammengerückten Bänken und Schemeln die Deputierten der Beschäftigten und Arbeitslosen. Ihre Gesichtszüge versinken im Schatten, nur die aus den ersten Reihen sind deutlich zu sehen — unter ihnen, wie durch eine unsichtbare Wand von der übrigen Versammlung getrennt, sitzen die Angeklagten. Da ich auf alles bei den bevorstehenden Auseinandersetzungen gefaßt sein mußte, entsicherte ich vor der Versammlung meinen Revolver, jetzt fühlte ich ununterbrochen seine Schwere in der Tasche. Ich stehe auf, und indem ich alle Kräfte anspanne, um ruhig und kalt zu sprechen, erstatte ich dem Vollzugsausschuß Bericht über die Ergebnisse der Revision, formuliere die Anklagen, führe Beweise gegen jeden Angeklagten an. Kein einziger unter ihnen versucht zu protestieren, sich zu rechtfertigen oder zu verteidigen. Als ich geendet habe, frage ich:

„Können Sie die Anklagen widerlegen? Oder ist alles, was ich hier gesagt habe, wahr?"

Ein bedrücktes Schweigen. Endlich sagt einer von den Angeklagten mit gesenktem Kopf und zu Boden gerichteten Augen:

„Alles ist wahr."

Wiederum Schweigen. Einer von den Arbeitern fragt:

„Was ist jetzt zu tun?"

Ich sage:

„Jeden, der das Vertrauen der arbeitslosen Genossen mißbraucht, durch Unterschlagungen sich selber beschmutzt und die Arbeiterorganisation mit Schande bedeckt hat, schlage ich vor, als Provokateur anzusehen."

Wie damals im Bezirkssowjet nehme ich den Revolver und lege ihn vor mich auf den Tisch. Wiederum ein langes, schweres Schweigen. Endlich ergreift Sagoraew, der mit Eugen und mir von Anfang an in der Bewegung führend gewesen ist, das Wort:

„Zu spät sind uns die Augen aufgegangen, Genosse Petrow. Den ersten konnte man zur Abschreckung erschießen, aber jetzt wird man für alle nicht genug Kugeln haben ..."

Und er wendet sich an die Angeklagten:
„Ihr, Genossen, habt es verdient, daß man euch wie Hunde niederknallt... Dagegen könnt ihr selbst kein Wort sagen ... Warum verteidigt ihr euch nicht? Weil ihr noch ein Gewissen habt, weil ihr seht, was ihr angerichtet habt. Euch zu erschießen, würde wenig nützen. Aber in Petersburg dürft ihr nicht bleiben. Eures Amtes seid ihr enthoben, packt in der Nacht eure Siebensachen zusammen, und morgen seid ihr nicht mehr zu sehen. Wer sich wieder in seinem Bezirk zeigt, für den ist die Kugel bereit."
Andere unterstützen diesen Vorschlag. Ich fasse eine Erklärung ab, in der die Unterzeichner zugeben, sie hätten das Vertrauen der Genossen mißbraucht, Arbeitslosengelder unterschlagen und vertrunken und den Tod als Provokateure verdient. Die Erklärung endet mit dem Ausdruck der Reue und dem Versprechen, die Hauptstadt unverzüglich zu verlassen. Ich lese diesen erbarmungslosen Text laut vor, die Angeklagten unterzeichnen ihn ohne Widerspruch. Die Sitzung ist zu Ende, die Deputierten gehen auseinander.
Eine unendliche Müdigkeit überkam mich. Solange noch Fremde im Zimmer waren, hatte ich mich beherrscht, aber als das Zimmer sich leerte, verließen mich die Kräfte. Sagoraew bemühte und sorgte sich herzlich um mich; er versuchte mich zu trösten:
„Nehmen Sie sich zusammen, Genosse Ssergej! Das sind ja Schurken, aber so groß, wie es einem Außenstehenden vorkommen muß, ist ihre Schuld doch nicht! Es hat ja bei jedem mit Kleinigkeiten begonnen. Einem Armen ist es immer schwer, der Versuchung zu widerstehen. Und ist die Kralle steckengeblieben, so ist der ganze Vogel verloren. Jeder unter ihnen sieht seine Schuld ein und ist selbst bereit, die Brust der Kugel entgegenzuhalten — und das sollen Provokateure sein?"
Für mich waren in dieser Nacht die Worte Sagoraews eine große Stütze — ein halbes Jahr später konnte ich ihm einen Gegendienst erweisen: in einem Verzweiflungsanfall versuchte er sich zu erstechen, und ich riß ihm den Dolch aus den Händen.

Die Organisation war gesäubert. Aber diese Erschütterung hinterließ in ihr Spuren; ihre Kräfte waren untergraben. Glücklicherweise begannen um diese Zeit die so lang erwarteten öffentlichen Arbeiten, und dies gab der Bewegung einen neuen Inhalt.
Bei den in Rußland herrschenden sozialen Verhältnissen waren die Petersburger Notstandsarbeiten eine ungewöhnliche Erscheinung. Sie wurden von der Stadt durch ihren Ausschuß geführt, der Sowjet der Arbeitslosen lieferte nur die Arbeitskräfte. Aber in der inneren Organisation der Arbeit waren alle Forderungen des sozialdemokratischen Minimalprogramms und alle Grundsätze verwirklicht, in deren Zusammenfassung viele Jahre später der Begriff der Wirtschaftsdemokratie gebildet wurde. Vor allem wurde, während alle anderen Betriebe den

Neun- bis Zehnstundentag hatten, bei den öffentlichen Arbeiten acht Stunden und Samstags den halben Tag gearbeitet. Man begründete diese Maßnahme mit der Notwendigkeit, bei den Arbeiten möglichst viel Menschen zu beschäftigen. Ferner erhielten die Arbeiter eine Selbstverwaltung in Gestalt eines Betriebsrates und wöchentlicher Betriebsversammlungen. Dem Sowjet der Arbeitslosen war nicht nur das Recht vorbehalten, Arbeiter einzustellen und zu entlassen, sondern er hatte auch allein das Recht der Bestrafung. Natürlich hatten wir dies alles nur nach hartnäckigem Kampf erreicht, und es ist nicht verwunderlich, daß unsere Arbeiten der Stolz der im Sowjet vertretenen Belegschaften und den Schwarzen Hundert ein Dorn im Auge wurden. Bei den rechtsradikalen Demonstrationen tauchte neben den alten Parolen: „Nieder mit der Duma!“, „Nieder mit der jüdischen Revolution!“ auch das Plakat auf: „Nieder mit den öffentlichen Arbeiten!“

Die Notstandsarbeiten waren auf die verschiedensten Stadtteile verteilt. Am meisten Arbeitskräfte waren bei den Erdarbeiten im Hafen beschäftigt: hier sollte ein riesiger Damm zum Schutz der tiefliegenden Stadtteile gegen die Überschwemmungen aufgeschüttet werden. Außerdem stellte die Duma Arbeitslose beim Bau von einem halben Dutzend Eisenbrücken und einiger Gebäude an. Die Eisenteile wurden in besonderen Werkstätten angefertigt, auf dem Bauplatz fanden die Maurerarbeiten und die Montage statt. Im ganzen beschäftigten die öffentlichen Arbeiten etwa 5000 bis 6000 Arbeitslose — eine unbedeutende Zahl im Vergleich mit dem Ausmaß der gegenwärtigen Notstandsarbeiten in Deutschland, aber eine sehr beträchtliche für das damalige Rußland.

Die Arbeiten kamen nur sehr langsam in Gang: die erste Anforderung, die wir erhielten, lautete auf nur 60 Personen, die nächste auf 100; einige Tage darauf verlangte man noch 200 Mann. Der Vollzugsausschuß verteilte die einlaufenden Anforderungen auf die Bezirke, jedem Bezirk fielen vierzig bis fünfzig Einstellungen zu; sie unter den auf eine Arbeit Wartenden gerecht zu verteilen, war unmöglich. Die Arbeitslosen kamen in Massen auf den Arbeitsplatz, besonders in den Hafen; von da aus schickte man sie in den Vollzugsausschuß, und hier bekamen sie die Antwort: „Es liegen keine weiteren Anforderungen vor, Sie müssen warten.“ Wir gaben uns die größte Mühe, die Arbeiten zu erweitern, konnten aber den Widerstand der Ingenieure nicht brechen, die für eine allmähliche Entfaltung des Planes waren und meinten, eine Beschleunigung des Tempos würde durch alle ihre Rechnungen einen Strich machen.

Da ich mir zutraute, von Technik etwas zu verstehen, vertiefte ich mich in die Projekte und Pläne der Hafenarbeiten, studierte ihre verschiedenen Varianten und überzeugte mich, daß der Umfang der Arbeiten ohne große Schwierigkeiten um das Mehrfache erweitert werden konnte. In diesem Sinne arbeitete ich einen Vorschlag aus und legte ihn dem Leiter der Hafenarbeiter, Nyberg, einem Mann, der den Arbeitslosen aufrichtiges Mitgefühl entgegenbrachte, vor. Dieser stimmte mir zu und ver-

sprach, in den nächsten Tagen noch 1000 bis 1500 Menschen einzustellen. Wir bereiteten alles vor, um die bevorstehende Anforderung erfüllen zu können, und um spätere Verzögerungen zu vermeiden, setzten wir in den Bezirken gleich fest, wer sich im Hafen melden sollte. Endlich kam die Anforderung: 200 Mann für den Hafen! Es stellte sich heraus, daß der Oberingenieur Behrs, ein herrischer und rücksichtsloser Geschäftsmann, der in den Arbeitslosen Faulenzer und im Sowjet eine Bande von Aufwieglern sah, Nyberg verboten hatte, die Arbeiten nach meinem Plan zu führen. Was war zu tun? Unverzüglich ging ich mit einigen Genossen aus dem Vollzugsausschuß in den Hafen. Wir besprachen die Lage mit den Deputierten und beschlossen, die Erweiterung der Arbeiten „auf revolutionärem Wege“ durchzuführen.

An dem festgesetzten Tag waren die Mitglieder des Vollzugsausschusses seit dem frühen Morgen auf dem Arbeitsplatz. Gegen 6 Uhr kamen die 200 Mann aus dem nächsten Bezirk von der Wassilij-Insel an. Nyberg wies ihnen ihre Aufgaben zu, und sie machten sich augenblicklich an die Spaten und Karren. Die „Neuen“ waren so schnell und reibungslos an der Arbeit, daß der Ingenieur zu mir sagte: „Hätte ich dies gewußt, hätte man noch einmal soviel einstellen können.“ Indessen traf im Hafen der nächste Schub von 200 Mann aus dem Newa-Bezirk ein — wir wiesen auch ihm Arbeit zu. Als aber die dritte Kolonne aus der Narvischen Vorstadt ankam, begann Nyberg zu protestieren. Ohne auf seinen Einspruch zu achten, schickten wir die Neuangekommenen, eine Feldbahn nach der entfernten Sandgrube zu legen. Bei dem Eintreffen der vierten Gruppe nahm der Ingenieur seine Aufseher und Büroangestellten und verließ mit ihnen empört den Arbeitsplatz. Aber die Poliere blieben auf ihren Stellen, und mit ihrer Hilfe stellten wir nicht nur diese Gruppe, sondern auch die folgenden ein, die nach dem ausgearbeiteten Plan eine nach der anderen mit einviertelstündigem Abstand im Hafen erschienen. Gegen Feierabend traf der Ausschuß der Stadtverordnetenversammlung im Hafen ein. Der Oberingenieur fiel mit Vorwürfen über mich her:

„Das ist Anarchie, das ist Gewalttätigkeit, Sie vereiteln die Notstandsarbeiten. Wer sich eigenmächtig eingestellt hat, kriegt keinen Pfennig ausgezahlt — dafür habe ich schon Vorsorge getroffen!“

Wir schlugen dem Ausschuß vor:

„Besichtigen Sie die Arbeiten. Wenn schlecht gearbeitet wird, dann wollen wir überflüssige Arbeitskräfte zurückziehen. Überzeugen Sie sich aber, daß richtig gearbeitet wird, dann bestätigen Sie die Anforderung für 1600 Menschen.“

Man ging die Arbeitsplätze ab. Die Arbeitslosen und die Poliere gaben sich die größte Mühe, um nicht durchzufallen. Überall herrschte vorbildliche Ordnung, trotz der späten Stunde wurde mit Hochdruck gearbeitet. Die Mitglieder des Ausschusses waren überrascht. „Das heißt Arbeit! Das heißt Organisation!“ wiederholten sie zur Empörung des Oberingenieurs. Wir kehrten ins Büro zurück — die Stimmung der Ausschuß-

mitglieder zeigte uns, daß wir gewonnen hatten. Ich sagte zu Nyberg: „Formell haben wir Ihre Rechte verletzt, und ich bitte Sie in meinem und meiner Genossen Namen um Entschuldigung. Wenn es uns heute gelungen ist, die Arbeiten auf zweitausend Personen auszudehnen, so dank dem Umstand, daß die Sache von Ihnen technisch vorbereitet war. Dafür danke ich Ihnen aufrichtig. Also lassen Sie uns Frieden schließen!"
Der Ingenieur reichte mir die Hand.
Eine Versammlung der Arbeitslosen vor dem Kontor. Ich erzähle der Menge von der zustande gekommenen Einigung. Man stimmt ein revolutionäres Lied an, bricht es aber nach den ersten Worten ab, um die öffentlichen Arbeiten nicht zu gefährden ...
Das war einer der wenigen lichten Tage in der leidensvollen Geschichte der Petersburger Arbeitslosenbewegung. Ohne solche Tage, in denen ein romantischer Schimmer über der Menge in der Erde wühlender, vom Leben übel mitgenommener, verbitterter Menschen lag, ohne solche Tage hätte ich sicherlich nicht die schwere Last des Vorsitzes im Sowjet tragen können. Und deshalb blieb in meiner Erinnerung dieser Tag genau so deutlich wie die Nachtsitzung des Vollzugsausschusses, in der vor mir auf dem Tisch der geladene Revolver lag und ich den der Unterschlagung überführten Kassierern sagte: „Können Sie die Anklagen widerlegen? Oder ist alles, was ich hier gesagt habe, wahr?"

Lenin

In der Atmosphäre des Blutrausches der Erschießungen, unter dem unheilvollen Schatten der Galgen gewannen in den revolutionären Kreisen extreme Richtungen die Oberhand: die Zeit zwischen der Ersten und der Zweiten Reichsduma brachte zugleich mit einer allgemeinen Schwächung der Sozialdemokratischen Partei einen Aufschwung des Bolschewismus innerhalb ihrer Reihen.
Zu dieser Zeit hatte ich als Mitglied des Petersburger Parteivorstandes und noch mehr im Zusammenhang mit der Arbeitslosenbewegung stets mit der bolschewistischen Zentrale zu tun. Hier herrschte Lenin uneingeschränkt, und ich will meine Erzählung unterbrechen, um bei diesem außerordentlichen Menschen zu verweilen.
Die unbestreitbare Autorität Lenins beruhte in der Hauptsache auf der seltsamen Sicherheit, mit der er alle Fragen zu beantworten pflegte. Das war nicht das Selbstbewußtsein eines Doktrinärs, sondern die Kraft einer Führernatur.
Nie habe ich bei Lenin Zeichen des „Bonzentums" bemerkt. Im Gegenteil, sein Benehmen zu den Genossen (besonders zu den Arbeitern) war immer aufmerksam und schlicht. Wenn neue Menschen erschienen, hörte er ihnen geduldig zu, so langweilig ihre Reden auch sein mochten.
Zuzuhören pflegte er auf besondere Art: den Kopf auf die Seite geneigt,

das Ohr gespitzt, mit schlau zusammengekniffenen Augen. Dieser Ausdruck verließ sein Gesicht auch dann nicht, wenn sein Gegenüber faselte und in seiner Unklarheit die leeren Redensarten häufte. Es sah aus, als ob Lenin besonders gierig solchen unzusammenhängenden, holprigen Reden zuhörte und ihnen etwas Bedeutsames und ihm Notwendiges entnahm, was die anderen nicht bemerkten ...

Niemand konnte so wie Lenin die Stimmungen der Arbeitermasse erraten und sie gedrängt, anschaulich und kräftig ausdrücken. Die Neigung zum abstrakten, deduktiven, doktrinären Denken verflocht sich in ihm auf seltsame Weise mit einer genialen Feinfühligkeit für das Elementare, das Ursprüngliche im Leben der Massen.

Zuweilen antwortete er auf die Frage nach seiner Meinung in bezug auf dieses oder jenes:

„Ich weiß nicht ... Wie die Genossen Arbeiter entscheiden werden ... Die wissen das besser ...“

Aber dabei war ein schlaues Lächeln in seinen Augen. Und sein Gegenüber fühlte, daß „Iljitsch“ die Frage bei sich bereits entschieden hatte.

Lenin war von einer Atmosphäre bedingungsloser Unterordnung umgeben. Die Haltung der ihm am nächsten stehenden Genossen ihm gegenüber möge ein Beispiel illustrieren: Im Jahre 1907 veröffentlichte der marxistische Philosoph Bogdanow ein Buch unter dem Titel „Der rote Stern“. Es war eine unterhaltend und geistreich geschriebene Utopie, die das sozialistische Regime auf dem Mars schilderte. Die Geschichte begann damit, daß die Marsianer einen Erdbewohner auf ihren Planeten entführten, um wissenschaftlich festzustellen, wie ihre Verhältnisse und Gebräuche sich in seinem Gehirn widerspiegeln würden. Der Verfasser erklärte auf ziemlich einleuchtende Art, weshalb die Marsianer für ihr Experiment gerade einen Russen, und zwar einen Sozialdemokraten und noch dazu einen Bolschewiken aussuchten, aber dabei blieb er nicht stehen. Er sah die Frage voraus:

„Wenn sie schon auf dem Mars einen Bolschewiken brauchen, warum nehmen sie denn nicht Iljitsch?“

Und um allen Mißverständnissen vorzubeugen, ließ Bogdanow den Marsianer, der die Übersiedlung durchgeführt hatte, die Erklärung abgeben:

„Ich habe nicht gewagt, Iljitsch mitzunehmen, da seine Abwesenheit auf der Erde sich viel zu unheilvoll ausgewirkt hätte.“

Überhaupt verhielten sich Lenins Mitarbeiter zu dem Meister so, daß er sagen konnte: „Der Bolschewismus — das bin ich!“

Er hielt die Fraktion fest in seinen Händen und regierte sie wie ein unumschränkter und von seinen treuen Untertanen angebeteter Herrscher.

Tauchten neue Menschen in der bolschewistischen Organisation auf, so handelte Lenin wie ein geschickter Seelenfischer: er studierte sie mit scharfem Blick, gab ihnen Gelegenheit, sich hervorzutun, und verstand sie an die Organisation zu binden. Seine Lieblingsmethode war, einen

vielversprechenden Funktionär aufzufordern, Berufsrevolutionär zu werden. „Man kann nicht die Kräfte zwischen der Partei und der Erwerbsarbeit teilen“, pflegte er zu sagen. „Geben Sie Ihre Stellung auf, Sie werden aus unserer Kasse so viel erhalten, wie Sie zum Lebensunterhalt brauchen.“
Diesen Vorschlag machte er auch mir und war enttäuscht, als ich es vorzog, die Parteikasse nicht in Anspruch zu nehmen.
Der Einfluß Lenins auf die mit ihm in Berührung kommende Jugend war gewaltig. Auf den ersten Blick sah es so aus, als ob er die Unabhängigkeit der anderen nicht schmälern wolle und viel Nachsicht bei kleinen Übertretungen der Fraktionsdisziplin übe. In Wirklichkeit aber erzog er systematisch und zielbewußt seine Anhänger und Mitarbeiter zu einer Truppe von gehorsamen und ihm fanatisch ergebenen Vollstreckern seines Willens.
In privaten Unterhaltungen mit jungen Genossen, sogar beim Glase Tee in seinem Heim zu Kuokkala, hörte Lenin für keinen Augenblick auf, als Agitator und Organisator zu wirken. Wer im Gespräche mit ihm seine zwinkernden spöttischen Augen auf sich ruhen fühlte, konnte das Gefühl nicht loswerden, daß „Iljitsch“ alle seine Gedanken las.
Das bevorzugte Thema der „Agitation“ im engen Genossenkreis war für Lenin die Bekämpfung kleinbürgerlicher Vorurteile, Überbleibsel „liberaler braver Albernheiten“, deren er die Neulinge verdächtigte. Da predigte er unablässig, außerordentlich geschickt, geistreich den revolutionären Nihilismus.
„Die Revolution ist eine schwere Sache. In weißen Handschuhen, mit sauberen Händchen macht man keine Revolution ...“
„Die Partei ist keine höhere Töchterschule. Vielleicht ist uns gerade manch ein Schuft dadurch von Nutzen, daß er ein Schuft ist ...“
Als man in Lenins Anwesenheit darüber sprach, daß dieser oder jener Bolschewik sich in ganz unzulässiger Weise benähme, meinte Lenin spöttisch:
„Unser Haushalt ist groß, und in einer großen Wirtschaft läßt sich auch Dreck verwerten.“
Professor Roschkow, ein bekannter Historiker, der aus Moskau hatte flüchten müssen, jetzt in Petersburg illegal lebte und sich als einfacher Parteifunktionär betätigte, machte einmal Lenin auf die Heldentaten eines Moskauer Bolschewiken aufmerksam, den er als einen abgefeimten Halunken kennzeichnete. Lenin antwortete lachend:
„Gerade dies ist das Beste an ihm, daß er vor nichts zurückschreckt. Sie, zum Beispiel, sagen Sie mir offen, würden Sie sich von einer reichen Kaufmannsfrau aushalten lassen? Nein! Auch ich würde es nicht tun, würde meinen Ekel nicht überwinden können. Viktor aber hat dies geschafft und unterstützt die Parteikasse. Der ist unersetzlich.“
Ähnliche Ansichten übte Lenin nicht nur gegenüber „Schwächen“ wie Trunksucht, Sittenlosigkeit, sondern auch wenn es sich um gemeine Ver-

brechen handelte. Nicht nur Helden der revolutionären Raubüberfälle, sondern auch gewöhnliche, gemeine Banditen war er bereit, als Bundesgenossen anzuerkennen, wenn sie seiner Organisation einen Teil ihrer Beute überlassen wollten.

Eine große Rolle spielte in der bolschewistischen Organisation die Geldfrage. Um die Zahl der Berufsrevolutionäre zu vergrößern, brauchte man viel Geld — für Petersburg allein wenigstens 2000 bis 3000 Rubel im Monat.

Mitgliedsbeiträge wurden nicht erhoben, mit Sammlungen in den Betrieben mußte man „maßhalten", alles Geld kam aus der Zentralkasse. Über ihre Quellen wurden wir nicht unterrichtet: wir wußten nur, daß die Finanzsachen von „Nikititsch" (Krassin) verwaltet wurden.

Mit diesem „Nikititsch" traf ich einige Male zusammen, aber immer nur flüchtig. Ich kannte ihn hauptsächlich aus den Erzählungen Lenins und seiner Frau. Nikititsch war der einzige Mensch in der bolschewistischen Organisation, zu welchem Lenin volles Vertrauen hatte und den er wirklich achtete. Sonst achtete er niemanden und forderte auch für sich keine Achtung von den anderen — ihm genügte vollständig der Gehorsam, auf den er in der Organisation auch unbedingt rechnen konnte.

In der Partei

Ich habe schon erwähnt, wie kläglich der Julistreik in Petersburg zusammengebrochen war. Für die Bolschewiken war allerdings der verlorene Streik keine Niederlage der Revolution, sondern lediglich eine Niederlage des von den Menschewiken geleiteten Zentralvorstandes der Partei, der zusammen mit den anderen Parteien den Aufruf zum Streik unterzeichnet hatte.

Diese Auffassung ergab sich zwangsläufig aus der Stellung der Bolschewiken zur Ersten Reichsduma: die Duma wäre ein Hindernis für die revolutionäre Bewegung; ihre Auflösung, die die „konstitutionellen Illusionen" der Bauern erschüttert hätte, entfessele die Kräfte der Revolution; von jetzt ab müsse die Bewegung sich immer weiter verschärfen und sich zum Aufstand entwickeln.

Selbstverständlich sollte der neue Aufschwung nicht mit der Duma verbunden sein. Womit war er aber zu verbinden? Sicherlich mit einem Zeitpunkt, der die besten Bedingungen für die Teilnahme der Bauern bieten würde, und nach einem solchen Zeitpunkt brauchte man nur im landwirtschaftlichen Kalender zu suchen! Im Hochsommer haben die Bauern andere Sorgen; bevor sie die Ernte eingebracht hatten, würden sie für einen Aufstand nicht zu haben sein. Würde es aber nicht anders sein, wenn die Feldarbeiten beendet sein würden?... Daher Lenins Gedanke, den Generalstreik und den Aufstand auf die Zeit gegen Ende August festzusetzen.

Aber weder im August noch im September kam der Aufstand zustande. Gegen Anfang des Winters klärte sich die Lage: die revolutionäre Welle ebbte unaufhaltsam ab. Die Agrarunruhen hörten auf. Die Bauern begannen mit den Bodenkäufen unter Vermittlung der Bank. Auch in der Arbeiterbewegung wurde es still. Streiks wurden seltener, die revolutionären Stimmungen verschwanden von der Oberfläche in die Parteizellen. Still wurde es auch im Heer.

Die Tätigkeit der Regierung in bezug auf die Vorbereitung der Wahlen ließ keine Zweifel daran bestehen, daß die Reaktion um jeden Preis eine gehorsame Duma mit einer festen gemäßigt-rechten oder, noch besser einer rechtsradikalen Mehrheit erzielen wollte ...

Unter solchen Umständen hatte die Partei sich über die Teilnahme an den neuen Wahlen zu entscheiden. Eigentlich gab es hier keinen Streit, ein Boykott der Wahlen war weder aus der Sachlage noch aus den Stimmungen der Volksmassen zu rechtfertigen. Es blieb also nichts anderes übrig, als an den Wahlen teilzunehmen. So tauchte eine neue Frage vor der Partei auf — sollte sie sich mit anderen Parteien verständigen?

Anfänglich traten die Bolschewiken, insbesondere Lenin, für ein Wahlbündnis mit den Trudowiken, für einen Block der Linken gegen die Rechten und Liberalen ein, da sie von diesem Verfahren eine Duma mit revolutionärer Mehrheit erhofften. Dann wurde dieser Plan zugunsten der geradlinigen Taktik reiner Parteilisten aufgegeben. Was die Menschewiken betrifft, so schwankten sie zwischen den reinen Parteilisten und einer Wahlverständigung mit den Liberalen: diese letztere Taktik sollte dort für geboten gelten, wo sonst die „rechtsradikale Gefahr" drohte, das heißt, wo ein Wahlkampf zwischen Sozialdemokraten und Liberalen der Rechten zum Sieg verhelfen konnte.

Mir schien die Taktik des „linken Blocks" der politischen Lage am besten zu entsprechen. Aber in den Arbeitervierteln fand diese Taktik keinen Anklang. Die Stadtkonferenz sollte die Taktik der Partei bei den bevorstehenden Wahlen festlegen.

Die Delegierten für die Konferenz sollten nach einer eingehenden Diskussion in den Parteizellen gewählt werden. Die Abstimmung wurde nach einem umständlichen Verfahren durchgeführt: in der Versammlung jedes Arbeiterzirkels mußten mindestens vier Vertreter aus der Zentrale anwesend sein (zwei Referenten und zwei Mitglieder der Kontrollkommission zur Zählung der abgegebenen Stimmen). Indessen war es, da der Polizei nichts bekannt werden durfte, unmöglich, in einer Arbeiterwohnung mehr als zehn Menschen auf einmal zu versammeln. Leichter war es, Versammlungen in den Werkstätten oder im Betriebshof während der Pause zu veranstalten, aber solche Versammlungen mußten Hals über Kopf, in einigen Minuten erledigt werden, und man konnte nicht daran denken, in ihnen eine eingehende Diskussion durchzuführen. Ebenso war es nicht immer möglich, zu solchen Versammlungen die „Kontrollkommission" zuzuziehen.

Kein Wunder, daß die Vorbereitung der Stadtkonferenz etwa zwei Monate dauerte und zu einfachen Mandatfälschungen ausartete.
Im Petersburger Parteivorstand stellte man mir die Frage, wieviel Stimmen man für die bolschewistische Plattform unter den Handlungsgehilfen aufbringen könne.
Zur Antwort schilderte ich die Lage im Unterbezirk. Regelmäßig versammele sich nur der zentrale Zirkel. Alle seine Mitglieder würden für die Bolschewiken stimmen.
„Wieviel werden da sein?“
„Etwa fünfzehn Stimmen ...“
„Was? Sie scherzen! Fünfzehn Stimmen? Von 200 000 Petersburger Handlungsgehilfen!“
„Wir haben eben keine anderen Gruppen!“
„Aber unter den Handlungsgehilfen gibt es doch bestimmt Sympathisierende ...“
„Ja, solche gibt es ziemlich viel ...“
„Können Sie diese zusammenbringen?“
„Warum eigentlich nicht?“
„Dann tun Sie es jetzt, gleich, vor der Konferenz!“
„Aber das sind doch keine Parteimitglieder! Wieso dürfen die abstimmen ...“
„Und Sie meinen wohl, die Menschewiken ließen solche nicht abstimmen? Wenn es gar nicht anders geht, halten Sie je zwei Versammlungen ab: die eine pro forma, die andere zur Abstimmung.“
Ich übermittelte meinen Freunden aus dem Handlungsgehilfenverband den Vorschlag des Vorstandes. Ich sprach vorsichtig, von der „Erweiterung der Organisation“. Aber sie durchschauten sofort, um was es sich handelte, und erklärten sich bereit, die Sache großzügig aufzuziehen.
„Aus der Zentralhalle allein werden wir hundert Mann zusammentreiben, ebensoviel aus den Bezirkshallen, noch mehr aus den Märkten ... Tausend Mann werden wir auftreiben.“
Zwei Wochen später gaben die Handlungsgehilfen dem Vorstand Nachricht, daß in ihrem Unterbezirk 313 Mitglieder der Parteiorganisation vorhanden wären und daß Diskussionsversammlungen unter ihnen kaum durchzuführen wären.
Der Petersburger Vorstand beschloß, dem Unterbezirk der Handlungsgehilfen fünf Mandate für die Konferenz zuzuteilen, und überließ es ihm selbst, die Delegierten zu bestimmen. Vielleicht vermutete man im Vorstand, daß die Handlungsgehilfen mit den Zahlen etwas geschwindelt hatten. Aber die anderen Angaben, die an die Kontrollkommission gelangten, waren auch nicht viel besser.
Übrigens war dies noch nicht das schlimmste Übel — unheilvoller war die Demagogie, die die interfraktionellen Diskussionen kennzeichnete. Durch einen Zufall erfuhr ich, wie unsere Polemik sich in den Köpfen der Arbeiter widerspiegelte.

Bei den Notstandsarbeiten des Sowjets waren überall Parteigruppen vorhanden. Die Genossen forderten mich mehrmals auf, in diesen Gruppen als Referent für die bolschewistische Plattform aufzutreten. Aber ich weigerte mich, da ich die Aufgaben eines Fraktionsreferenten mit dem Amt des Vorsitzenden des Arbeitslosensowjets für unvereinbar hielt.
Einmal komme ich zu einem Brückenbau, wo viele Zimmerleute arbeiten. Einer von ihnen, der Führer der dortigen Parteigruppe, berichtet mir:
„Wir haben gestern, Genosse Petrow, eine Versammlung abgehalten, haben die Plattformen verglichen. Von den Bolschewiken war der Genosse Andrej da, aber der Menschewik ist gar nicht gekommen, er hatte wohl Angst gekriegt ..."
„Wovor Angst?"
„Daß die Jungens ihn umbringen für seine Niederträchtigkeit. Hier die Brücke, da das Wasser — niemand wird was erfahren ..."
„Was reden Sie da für Blech?"
„Ich meine, weil die Jungens beschlossen haben: wenn ein Menschewik sich bei uns meldet, dann mit den Äxten über ihn herzufallen, den Hund, damit er die Arbeiterklasse nicht an die Bourgeois verrät ..."
„Wer hat euch das mit den Menschewiken auseinandergesetzt?"
„Der Genosse Andrej."
Andrej war kurz vordem in der Petersburger Organisation aufgetaucht. Es war ein junger Mann mit pickligem Gesicht und stets halboffenem Mund, hoffnungslos beschränkt und ungebildet. Man ließ ihn nicht in den öffentlichen Versammlungen auftreten, und er widmete all seine Kräfte den „Diskussionen" mit den Menschewiken, wobei er es so einzurichten suchte, daß er in der Abwesenheit des Gegners reden konnte.
Ich rief die Zimmerleute zusammen und erklärte ihnen, daß die Ausführungen Andrejs über die Menschewiken mit der Wirklichkeit nichts zu tun hätten. Am nächsten Tag berichtete ich auf dem Meldepunkt des Petersburger Parteivorstandes von diesem Vorfall und erklärte, daß ich Andrej vor das Parteigericht stellen würde. Die Genossen waren überzeugt, daß ich scherze. Als sie einsahen, daß es mir Ernst damit war, fielen sie mit Vorwürfen über mich her:
„Sie sprengen die Organisation. Mag auch der Genosse Andrej etwas über die Schnur gehauen haben — wem passiert das nicht? Sie sollten hören, was die Menschewiken von uns erzählen!"
Die Geschichte wurde selbstverständlich vertuscht.
Die Konferenz trat in den ersten Tagen des Januar in Terijoki zusammen. Etwa hundert Mann waren angekommen. Man bildete den Prüfungsausschuß; bis dieser seine Arbeiten beendet haben würde, hielten die Fraktionen gesonderte Sitzungen ab und besprachen den Aktionsplan.
Alle waren besorgt. Lenin sagte:
„Die Menschewiken haben beschlossen, die Konferenz zu sprengen. Wir müssen auf der Hut sein. Ein unvorsichtiges Wort — und alles geht zum Teufel."

In der Tat endete die Konferenz mit einem grandiosen Skandal. Wie es oft geschieht, brach der Streit nicht bei politischen Meinungsverschiedenheiten, sondern bei formalen Fragen aus. Zunächst stritt man über die Mandate — jede Fraktion zweifelte (nicht ohne Recht) die Mandate der anderen an. Dann, als es klar wurde, daß die Mehrheit auf der Seite der Bolschewiken war, verlangten die Vertreter des Zentralvorstandes, in dem damals die Menschewiken vorherrschten, eine Zweiteilung der Konferenz: entsprechend der Abgrenzung der Wahlkreise. Dies sollte den Vororten jeden Einfluß auf die Wahltaktik im Stadtinnern nehmen.
Unter den bolschewistischen Arbeitern brach ein Sturm der Entrüstung los. Sie erhoben ein solches Geschrei, daß die Sitzung unterbrochen werden mußte, damit die Fraktionen unter sich beraten konnten.
Nach Wiederaufnahme der Sitzung brachten die Bolschewiken einen Antrag ein, die Arbeiten der Konferenz ohne Teilung in Sektionen weiterzuführen. Die Menschewiken lehnten es ab, an der Abstimmung über diesen Antrag teilzunehmen; er wurde mit 42 Stimmen bei 28 Enthaltungen angenommen. Dann erklärten die Menschewiken, sie würden die Sitzung verlassen, und wandten sich zur Tür. Hinter ihnen erschollen beschimpfende und spöttische Bemerkungen.
In der allgemeinen Aufregung, in allem Lärm saß Lenin, lächelnd, triumphierend, das Kinn auf den zusammengelegten Händen, am Vorstandstisch. Er begriff, daß der Auszug der Menschewiken die offene Spaltung der Organisation bedeutete, und schätzte die Lage sofort richtig ab: die Spaltung war plump ausgeführt, der Anlaß dazu ungeschickt gewählt. Im beginnenden Kampf waren alle Chancen auf seiner Seite.
Jetzt waren die Bolschewiken auf der Konferenz unter sich. Roschkow machte den Vorschlag, bei der geradlinigen Plattform zu bleiben. Reine Parteilisten! Kein Wahlbündnis!
Aber da überraschte Lenin alle:
„Ich, Genossen, war noch eine Stunde vorher für reine Parteilisten, und jetzt bin ich für ein Wahlbündnis mit den Linken. Was meint ihr, wohin sind die Menschewiken gegangen? Zu den Liberalen! Morgen unterschreiben sie ein Wahlbündnis mit ihnen; die Sozialrevolutionäre und die Trudowiken werden sich ihnen anschließen, wir bleiben dann allein, niemand wird dann auf uns Rücksicht nehmen. Wir müssen ihnen zuvorkommen: wir gehen eine Wahlverständigung mit den Linken ein und stellen die Bedingung: keine Verhandlungen, weder mit den Spaltern unserer Organisation noch mit den Liberalen! Dann wird der Menschewismus erledigt sein."
Lenins Rede wurde mit Jubel aufgenommen.
Am nächsten Tage veröffentlichten die Menschewiken einen formellen Protest gegen die Beschlüsse der Konferenz. Lenin antwortete darauf mit einer Broschüre: „Die Heuchelei Dans und der 31 Menschewiken." In ihr wurden die Menschewiken angeklagt, zu den Liberalen übergelaufen, die Arbeiter verraten, der Bourgeoisie Arbeiterstimmen verkauft zu haben.

An Schärfe übertraf diese Broschüre alles, was bisher an Streitschriften von beiden sozialdemokratischen Richtungen erschienen war.
Unter den Arbeitern machten die „Enthüllungen“ Lenins einen gewaltigen Eindruck: durch die Betriebe schlichen Gerüchte, die Menschewiken hätten das Proletariat verkauft. Sehr bald nahmen diese Gerüchte eine greifbarere Form an.
Verkauft... Aber wem? Für wieviel? Woher war das Geld gekommen?
Das Gerücht wußte alle diese Fragen zu beantworten:
Gekauft hat der Liberale Miljukow die Arbeiterstimmen. Bezahlt hat er vierzigtausend Rubel. Das Geld ist aus Warschau, die dortigen Bankiers haben es gegeben.
Mit diesen Einzelheiten erschöpften sich die Gerüchte nicht. In den Betrieben erzählte man:
„Das Geld haben die Menschewiken unter sich geteilt, manch einer hat tausend Rubel erhalten, mancher andere noch mehr.“
Im Narvischen Bezirk kam ein menschewistischer Propagandist in einem neuen Mantel in seinen Zirkel. Die Sache war klar: der Mantel konnte nur für das Geld der Liberalen gekauft sein! Die Arbeiter weigerten sich, den Propagandisten anzuhören, jagten ihn weg, wollten ihn verprügeln...
Bald darauf tauchte eine neue Bestätigung dafür auf, daß die Menschewiken Geld aus Warschau erhalten hätten: die Menschewiken hätten sich... neue Samoware angeschafft. Einen solchen Samowar — und dazu einen aus Silber — hätte ein bolschewistischer Agitator mit eigenen Augen bei einem menschewistischen Führer gesehen...
In diesen Tagen — gerade vor den Wahlen in der Arbeiterkurie — verstärkten sich die interfraktionellen Reibungen bis zu ihrer äußersten Grenze: alle Worte waren bereits gesagt, der ganze Vorrat an Beschimpfungen war erschöpft, es blieb nichts anderes mehr übrig als Faustkampf oder Trennung. Der Zentralvorstand forderte Lenin vor das Parteigericht.
Dieser Gerichtsverhandlung war es beschieden, auch die Sozialistische Internationale zu beschäftigen und bis zur Zweiten Russischen Revolution zu dauern — sie war noch nicht zu Ende in den Tagen des Weltkrieges, als Lenin um sich radikale Elemente der Sozialistischen Internationale sammelte. Lenins Gegner behaupteten — nicht ohne Grund —, daß gerade die Vorfälle dieser Gerichtsverhandlung jene unversöhnliche Leidenschaft verursachten, mit der Lenin zu dieser Zeit den europäischen Parteileitungen entgegentrat. Vor diesem Gericht gab Lenin seine bekannte Formulierung der Grundsätze des Kampfes innerhalb der Partei: im Kampf, auch in der eigenen Partei, sind alle Mittel zulässig, wenn sie zur moralischen Vernichtung des Gegners führen und geeignet sind, Feindseligkeit und Verachtung oder den allerschlimmsten Verdacht gegen ihn zu erwecken...
Von Mitte Oktober ab konzentrierte sich das politische Leben Petersburgs im Wahlkampf.

Das Oberste Gericht bot all sein Geschick auf, um durch „Auslegung“ des Wahlgesetzes die Opposition um das Wahlrecht zu bringen. Aber der Unwille gegen die Regierung war in der Bevölkerung so groß, daß diese Politik nicht die von Stolypin erwünschten Früchte einbringen konnte.
Äußerlich verlief der zweite Wahlkampf ungefähr so wie der erste: dieselbe Art von Versammlungen, dieselben miteinander ringenden Parteien, dasselbe Publikum, dieselben Gestalten hinter dem Vorstandstisch und auf der Rednertribüne. Aber der Inhalt war nicht mehr der alte. Die Auseinandersetzungen erfolgten mit viel mehr Ernst.
Wie früher war der Vordergrund erfüllt vom Kampf zwischen den Bolschewiken und den Liberalen. Aber wie groß war der Unterschied gegenüber den hitzigen Gefechten der letzten Wahlen!
Damals wetteiferten die Bolschewiken mit ihrem Boykott und die Liberalen mit ihrem „Kreuz auf dem Kasaner Dom“ an politischem Leichtsinn. Die einen und die anderen säten in gleichem Maße Illusionen, stellten Wechsel aus, die sie nicht bezahlen konnten. Jetzt, nach der Erfahrung mit der Ersten Duma, wurde der Streit sachlicher.
Im Auftrag der Genossen las ich aufmerksam die stenographischen Berichte der Ersten Duma durch und machte Auszüge aus den Reden der Liberalen. Dann suchten wir diejenigen Stellen aus, auf denen die Aufmerksamkeit der Wähler festgehalten werden sollte, um den Unterschied zwischen den beiden Taktiken klarzumachen: der unseren, die die Tätigkeit in der Duma als Mittel zur Sammlung der Volkskräfte zum außerparlamentarischen Kampf benutzen wollte, und der Taktik der Liberalen, die zwischen sich und dem Volke eine Schranke setzte und die Verständigung mit dem Zaren anstrebte.
Nicht wenig halfen uns in den Wahlversammlungen die Übergriffe der Polizei. Sie bekam täglich neue Anweisungen und wußte nicht mehr, was in den Reden zu dulden und was zu untersagen war.
Einmal unterbrach mich ein Polizeibeamter, als ich, die Bedeutung parlamentarischer und außerparlamentarischer Kampfmethoden ausführlich schildernd, das Beispiel der persischen Revolution benutzte. Ich erwiderte, Persien unterstehe der Petersburger Stadthauptmannschaft nicht, und empfahl dem Beamten, darüber genauere Instruktionen einzuholen. Der Beamte gab nach. Aber nach drei Tagen hatte ich wieder in demselben Saal zu sprechen. Der Polizeibeamte bemerkte mich in der Menge, kam auf mich zu und sagte vertraulich zu mir:
„Ich muß Sie warnen... Ich habe die Anweisung: wenn Sie von Persien sprechen werden, muß ich sofort die Versammlung schließen und ein Protokoll gegen Sie aufnehmen.“
Ich tat erstaunt:
„Wie haben Sie eine solche Anweisung bekommen können, wo doch Ihre Vorgesetzten gar nicht wissen, was gerade ich von den persischen Ereignissen sagen werde?“
„Es ist befohlen: wenn nur ein Wort über Persien fällt, muß ich von der

Bestimmung für den Fall, daß die Versammlung die angemeldete Tagesordnung nicht einhält, Gebrauch machen."
Er hatte recht: auf der Tagesordnung stand über Persien nichts...
Zweimal wurde ich während des Wahlkampfes verhaftet. Das erste Mal wurde ich wegen einer herabsetzenden Äußerung über die „Auslegungen" des Obersten Gerichtes festgenommen. Das andere Mal war die Sache ernster. In der Versammlung führte der berühmte Reviervorsteher Baratsch die Aufsicht. Er war angeheitert und unterbrach immer wieder die Redner. Die Reden drehten sich um die Frage, wie die Duma auf die Exekutivgewalt einwirken könnte. Ich erinnerte an die Mahnung des Liberalen Roditschew an die Minister in der Ersten Duma:
„Erinnern Sie sich, Bürger, daran, wie Herr Roditschew, zu der Regierungsbank gewendet, zu den Ministern sagte: ‚Wenn Sie ein Gewissen haben, treten Sie ab...' Nun, in der Ministerloge saß damals Gurko*. Zwei Schlüsse müssen wir daraus ziehen — erstens: unsere Minister haben kein Gewissen; zweitens: die Liberalen verstehen es nicht, auf die gewissenlosen Minister einzuwirken..."
Baratsch schrie:
„Ich entziehe dem Redner das Wort! Ich werde es nicht dulden, daß man hier sagt, die Zarenminister hätten kein Gewissen."
Gelächter im Saal. Baratsch geriet in Verwirrung, und ich erhielt die Möglichkeit, meine Rede zu Ende zu führen. Als ich die Tribüne verließ, kam auf mich ein Polizeibeamter zu und bat mich, auf den Vorplatz zum Herrn Reviervorsteher zu kommen. Ich ging hin. Vor der Tür standen nicht weniger als zehn stämmige Schutzmänner. Sie umringten mich.
„Was soll das heißen?" fragte ich.
Von unten kam die Stimme des Hauptmanns:
„Maul halten! Führt ihn ab!"
„Wohin?" fragte ich wiederum.
„Zu mir, aufs Revier!"
Aber ich hatte keine Lust, in der Nacht und in der Gesellschaft des betrunkenen Polizeioffiziers auf das Revier zu gehen. Ich wandte mich dem Saal zu und schrie aus Leibeskräften:
„Ich bin verhaftet. Ich bitte die Bürger, mich auf das Revier zur Aufnahme des Protokolls zu begleiten."
Dann ging ich mit den Schutzmännern nach unten, ließ mir in der Garderobe Mantel und Hut geben und wartete das Weitere ruhig ab. Das Publikum strömte auf die Treppe. Man vernahm wenig schmeichelhafte Bemerkungen an die Adresse der Polizei. Baratsch wurde auf einmal nüchtern. Schwer atmend sprang er auf mich zu:
„Was wollen Sie damit?"
„Ich warte auf Zeugen für das Protokoll."
„Es wird kein Protokoll geben. Ich wollte nur Ihre Personalien feststellen."

* Gurko war zu der Zeit einer Schiebung überführt.

„Nichts weiter? Genügt Ihnen meine Visitenkarte?"

„Ja... Aber schnell, bitte... Und beruhigen Sie das Publikum!..."

Die Schutzmänner zogen ab, ich kehrte in den Saal zurück, dankte den Bürgern für ihre Unterstützung, und die Versammlung ging weiter. Nach ihrem Schluß begleiteten mich einige Dutzend Menschen bis zur Fontanka, der Grenze von Baratschs Herrschaftsbereich.

Nachdem unsere Parteikonferenz beschlossen hatte, sich für die Wahlen mit den Sozialrevolutionären und der Bauernpartei zu verständigen, wurde ich zusammen mit zwei anderen Genossen beauftragt, die Verhandlungen mit unseren neuen Verbündeten zu führen. Als die Vereinbarung schon getroffen war, erhob sich plötzlich ein technisches Hindernis, das den ganzen Plan zerstören konnte. Die Dumawahlen sollten nach einem sehr komplizierten Gesetz stattfinden; namentlich wurde von den städtischen Wählern die Abgabe von Zetteln verlangt, auf denen die ganze Liste der Kandidaten für die Wahl der Bevollmächtigten stand, die später gemeinsam mit anderen Bevollmächtigten aus ihrer Mitte die Abgeordneten zu bestimmen hatten. Jeder Urwähler mußte also einige Dutzend Namen mit Vornamen und Adressen aufschreiben, wobei der geringste Fehler (wenn auch nur in einem Buchstaben) die Stimme ungültig machte. Diese Forderungen wären in einem Lande mit einer des Schreibens und Lesens wenig kundigen Bevölkerung einfach Unsinn gewesen, wenn es nicht die Möglichkeit, gedruckte Bulletins zu benutzen, gegeben hätte. Aber kurz vor den Wahlen gab das Oberste Gericht eine „Auslegung", wonach nur Zettel, die vom Magistrat gestempelt waren, gültig sein sollten. Der Magistrat hatte aber Formulare für Wahlzettel nur den eingetragenen Parteien geliefert; eingetragen waren nur die ausgesprochenen rechten Parteien und der gemäßigte „Bund der Friedlichen Erneuerung". Die Liberalen räumten dieses Hindernis aus dem Wege, indem sie eine Verbindung mit der „Friedlichen Erneuerung" eingingen, die als Mitgift die ersehnten Formulare in den Ehebund mitbrachte ... Aber für uns gab es scheinbar kein Mittel, die Entscheidung des Obersten Gerichtes zu umgehen.

Als ich Lenin von unserer schwierigen Lage erzählte, schmunzelte er und sagte:

„Eine Bagatelle. Als ob es schwer wäre, den Magistratsstempel nachzumachen! Fragen Sie hier Michail Ssergejewitsch."

Michail Ssergejewitsch, der die Druckerei und das Paßbüro der bolschewistischen Zentrale leitete, war bei dieser Unterhaltung anwesend. Er ließ sich von mir das Formular des Wahlzettels geben, betrachtete es lange und betastete das Papier. Dann begann er den Stempel zu studieren, Endlich sagte er:

„Genau ein solches Papier wird sich bei mir finden. Der Druck ist der übliche. Der Stempel ist aus Kupfer, eingeschnitten. Wenn Sie ihn mir für zwei Stunden beschaffen, werden wir genau dieselben Formulare haben. Kein Sachverständiger wird sie von echten unterscheiden können."

Lenin bekräftigte:
„Nun also! Suchen Sie den Stempel zu kriegen!“
Michail Ssergejewitsch erklärte mir, er brauche den Stempel, weil er von ihm eine Kopie auf elektrischem Wege machen müßte. Er berechnete, daß die ganze Operation (Papier, Satz, Druck, Nachahmung des Stempels) etwa 1000 Rubel kosten werde. Lenin schlug vor:
„Vereinbaren Sie mit den Trudowiken, daß sie die Hälfte der Ausgaben übernehmen. Die Gesamtkosten geben wir mit 2000 Rubel an. Das ist gerecht: sie geben das Geld, wir den Einfall und die Arbeit.“
Ich erwiderte, das gehöre sich nicht, vielmehr sollte Michail Ssergejewitsch uns sagen, wieviel die Operation gekostet hätte. „Die Hälfte müssen wir auf uns nehmen, die andere von unseren Bundesgenossen beisteuern lassen.“
Lenin schloß ab:
„Gut, Michail Ssergejewitsch wird Ihnen die Summe nennen.“
Am nächsten Tag beschafften wir einen Magistratsstempel. Zu der vereinbarten Zeit wurde der Stempel zurückgegeben, und einen Tag später legte Michail Ssergejewitsch dem Petersburger Parteivorstand etwa ein Dutzend Metallstempel vor, deren Abdrücke man tatsächlich von denen auf den Magistratsformularen nicht unterscheiden konnte.
Der allerschwierigste Teil der Aufgabe war gelöst. Wir teilten unseren Bundesgenossen mit, daß wir Formulare b e k o m m e n w ü r d e n. Unsere Verbündeten ahnten offenbar, daß wir uns die Formulare nicht auf ganz gesetzlichen Wegen beschafft hatten, enthielten sich aber taktvoll aller Fragen.
Einige Tage waren um. Eines Morgens kam ich auf den Meldepunkt des Vorstandes. Die Sekretärin teilte mir mit finsterer Miene mit:
„In der Nacht hat die Polizei die Druckerei überfallen und die Wahlzettel in der Druckmaschine gefunden.“
Das war schlimm, aber nicht übermäßig: der Druck der Formulare war an sich keine Gesetzwidrigkeit — das Vergehen begann erst beim Abstempeln der Formulare mit einem gefälschten Stempel. Es war nur unangenehm, daß wir keine Formulare kriegen sollten ...
Aber am Mittag begegnete ich dem Michail Ssergejewitsch. Ich erkundigte mich bei ihm nach dem Vorfall. Er zuckte die Achsel:
„Sie werden die Zettel rechtzeitig erhalten. Seien Sie unbesorgt.“
„Wie? Hat denn die Polizei sie nicht mitgenommen?“
„Nein. Nur der Raum wurde versiegelt.“
„Während die Zettel im Druck waren?“
„Wir waren schon beinahe fertig. Jetzt ist alles in Sicherheit.“
Ich erfuhr nicht recht, was in der Druckerei geschehen war: hatte Michail Ssergejewitsch es verstanden, sich loszukaufen; oder hatte die Polizei aus Versehen nicht alle Türen des Raumes, in dem die Formulare gedruckt wurden, versiegelt; oder hatten die Unsrigen einfach die Siegel abgenommen, waren in den Raum eingedrungen und hatten, nachdem die Zettel

in Sicherheit gebracht waren, die Türen neu versiegelt ...? Jedenfalls waren, als die Untersuchungsbeamten am nächsten Tag in der Druckerei erschienen, die Siegel an den Türen in voller Ordnung, im Raum aber waren keine Spuren der Nachtarbeit mehr zu finden ...
Die fertiggedruckten Formulare wurden mit den nachgemachten Stempeln abgestempelt. Hier erwies es sich, wie umsichtig Michail Ssergejewitsch gehandelt hatte, als er mehrere Siegel herstellte: man mußte über hunderttausend Formulare abstempeln; hätten wir nur einen Stempel gehabt, so hätte dies mindestens zwei Tage ununterbrochener Arbeit erfordert; jetzt aber wurde die ganze Arbeit an einem Abend erledigt, und gegen Morgen waren die fertigen Formulare ballenweise nach den Bezirken abtransportiert und an sicheren Stellen untergebracht.
Wir jubelten. Unsere Verbündeten vom „Linken Block" versicherten strahlend, unsere Formulare wären noch besser als die des Magistrats, und bezahlten ohne Widerspruch die Summe, die wir von ihnen als ihren Teil an den gemeinsamen Ausgaben verlangten. Die Summe war nicht groß, aber ich vermute, daß Michail Ssergejewitsch sie derart berechnet hatte, daß eine Kleinigkeit noch für laufende Ausgaben der bolschewistischen Zentrale übrigblieb.
Bei der Polizei verursachte das Erscheinen der Formulare des „Linken Blocks" eine große Bestürzung. Man leitete eine Untersuchung ein. Es stellte sich heraus, daß der Magistrat uns keine Formulare gegeben hatte und daß wir diese nicht von den „eingetragenen Parteien" bekommen hätten. Eine Prüfung durch Sachverständige wurde angeordnet. Aber die Sachverständigen erklärten unsere Formulare für echt. Insbesondere wurden die Abdrücke unseres Stempels als echt begutachtet. Das Rätsel blieb unaufgeklärt.
In den Arbeitervierteln herrschte zu dieser Zeit Niedergeschlagenheit, hier spürte man die Nähe der Wahlen nicht. Die Arbeiter setzten keine Hoffnungen auf die Duma und betrachteten das Wahlverfahren als eine sinnlose Formalität.
Die Parteiorganisation war von dem Gift des interfraktionellen Zwistes in unerhörtem Maße zerfressen. Um die ohnehin geschwächten Parteigruppen bildete sich in den Betrieben eine Atmosphäre des Mißtrauens. In der Zeit zwischen der Ersten und der Zweiten Duma, und besonders im Laufe des zweiten Wahlkampfes hatten wir im Petersburger Proletariat nicht nur unsere Organisation, sondern auch unseren geistigen Einfluß verloren.

Erste Begegnung mit den Todgeweihten

In meiner Erinnerung ist diese Zeit mit einem Erlebnis verbunden, das ich hier nicht übergehen kann — ich kam zum ersten Male mit zum Tode Verurteilten zusammen.

Kurz vor Weihnachten wurde ich verhaftet wegen der Agitation unter den Bauern im November des Jahres 1905. Geradeswegs aus dem Büro des Untersuchungsrichters wurde ich in das Petersburger Durchgangsgefängnis gebracht. Hier setzte man mich in eine Einzelzelle.
Über der Tür meiner Zelle befand sich ein Luftloch zur Ventilation. Ebensolche Luftlöcher waren auch in den Nebenzellen. Dank dieser Einrichtung konnten die in verschiedenen Zellen Eingeschlossenen sich miteinander unterhalten. Aus den Nebenzellen drang das Geklirr und Gerassel der Ketten herein. Dieses Geräusch peitschte meine Nerven, gerne hätte ich erfahren, wer meine Nachbarn im Hafthaus waren. Mein Nachbar zur rechten Seite lenkte meine Aufmerksamkeit auf das Luftloch über der Tür, lehrte mich es benutzen und überschüttete mich mit einem Hagel von Fragen: Wer ich sei? Wofür ich sitze? Was es Neues in der Freiheit gebe?
Ich antwortete, und dann begann ich ihn zu befragen:
„Sind Sie schon lange in Haft?“
„Schon acht Monate.“
„Wird bald die Gerichtsverhandlung stattfinden?“
„Die ist bereits vorüber.“
„Wie lautet das Urteil?“
„Todesstrafe!“
Sehen konnte ich ja den Menschen nicht, mit dem ich sprach. Aber seine jugendliche, wohltönende Stimme klang so munter und fröhlich, daß ich zuerst glaubte, er scherze.
„Wie denn? Todesstrafe?“ fragte ich noch einmal.
„Nun ja, zum Strick. Sehr einfach. Ich soll gehängt werden.“
„Warum sind Sie dann hier?“
„Der Kommandierende hat das Urteil nicht bestätigt. Er hat es in zwanzig Jahre Zuchthaus umgewandelt. In Nr. 4 sitzt noch so einer wie ich ... Auch ein zu Zuchthaus Begnadigter.“
„Mir haben sie fünfzehn Jahre gegeben, Bruder ...“ Diese letzteren Worte sprach mein Nachbar zur Linken. Seine Stimme war nicht so klangvoll und fröhlich wie die meines rechten Nachbarn, sie war dumpfer und gepreßt.
So begegnete ich zum ersten Male Menschen, die unter dem Galgen gestanden hatten. Ich wollte erfahren, was sie in der Erwartung der Hinrichtung empfunden hatten, aber es war mir peinlich, sie danach zu fragen. Wir unterhielten uns über die verschiedensten Dinge. Aber die eine Frage wollte mir nicht aus dem Sinn ... Endlich, nach etwa zehn Tagen fragte ich meinen jungen Nachbar:
„War Ihnen sehr schaurig zumute, als das Gericht das Urteil verkündet hatte?“
„Warum denn schaurig, wo ich doch ein anderes gar nicht erwartet hatte? Ich weiß jetzt noch nicht einmal, wieso sie darauf gekommen sind, das Urteil abzuändern.“

„Immerhin hat Ihnen das Herz geklopft?“
„Ich bin ganz allein auf der Welt. Ich habe für niemanden zu zittern. Das Leben hatte ich gern, das ist wahr ... Aber ich hatte mich schon, bevor das Urteil gefällt war, mit meinem Schicksal abgefunden.“
„Und nach dem Urteil?“
„Da war es mir genau wie vorher. Schlimm war nur, daß sie mich in Ketten legten. Ketten bei Frost sind geradezu der Tod. Aber das allerschlimmste ist, daß man sich zuerst gar nicht vorstellen kann, wie man die Hosen durch die Ringe hindurch anziehen soll. Jetzt habe ich es gelernt. Haben Sie keine Zuchthausstrafe zu erwarten?“
„Nein.“
„So—o! ... Ich hätte es Ihnen schon gezeigt. Es ist kein Kunststück, wenn man es einmal heraus hat.“
Und mein Nachbar begann, mir mit heißem Eifer zu erklären, wie man die Hosen durch die Kettenringe hindurch anzieht. Ich war betroffen. Einen Menschen, der vor kurzem noch nicht gewußt hatte, ob er den morgigen Tag noch erleben würde, interessierte die Frage, wie man sich mit Fesseln an den Füßen am schnellsten und am leichtesten umzieht, stärker als all die großen Fragen über Tod und Leben. Es war ein junger aufgeweckter Arbeiter, der sich nicht ohne Gegenwehr hatte verhaften lassen und wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt verurteilt worden war.
Ich wandte mich an meinen zweiten Nachbar.
„Nun, und sind Sie bei dem Urteil erschrocken?“
„Nein, ich hatte es ebenfalls erwartet. Aber bei mir kam es schlimmer. Meine alte Mutter war bei der Gerichtsverhandlung. Sie ist eine einfache Frau, unaufgeklärt. Vieles versteht sie gar nicht. Ihr war das natürlich schrecklich ... Sie fing an zu weinen ... Da packte mich die Wut, ich hätte es den Richtern gern richtig gegeben ... Nach der Verhandlung stehe ich an der Tür, der General kommt vorbei. Er bleibt stehen, sieht mich an und sagt: ‚Warum stehst du nicht stramm?‘ Mir lief die Galle über: ‚Jetzt‘, sage ich, ‚bin ich zu nichts mehr verpflichtet und erkenne niemand an!‘ Er fängt an zu schreien. Ich sage: ‚Warum schreien Sie? Ich habe jetzt doch vor nichts mehr Angst!‘ Er schreit noch weiter, und als er genug hat, hört er auf. Der Soldat, der mich begleitet hat, sagt sogar zu mir: ‚Na, Bruder, treib's nicht zu arg... Sie können das Urteil noch abändern ...‘ Aber ich sage: ‚Ach was! ...‘ Dann kommt meine Mutter ins Gefängnis, sie weint natürlich — wie soll man es denn der Alten auch erklären? Ich sage zu ihr: ‚Wein doch nicht unnötig! Besser wird es dadurch doch nicht ...‘ Aber sie: ‚Ich werde versuchen‘, sagt sie, ‚den Kommandierenden zu bitten, vielleicht erbarmt er sich.‘ ‚Laß das, Mütterchen‘, sage ich, ‚was soll man denn von denen für eine Barmherzigkeit erwarten?‘ Aber sie bleibt bei ihrem Vorsatz... Später hat sie mir erzählt, wie der Kommandierende sie empfangen hat. Sie ist ihm zu Füßen gefallen. Eben eine einfache Alte. Er aber sagte zu ihr: ‚Ich will sehen...

Ein Leben gilt das andere, Alte! Wenn dein Sohn zwar schuldig ist, aber wenigstens niemanden getötet und nur einen Mordversuch gemacht hat, so soll er auch am Leben bleiben. Dann begnade ich ihn. Gräm dich nicht allzusehr. Hat er ein fremdes Leben auf dem Gewissen, so brauchst du nicht um ihn zu weinen. Und wenn nicht, dann will ich eben sehen ...‘ So haben sie mir die Todesstrafe in fünfzehn Jahre umgewandelt ... Übrigens ist doch alles gleichgültig.“

„Aber gerne gestorben wären Sie wohl nicht?“

„Schließlich muß es jeder. Nur die Alte tat mir natürlich leid. Ich konnte ihr unmöglich alles klarmachen: so alte Menschen haben ihren Kopf für sich.“

Der Mann, der mir das erzählte, war ein treuherziger, etwas schlaffer Bursche, obwohl er der Partei angehörte. Seine Worte rührten mich tief: so lebendig standen vor mir seine untröstliche Mutter und er selbst in seiner Schlichtheit, ohne Angst vor dem Tode und voll Kummer um den Schmerz seiner alten Mutter, der „man unmöglich alles klarmachen konnte ...“

Das war meine erste Begegnung mit den „Todgeweihten“.

Die Zweite Reichsduma

Der Ausfall der Wahlen zur Zweiten Duma rechtfertigte die Berechnungen Stolypins nicht. Wenn es ihm auch gelungen war, auf geraden und krummen Wegen an hundert Abgeordnete der Rechten in die Duma zu bringen, so hatten sich die linken Parteien in noch größerem Maße verstärkt.

Eine Zeitlang schien es sogar strittig, wer die Zweite Duma „führen“ würde: die Liberalen oder die äußerste Linke. Aber zu Beginn der Session stellte es sich heraus, daß die Zweite Duma wie ihre Vorgängerin „liberal“ sein würde. Trotzdem waren die Liberalen vor der Eröffnung der Duma besorgt und niedergeschlagen, während die Sozialisten — besonders die Bolschewiken — sich bei der Beurteilung der Wahlergebnisse als Sieger fühlten und im voraus die kommende Duma als „das revolutionärste Parlament in dem reaktionärsten Lande“ bezeichneten.

Um den Taurischen Palast hatte sich eine Menschenmenge angesammelt, die auf das Eintreffen der Abgeordneten wartete. Wer in eigenem Wagen ankam, wurde ausgepfiffen, die bäuerlichen Abgeordneten mit Händeklatschen und Hurrarufen begrüßt, mit lärmenden Ovationen die Sozialdemokraten, die alle zusammen, in einem Trupp, mit roten Nelken im Knopfloch, erschienen.

Die Abgeordneten richteten Ansprachen an die Menge, aber man konnte sie im Straßenlärm nicht verstehen. Bald hier, bald dort stimmte man die Marseillaise an, aber jedesmal riß das Lied gleich im Anfang ab. Man ließ rote Ballons in die Luft steigen, und die Menge schrie Hurra.

Es war viel Polizei da. Kosaken ritten öfters vorbei. Aber sie beschränkten sich darauf, daß sie die Menge „höflich" aufforderten weiterzugehen, indem sie mit den Peitschen und Säbeln drohten.
Die Menge antwortete auf die Drohungen mit Pfiffen, wich aber Zusammenstößen mit der Polizei aus. Im großen und ganzen waren die Kundgebungen an diesem Tag dürftig und kläglich — wahrhaft Kundgebungen der Ohnmacht.
Die gedrückte und besorgte Stimmung in den liberalen und radikalen Kreisen der Gesellschaft fand ihren Ausdruck in der Parole: „Vorsicht mit der Duma!"
Ein Jahr vorher wäre eine solche Parole unmöglich gewesen. Vorsicht mit der Duma! Welche Gefahr droht ihr? Wer wäre denn der Wahnsinnige, der es wagen würde, die Hand gegen dieses Heiligtum zu erheben?
Das Leben hatte den naiven Glauben an die Duma mit seinem bitteren Hohn zerstört. Der Taurische Palast glich in der Vorstellung des braven Bürgers nicht mehr der Sonne der Freiheit — eher einer flackernden Kerze, die der Wind ausblasen konnte. Aber wie schwach diese Kerze auch war, sie schien die einzige Lichtquelle zu sein; um sie herum war weit und breit nichts als die Finsternis der Reaktion.
Deutlich bewahrt mein Gedächtnis die Stimmungen der Arbeiterviertel in den ersten Tagen der Zweiten Duma. Aufflackernde revolutionäre Hoffnungen und Erwartungen wechselten mit schwermütigen Ahnungen.
Versammlungen fanden statt. In vielen Betrieben sprachen sozialdemokratische Abgeordnete. Die Menge klatschte Beifall. Aber zuweilen ertönten die Fragen:
„Zu unterstützen sind wir ein für alle Male bereit, aber *wie* sollen wir euch unterstützen?"
Die Polizei drückte bei den Betriebsversammlungen ein Auge zu. Zuweilen ritten Schutzleute oder Kosaken ganz dicht an die Menge heran, die dem Abgeordneten zuhörte. Der Redner sprach weiter. Aber wenn er geendet hatte, gab der Offizier den Arbeitern den Befehl:
„Und jetzt auseinander!"
Und die Menge zerstreute sich.
Manchmal machten die Kosaken von ihren Peitschen Gebrauch. Aber zu ernsten Zusammenstößen kam es nicht. Es schien, daß die Polizei mit den Arbeitern wie die Katze mit der gefangenen Maus spielte:
„Wenn wir wollen, treiben wir euch auseinander. Wenn wir wollen, erschießen wir euch. Aber einstweilen könnt ihr euren Abgeordneten zuhören. Uns sind ihre Reden nicht gefährlich!"
Die Kette der Verhaftungen riß nicht mehr ab. Es waren nicht mehr jene Massenverhaftungen wie während der Unterdrückung der Bewegung des Jahres 1905 oder in den Monaten zwischen der Ersten und der Zweiten Duma. Jetzt faßte man einzeln politisch organisierte Arbeiter, Gewerkschafter, Betriebsobleute. Vor Gericht kam keiner. Die einen wurden im Gefängnis gehalten, die anderen ausgewiesen.

Zugleich waren Arbeiterentlassungen im Gange. Vielleicht steckte hinter diesen Entlassungen keine besondere „Verschwörung“ der Unternehmer: die Industrie machte einfach eine Krise durch, und weil die Unternehmer die Produktion einschränkten, setzten sie überflüssige Arbeitskräfte auf die Straße. Aber selbstverständlich benutzten die Werkmeister die Gelegenheit, um die „Störenfriede“ loszuwerden.

Die ersten Tage der Duma verliefen leblos und langweilig und wurden nur durch ein Ereignis ausgezeichnet, das einen großen Eindruck auf das Land machte — im Sitzungssaal stürzte die Decke ein, und nur einem Zufall war es zu verdanken, daß die Katastrophe keine Menschenopfer forderte. Im Volke sagte man, die Regierung und die „Herren“ hätten diesen Vorgang von langer Hand vorbereitet: sämtliche Volksvertreter hätten mit einem Schlage verschüttet werden sollen. Derart war das Vertrauen der Bevölkerung zu der Regierung!

Das bedeutsamste politische Ereignis dieser Tage war das erste Auftreten der Sozialdemokratischen Fraktion in der Duma. Stolypin verlas in der Duma die Regierungserklärung, die in herausforderndem Ton gehalten war. Die Liberalen, getreu der Parole „Vorsicht mit der Duma!“, beschlossen, mit keinem Wort zu antworten, ihnen gesellten sich auch andere Parteien zu. Nur die Sozialdemokraten lehnten diese Taktik ab, in ihrem Namen bestieg die Tribüne der kaukasische Abgeordnete Tseretelli, der bis dahin niemandem in Petersburg bekannt gewesen war. Seine Rede wurde zu einem unvergeßlichen Triumph — am nächsten Tag erklang der Name Irakli Tseretelli durch ganz Rußland, der Ruhm des besten politischen Redners im Lande war ihm gesichert, und unserer Fraktion fiel die Rolle jener Minderheit zu, die durch ihre klare Politik und ihre persönliche Zusammensetzung das Aussehen des Parlaments und den Gang seiner Arbeiten bestimmt. Von diesem Tag an begann in der Zweiten Duma der Zweikampf zwischen Sozialdemokratie und Regierung: die Sozialdemokratie hatte die Vertretung nicht nur des Proletariats, sondern der ganzen russischen Demokratie übernommen, während die Liberalen hilflos zwischen beiden Lagern hin und her schwankten.

Die Sozialdemokratische Fraktion gewann schnell die Sympathien des Volkes, unsichtbare Fäden knüpften sich zwischen ihr und den Fabriken, den Dörfern, den Kasernen der Soldaten. Die Parteiarbeit, die in der Zeit zwischen der Ersten und der Zweiten Duma abgestorben schien, belebte sich wieder.

Die Untergehenden

Diese Belebung berührte den Sowjet der Arbeitslosen nicht. Vielleicht ließ nur die Verfolgung durch die Polizei ein klein wenig nach. Aber die Bewegung selbst? ... War denn damals noch viel von ihr übrig? Die Speisestellen waren geschlossen. Bei den öffentlichen Arbeiten waren etwa

zwei-, dreitausend Menschen beschäftigt, auf ihre Erweiterung war nicht zu hoffen. Dies wußten die Arbeitslosen, die sich aus Gewohnheit um die offiziell zu Arbeitsnachweisen für Notstandsarbeiten gewordenen Bezirkssowjets drängten. Wer nicht eingestellt worden war, dem bot die Zukunft keinen Lichtblick. Und deshalb erschienen jene Arbeitslosen, die den Spaten in die Erde stießen oder den Karren im Hafen schoben oder Pfähle beim Brückenbau einschlugen, ihren in den Bezirken zurückgebliebenen Genossen als Glückspilze. Hier in den Bezirken wurde das Elend immer größer und größer. Nicht mehr das Gespenst des Hungers herrschte hier, sondern der Hunger selbst, und er stieß die einen ins Verbrechen, die anderen in den Tod.

Ein Bild steht vor meinen Augen auf, wenn ich an diese Zeit denke. Einmal ging ich in der Dämmerung auf dem Wege in den Vollzugsausschuß des Arbeitslosensowjets über eine Brücke. Der Tag war regnerisch, grau, die ersten Laternen wurden gerade angezündet. Auf dem Bürgersteig staute sich eine Menge, ich blieb stehen. Aus der Menge schrillte die Pfeife des Polizisten. Ich dachte, die Polizei hätte jemanden festgenommen, und drängte mich nach vorne durch, um zu sehen, worum es sich handelte. An dem steinernen Gelände des Kais sah ich in dem erleuchteten Kreis unter der Laterne einen todbleichen Mann, mit nasser Kleidung, mit vom Wasser zusammengeklebtem schwarzem Haar in halb sitzender, halb liegender Haltung. Er hatte eine dunkle Gesichtsfarbe und hervorstechende Backenknochen.

Ein Schiffer in einem Schafspelz erklärte dem Polizisten:

„Er hat sich ins Wasser gestürzt, unsere Jungens hinter ihm her — so haben sie ihn herausgefischt."

„Und wo sind Ihre Jungens?" fragte der Polizist, indem er sein Notizbuch aus der Tasche zog.

„In die Kneipe sind sie gegangen, um sich zu wärmen, und dieser da ist geblieben. Sieh mal, wie er durchnäßt ist."

Der aus dem Wasser Herausgezogene erhob den Kopf. Seine Zähne klapperten. Wie ein gehetztes Tier sah er von unten nach oben auf die Menschen, die ihn umgaben, und schrie plötzlich auf:

„Weshalb? Weshalb?"

Der Polizist beugte sich zu ihm und suchte in seiner Kleidung nach einem Personalausweis. Woher kam mir das unbestimmte Gefühl, daß im nächsten Augenblick ein von unserer Arbeitslosenregistratur ausgestellter Ausweis aus der Tasche des Unglücklichen zum Vorschein kommen würde? Und ich hatte nicht die Kraft, bis zu Ende zu warten ...

Von den Arbeitslosen gingen manche aufs Land, andere wurden von der Polizei aus der Hauptstadt ausgewiesen. Aber viele blieben in der Nähe der Fabrik, aus der sie vor anderthalb Jahren, im November 1906, hinausgeworfen worden waren. Sie lebten im Hunger, nicht selten nur von Almosen. Not, Untätigkeit und Demütigungen deklassierten manche von den Arbeitslosen: sie gingen unter im Lumpenproletariat, andere waren

auf dem Wege dahin ... Die Arbeit im Sowjet wurde immer schwieriger, aber sie zu verlassen, war jetzt ganz und gar unmöglich.
In der Petersburger Arbeiterbewegung machte sich eine neue Strömung bemerkbar: die anarchistische. Eine besonders energische Tätigkeit entwickelten die Vertreter der „Gruppe der Arbeiterverschwörung".
Sie forderten die Arbeitslosen zur „direkten Aktion" auf: sie sollten sich gewaltsam alles nehmen, was sie zum Lebensunterhalt brauchten, und sich blutig an den Feinden der Werktätigen rächen. Dabei ergingen sich die Agitatoren dieser Gruppe im Ton gröbster Demagogie in Verleumdungen gegen die Sozialisten. Wenn sie zum Beispiel von den Erschießungen der Communards in Paris erzählten, so behaupteten sie, daß die Versailler, die den Krieg gegen das aufrührerische Paris führten, Sozialisten und die Communards Anarchisten gewesen wären. Ich erinnere mich, mit welcher Leidenschaft, mit welchem Haß sie davon sprachen, wie ihre Genossen im stählernen Ring der Bajonette der Versailler unter der brennenden Sonne verdurstet wären und wie die Sozialdemokraten ihnen vorgeschlagen hätten, aus der Pfütze zu trinken, deren Wasser mit Blut gemischt war ...
Die Reden der Sozialisten von dem bevorstehenden bewaffneten Aufstand des Volkes faßten die Anarchisten als einen verräterischen Kniff der Beschützer des Kapitalismus auf.
„Wann wird euer Aufstand kommen?" fragten sie. „Nur der Hungrige erhebt sich, und zwar gerade in der Stunde, wo er hungrig ist. Du hast nichts, so greife zu den Waffen! Du hast keine Waffen? Ein Ziegel, ein Stein, ein Messer — andere Waffen braucht der Hungernde nicht..."
Diese Predigt fand Widerhall bei den Arbeitslosen.
Wer waren die Menschen, die diese Blutsaat in den von der Reaktion aufgelockerten Boden der Arbeiterviertel streuten? Ich kenne ihre Namen nicht, ich weiß nicht, woher sie gekommen und wohin sie später verschwunden sind. Aber von den Begegnungen mit ihnen blieb mir der Eindruck zurück: sie waren aufrichtige, bis zum letzten aufrichtige Menschen, aber von der Verzweiflung ergriffen und fast bis zum Wahnsinn getrieben.
Ich erinnere mich, wie ich ihnen zum ersten Male begegnete. Das war zu der Zeit, als die Speisestellen für Arbeitslose noch nicht geschlossen waren.
In einer Speisestelle hatten sich die Arbeitslosen eines Bezirks versammelt, es mochten ihrer tausend sein. Ich berichtete im Namen des Vollzugsausschusses über den Stand unseres Kampfes mit der Stadtverwaltung. Als ich zu Ende war, sprang auf den Tisch neben mir ein mir unbekannter Mann — dem Aussehen nach eher ein Student als ein Arbeiter — und begann von der Erschießung der Communards, vom Parlamentarismus, von der Arbeitslosigkeit im freien Amerika zu reden. Dann hagelte es Flüche gegen die Reichen und Aufforderungen zum individuellen Terror, die er mit dem Hinweis bekräftigte, man könnte auch

mit einem Tischmesser einen Bourgeois „in den Wanst stechen". Diese wirre Rede hatte Erfolg, Händeklatschen unterbrach sie mehrmals. In meiner Antwort an den Unbekannten suchte ich den Arbeitern zu beweisen, daß solche Aufforderungen für sie verderblich waren und nur der Polizei nutzen konnten. Plötzlich zog mein Opponent einen Revolver aus der Tasche, richtete ihn auf mich und schrie laut:

„Sie haben mich Provokateur genannt. Nehmen Sie Ihre Worte zurück, oder ich töte Sie!"

Ich zog auch den Revolver, und so standen wir einige Sekunden einander gegenüber. Aber da merkte ich, daß meinem Gegner das Gesicht zuckte, als ob er gleich in Tränen ausbrechen werde. Mit einer Handbewegung steckte ich den Revolver in die Tasche, wandte mich von meinem Gegner ab und setzte meine Rede fort, ohne ihm ein Wort zu antworten. Und er steckte schweigend seinen Revolver ein, nahm nach mir das Wort und begann darüber zu klagen, daß die Anarchisten überall in der Welt verfolgt und beschimpft würden...

Öfters erschienen die Anarchisten auch bei den Notstandsarbeiten. Hier beschäftigten sie sich hauptsächlich damit, die Arbeitslosen gegen die gewählten Vertreter aufzuhetzen. Die Bemühungen der Deputierten, Arbeitsdisziplin und Ordnung aufrechtzuerhalten und die Leistung nicht sinken zu lassen, machten den Boden bereit zur Aufnahme von Reden darüber, daß der Sowjet die Interessen der Arbeiter verriete und es mit der bürgerlichen Stadtverwaltung hielte. Im Hafen, wo frühere Schlosser und Drechsler schippen mußten und nur den kläglichen Erdarbeiterlohn bekamen, fühlten sie sich, trotz Achtstundentag und demokratischer Selbstverwaltung, deklassiert, verstoßen, und deshalb herrschten hier Stimmungen, die nicht selten zu Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten führten. In den Hafen hatten wir als Vertreter des Sowjets Sagoraew geschickt, der in meiner Erinnerung die reinste Verkörperung des proletarischen, begeisterten und zu gleicher Zeit nüchternen Sozialismus bleibt. Wir hatten ihn für den Hafen bestimmt, weil dieser Posten als der schwierigste und verantwortungsvollste galt. Sagoraew bat mehr als einmal, ihm eine andere Arbeit zu geben, und klagte mir, daß seine Autorität erschüttert, die Nerven überspannt wären, daß in seinem Herzen Verachtung das Mitleid, das er früher für die Arbeitslosen gehegt hatte, überwuchere. Ich pflegte ihm zu antworten:

„Wer soll dich ersetzen? Wenn der Hafen über deine Kräfte geht, wer soll dann mit deiner Horde fertig werden?"

Und wenn Sagoraew sein Herz ausgeschüttet hatte, ging er in den Hafen zurück. Aber man berichtete von verschiedenen Seiten, dort hätte sich eine Art Verschwörung demoralisierter Elemente gebildet, um Sagoraew aus dem Hafen wegzuekeln.

Und dann mußte ich, als ich einmal in den Hafen gekommen war, ein grauenvolles Bild erblicken. Eine Gruppe der Arbeitslosen hatte unseren lieben Sagoraew umringt, überschüttete ihn mit Drohungen und klagte

ihn der Verbindung mit der Polizei an. Ich mischte mich ein und forderte die Krakeeler auf, sich vor das Gericht der Vollversammlung der Arbeitenden zu stellen. Aber auch in der Versammlung hörten sie nicht auf zu toben und Sagoraew zu beschimpfen, und am Anfang war es unmöglich festzustellen, auf wessen Seite die Mehrheit der Anwesenden war. Zu Tode gekränkt, verließ Sagoraew die Versammlung. Schon in seiner Abwesenheit traten Arbeiter aus der Menge auf, die die Krakeeler zur Vernunft zu bringen verstanden. Auf meinen Vorschlag nahm die Versammlung die Entschließung an, die den Krakeelern einen Verweis erteilte und Sagoraew das Vertrauen aussprach. In diesem Augenblick kam auf mich einer der Hafenvertreter zu und sagte unsicher:
„Unser Sagoraew ist über alle Maßen gekränkt — wenn er sich nur nicht was antut!"
„Warum meinen Sie das?"
„Weil er uns beim Weggehen zuschrie, wir würden ihn nicht wiedersehen..."
Wir liefen in die Wohnung zu Sagoraew. Die Tür war von innen mit einem Haken abgeriegelt. Aber mein Begleiter hob durch die Spalte am Pfosten den Haken hoch, und wir traten in das Zimmer ein. Sagoraew saß auf dem Bett und hatte den Kopf im Kissen vergraben. Die Hand hielt er versteckt unter der Decke. Auf dem Boden lag nicht weit vom Bett ein Schleifstein. Ich begann Sagoraew von dem Ausgang der Versammlung zu erzählen, er antwortete nichts, blickte nicht nach mir hin und schien nicht zu hören. Plötzlich riß er die Hand mit einem frisch geschliffenen Messer unter der Decke hervor, holte weit aus und richtete die Klinge gegen seine Brust. Ich warf mich auf ihn und versuchte ihn zu entwaffnen, fühlte aber sofort, daß er viel stärker war als ich.
„Laß, Sagoraew", schrie ich. „Du bist verrückt..."
Er stieß mich mit der linken Hand weg, die rechte hielt immer noch fest das Messer. Mein Begleiter packte sie, und endlich gelang es uns, ihm die Waffe zu entreißen...
Zusammenstöße, die ich selbst mit randalierenden Notstandsarbeitern hatte, pflegten harmloser zu verlaufen.
Einmal betranken sich im Hafen etwa fünf Arbeitslose, sie tobten im Büro und bedrohten die Deputierten mit Beilen. Man wollte schon bei der Polizei anrufen, aber zufällig kam ich gerade in diesem Augenblick in den Hafen. Nicht ohne Bosheit überließ es die Betriebsleitung mir, mit den Betrunkenen fertig zu werden: „Es sind ja Ihre Genossen." Ich führte diese zu dem Anschlag mit den Regeln und zwang sie, den Punkt aus ihnen zu lesen, daß auf drei Tage das Recht auf Arbeit verliert, wer betrunken zum Dienst kommt. Dann stellte ich ihnen den Zettel aus, daß sie für drei Tage entlassen waren, und befahl ihnen, nach Hause zu gehen. Schimpfend und drohend verließen die Betrunkenen das Kontor. Aber dieser Tag war für mich überhaupt unglücklich, im Hafen waren noch andere Skandale und Übertretungen zu regeln. Ich mußte ohne Ende

erklären, untersuchen, streiten. Nachdem ich alles erledigt hatte, kehrte ich in die Stadt zurück. Plötzlich höre ich hinter mir unsichere, schlürfende Schritte. Ich drehe mich um — einer der von mir entlassenen Säufer folgt mir. Ich bleibe stehen — er auch und sieht seitwärts. Ich gehe weiter, er hinter mir her. Es war klar, der Mann wollte mit mir abrechnen, ich machte mich zur Verteidigung fertig. Als ich einen unbebauten Platz durchqueren mußte, beschleunigte ich den Schritt, der Saufbold rannte hinter mir her. Endlich war die Grenze des Bezirks der Notstandsarbeiten erreicht, nun fing schon die beleuchtete Straße an. Der Arbeiter ruft mich an:

„Genosse Petrow, warte einen Augenblick, ich hab' ein Anliegen."

Ich bleibe stehen.

„Was willst du?"

Der Arbeiter sieht beschämt, verwirrt aus, er bewegt die Zunge nicht ohne Mühe:

„Genosse Petrow, wie ist es bei uns verordnet? Auf dem Arbeitsplatz soll man nicht saufen, es wäre Provokation? Nicht wahr?"

„Jawohl! Und für die Übertretung dieser Regel bist du für drei Tage entlassen!"

„Das hast du mir schon erklärt, das hab' ich sehr gut verstanden. Aber hier ist kein Arbeitsplatz mehr, hier ist Stadt. Hier darf man also trinken?"

„Du, Freundchen, hast schon genug hinter die Binde gegossen. Geh besser nach Hause und schlaf dich aus."

„Spreche ich denn von mir, Genosse Petrow? Du selbst hast noch keinen Schluck zu dir genommen, hast dich den ganzen Tag nüchtern abgerackert, und meine Flasche ist noch halb voll."

Er zog aus der Brusttasche eine Flasche Branntwein und streckte sie mir mit beduselter Zärtlichkeit entgegen. Und so viel Gutmütigkeit war in seinem Lächeln, daß es mir nicht leicht fiel, ihn durch meine Ablehnung zu kränken. Nur der Gedanke daran, was man im Hafen wohl sagen würde, wenn man erführe, Ssergej Petrow hätte mit dem Saufbruder, den er selbst vom Arbeitsplatz verwiesen hatte, gezecht, hielt mich davon zurück, nachzugeben.

Auf dem Lande

Im Februar kam auf den Meldepunkt des Petersburger Parteivorstandes ein junger Mann von etwa 25 Jahren, mit weißen Augenbrauen und Wimpern, mit großen runden Augengläsern, gedämpfter Stimme, fließender gemessener Rede und bescheidenem Benehmen.

Es war ein geachteter Parteifunktionär auf dem Lande, Stepan Derewenskij. Von ihm erfuhren wir, daß über das ganze Gouvernement Petersburg sozialdemokratische Bauerngruppen zerstreut waren. Be-

sonders viele solche Gruppen waren in den letzten Monaten entstanden, nach der Auflösung der Ersten Duma, als zahlreiche Arbeiter aus der Hauptstadt in ihr Heimatsdorf ausgewiesen wurden. Diese Arbeiter aus der Hauptstadt interessierten die Bauern sehr. Sie fragten diesen und jenen aus:

„Weshalb haben sie dich zurückgeschickt?“

„Hast du in der Stadt den Zaren gesehen? Wie sieht er aus?“

„Hast du Abgeordnete gesehen?“

Der Ausgewiesene erzählte, und damit begann eine politische Aufklärungsarbeit, die keine Polizei verhindern konnte. Und wenn der Arbeiter etwas Tatkraft hatte, bildete sich bald eine Gruppe revolutionär gesinnter Bauern, die zu der „Arbeiterpartei“ neigten.

Stepan berichtete weiter, Mitte März solle in Jamburg eine Kreiskonferenz dieser Bauerngruppen stattfinden, und bat den Vorstand, seinen Vertreter dorthin zu schicken.

Man schlug mir vor, mit Stepan hinzufahren.

Wir fuhren mit dem Nachtzug. Ich saß mit Stepan auf den kurzen Bänken am Fenster, und er erzählte mir ohne Hast von seiner Arbeit auf dem flachen Lande. Er erzählte, wie er in der Zeit der Ersten Duma Dörfer besucht und in den Dorfversammlungen Beschlüssen zur Annahme verholfen hatte, die Land und Freiheit forderten. Einmal war er in ein Dorf gekommen, wo die Bauern kurz vorher auf den Vorschlag des Dorfpfarrers ein Telegramm an den Zaren mit der Bitte um die Auflösung der Reichsduma und die Vernichtung der „jüdischen Verfassung“ gesandt hatten.

Stepan rief die Bauern zusammen und wandte sich an sie als Vertreter eines Dorfes eines entfernten Gouvernements.

„Die Bauern haben mich ausgeschickt, um in Erfahrung zu bringen, wo man auf dem Lande gut lebt. Nirgends habe ich so ein Dorf finden können, aber jetzt habe ich euer Telegramm in der Zeitung gelesen...“

Er begann die Bauern auszufragen, ob sie mit allem zufrieden wären: Ob sie genug Land hätten? Ob die benachbarten Gutsbesitzer gute Menschen seien? Ob sie mit der Polizei auf gutem Fuße ständen? Die Bauern fingen an zu klagen: an Grund und Boden fehle es, die Gutsbesitzer seien Blutsauger, auch die Polizei tauge nichts.

Nachdem Stepan alle Klagen angehört hatte, sagte er zu den Bauern:

„Was habt ihr Alten denn da angerichtet? Bei euch steht es doch nicht schlechter und nicht besser als bei uns im Dorfe. Und nirgendwo ist es besser — das haben die Abgeordneten dem Zaren schon längst berichtet. Aber die vornehmen Herren haben ihm gesagt, er solle den Bauern nicht glauben. Der Zar wußte nicht, wem er glauben sollte, den Abgeordneten oder den Herren. Aber als nun euer Telegramm eintraf, da sind die Herren mit ihm zum Zaren gegangen: ‚Siehst du, wir sagen die Wahrheit, auch die Bauern zeugen für uns.‘ Und da hat dann der Zar zu ihnen gesagt: ‚Jetzt sehe ich selbst ein, daß ihr die Wahrheit gesagt habt.‘ Und er hat

sich hingesetzt, das Manifest geschrieben, die Abgeordneten sollten weggejagt, die Behörden auf ihren Posten gelassen und den Bauern kein Grund und Boden gegeben werden.“
Die Bauern schrien ach und weh. Sie schimpften auf den Pfarrer, der ihnen zugeredet hatte, das Telegramm zu senden. Sie baten Stepan, ein anderes Telegramm abzufassen, in dem alles richtig stehen sollte. Stepan lehnte zunächst ab, denn die Sache wäre sowieso nicht wieder gutzumachen; dann gab er nach, schrieb den Bauern einen neuen Beschluß ... Jetzt hatte die Partei im Dorf eine feste Gruppe.
Wir kamen in Jamburg spät in der Nacht ein. Stepan führte mich in die Stadt. Wir gingen durch dunkle Straßen; von allen Seiten bellten ohrenbetäubend die Hunde. Endlich blieb Stepan vor einem Tor stehen.
„Hier ist es, warten Sie einen Augenblick.“
Er verschwand in der Finsternis. Ich mußte lange warten. Als Stepan zurückkehrte, teilte er mit, die Polizei hätte von der geplanten Konferenz Wind bekommen, und deshalb hätten die hiesigen Genossen beschlossen, die Versammlung in einem anderen Ort abzuhalten — er nannte ein Dorf. Man mußte mit dem Zug fahren und dann vom Bahnhof drei Kilometer zu Fuß gehen.
Stepan war mit der Gegend bekannt und schritt sicher auf dem verschneiten Wege. Die ersten Strahlen der Morgensonne färbten den Schnee rosig. Die Luft war von erquickender Frische.
Im Dorfe gingen wir zu einem großen Bauernhause mit geschnitzten Zierleisten an Fenstern und Tür. Der Hausherr, ein älterer Mann mit Vollbart, empfing uns freundlich und lud uns zu Tisch, um uns nach dem Wege zu stärken.
„Wie steht es mit der Tagung?“ fragte Stepan.
„Sie versammeln sich allmählich. Manche sind schon in der Nacht angekommen, die anderen kommen jetzt an.“
In die Stube trat ein untersetzter, starker Bauer mit krausem Bart, seine Nase war nach oben gebogen, wie gebrochen. Auf der Brust trug er das kupferne Abzeichen der Gemeindevorsteher, in der einen Hand ein großes Jagdhorn, in der anderen eine Büchse. Er warf einen Blick auf uns und fragte:
„Aus Petersburg?“
Der Hausherr nickte mit dem Kopf.
Der Bauer mit dem Abzeichen trat auf uns zu und sagte sachlich:
„Das ist der Ordnung wegen. Wer weiß, vielleicht kommen die angefahren ... Nun geht nur ein einziger Weg durch das Dorf — du kannst entweder nach rechts oder nach links ... Wenn die Tagung zusammen sein wird, stellen wir vor dem Gemeindehaus die Schlitten angespannt auf, und vors Dorf hinaus schicke ich die Jungens — nach dieser Richtung welche, denen gebe ich das Horn mit, nach jener andere, die kriegen die Flinte mit. Sobald sich was zeigt, wird geblasen oder geschossen! Dann wissen wir, woher die Gefahr droht. Ihr seid also weg,

die Bauern sind nach Hause gegangen, und ich sitze mit dem Schriftführer im Gemeindehaus; wir wollen sie schon empfangen. Bis die alles durchschauen, könnt ihr längst nicht nur in Petersburg, sondern schon in Moskau sein."

Dies alles sagte er, wie wenn er einen Bericht an die vorgesetzte Behörde erstattete. Ich fragte den Ortsvorsteher:

„Weiß man im Dorfe von der Tagung?"

„Und ob! Allen ist gesagt worden, sich nicht im Gemeindehaus sehen zu lassen und nicht zu stören."

Ich schlug vor, die Sitzung offen für das ganze Dorf zu halten. Stepan und der Ortsvorsteher billigten meinen Vorschlag. Die Tagung wurde im Gemeindehaus eröffnet. Vorne auf den Bänken saßen die Delegierten, hinten drängten sich die Zuhörer.

Der Delegierten waren nicht viele: 16 Bauern mit Stimmrecht, Stepan und ich und noch zwei junge Leute aus Jamburg.

Man begann mit Berichten aus den einzelnen Ortschaften. Ich hörte zu und kam aus dem Erstaunen nicht heraus. In allen Parteigruppen regelmäßige monatliche Mitgliedsbeiträge — zwanzig, dreißig Kopeken. Zeitungen wurden gehalten und im Gemeindehaus laut für alle vorgelesen. Einige Dörfer erhoben Extrabeiträge für die Bewaffnung. Zwei Dörfer hatten bereits je einen Browning angeschafft. In einem Dorfe hatte die Parteigruppe bei der Gemeinde die Mühle gepachtet: für die Mahlgebühr sollten revolutionäre Schriften und Waffen gekauft werden. In einem anderen Dorfe hatte ein aus Petersburg ausgewiesener Schlosser eine Maschine zur Herstellung von Dachschindeln zusammengebaut und der Ortsgruppe übergeben: die Gruppenmitglieder arbeiteten unentgeltlich an der Maschine, sie nahmen Bestellungen an, und da die Bauern wußten, daß das Geld für die Revolution bestimmt war, zahlten sie, ohne etwas abzuhandeln. Der Bauer, der von diesem „gewinnbringenden" Unternehmen erzählte, legte mit Stolz auch den Kassenbericht vor — sie hatten 22 Rubel und soundso viel Kopeken.

Die anderen schilderten eingehend den wirtschaftlichen Kampf der Bauern gegen die Gutsbesitzer um Pachtschillinge und Wiesenland, im ganzen Kreise stand dieser Kampf unter der Leitung der Parteigruppen.

Nach den Berichten ging die Tagung zur Besprechung der politischen Lage über. Ich hielt einen Vortrag, die Delegierten überschütteten mich mit Fragen. Am meisten fragten sie nach der Duma, besonders interessierten sie sich für die Geschichte mit der eingestürzten Decke. Auch wollte man wissen, wie lange die Zweite Duma bestehen werde, auf wann der Aufstand festgesetzt sei.

Dann ging man zu den Aufgaben der sozialdemokratischen Arbeit auf dem Lande über. Der Gedanke der Bauern klammerte sich hartnäckig an den bewaffneten Kampf des Volkes gegen die Regierung. Und ihre Vorschläge überraschten mich durch ihre Frische:

„Im Jahre 1905 habt ihr Petersburger euch verrechnet — als Moskau los-

ging, habt ihr es nicht verstanden, die Eisenbahn stillzulegen. Warum? Weil ihr die Sache nicht vom richtigen Ende angepackt habt. In den Städten ist Militär, dort kann man nichts anfangen. Aber wenn die Bauern die ganzen Strecken entlang die Schrauben und die Krampen herausnehmen und die Gleise aufreißen, wer kann sie hindern?"

Man sprach von einer Bauernabordnung an die Duma, von der Schaffung einer breiten demokratisch gewählten Organisation, von der Absetzung der Lokalbehörden.

Die Tagung wurde erst spät am Abend geschlossen. Stepan und ich wollten sogleich zum Bahnhof fahren, um noch in der Nacht nach Petersburg zurückzukehren, aber der nächste Zug ging erst am Morgen. Wir mußten bis drei Uhr in der Nacht im Dorfe bleiben.

Der Dorfschullehrer lud uns zu sich ein. Er holte aus einem Wandschrank eine Karaffe und wollte uns mit Wodka bewirten. Wir lehnten mit Dank ab, er trank allein, indem er uns immer aufforderte, mitzutrinken, und sich über die Langweiligkeit des Dorflebens und die Rückständigkeit der Bauern beklagte.

Es war schon nach Mitternacht, als jemand leicht an die Fensterläden klopfte und eine zarte Stimme hinter dem Fenster ertönte:

„Sie haben Licht? Sie sind noch nicht zu Bett gegangen? Darf ich zu Ihnen hinein?"

Der Lehrer schaffte hastig den Schnaps beiseite und ging in den Flur. In die Stube trat ein junges Mädchen mit vom Frost gerötetem Gesicht, ganz von Schnee bedeckt. Sie schüttelte den Schnee vom Pelzmantel und sagte ärgerlich zum Lehrer:

„So ein Pech! Bin umsonst gefahren — die Tagung ist verlegt, aber wohin, das weiß niemand."

„Und die Konferenz hat bei uns stattgefunden", schmunzelte der Lehrer.

„Wieso bei uns? Dies kann nicht stimmen."

Der Lehrer zeigte auf uns. Sie sah uns neugierig an — und plötzlich schluchzte sie auf, wie ein fünfjähriges Mädchen, dem die geliebte Puppe zerbrochen ist. Sie ließ sich auf die Bank nieder, wandte das Gesicht zur Wand, vergrub es in den Händen und weinte und klagte ihr Leid:

„Drei Monate habe ich darauf gewartet ... Bin extra deshalb in die Stadt gefahren .... Und sie haben es hierher verlegt ... Und ich habe nichts gesehen ..."

Um sie zu trösten, erboten wir uns, ihr alles, was auf der Tagung vorgefallen war, zu erzählen. Sie beruhigte sich und wischte sich die Tränen ab.

Sie war Hilfslehrerin in der Schule des Lehrers, der uns mit Wodka bewirtet hatte.

Nachdem sie unseren „Bericht" von der Tagung angehört hatte, begann sie uns inständig zu bitten, hinüber zu ihr zu kommen und uns ihre „Bibliothek" anzusehen, dann sollten wir ihr raten, was sie zur Vervollständigung ihrer politischen Bildung noch lesen sollte.

Die „Bibliothek“ bestand aus zwei Stößen Büchern, die sorgfältig auf dem Tisch geordnet waren. Derselbe Tisch diente der Lehrerin zugleich zum Durchsehen der Schulhefte und auch zum Essen und auch zum Waschen. Die Auswahl der Bücher war unsagbar naiv, aber wir lobten sie trotzdem und rieten, die Sammlung durch das „Erfurter Programm“ und das „Kommunistische Manifest“ zu ergänzen.
Mit froh leuchtenden Augen schrieb das junge Mädchen sich die Namen dieser Bücher auf, fragte einige Male, wie „kommunistisch“ und „Erfurter“ geschrieben wird. Wir nahmen bald Abschied und gingen auf dem verschneiten Wege, unter einem mit Millionen Sternen übersäten wolkenlosen Himmel, zum Bahnhof ...
Leider habe ich erst später eingesehen, daß die Reden der Delegierten auf der Jamburger Kreistagung nicht die Stimme des ganzen Rußlands vorstellten, daß in ihnen nur der späte Widerhall der Stimmungen in den Arbeitervierteln Petersburgs erklang ...
Ebenso wie im Jahre 1905 lebten wir in einer Welt, die wir uns selbst in unserer Vorstellung geschaffen hatten: wir überschätzten maßlos die revolutionären Stimmungen im Volke, glaubten an einen bevorstehenden Aufschwung — während in Wirklichkeit die Revolution bereits weit hinter uns war und die von ihr erregten Wallungen in dem Ozean, der Rußland heißt, immer mehr verebbten.

Soldaten und Reichsduma

Durch die Erwartung eines bevorstehenden Aufschwungs wurde auch unsere Arbeit unter den Soldaten bestimmt. Die revolutionäre Propaganda mußte hier unter außerordentlich schwierigen Bedingungen geführt werden: die mit Mühe geschaffenen Verbindungen rissen immer wieder ab, den Parteizellen im Heer kam die Polizei immer wieder auf die Spur, die Organisation war durch und durch von Provokation zerfressen. Die Menschewiken waren der Auffassung, die Arbeit im Militär wäre unter diesen Umständen überhaupt unmöglich, aber die Bolschewiken betrachteten die Tätigkeit gerade auf diesem Feld als untrennbar von der Ideologie des kommenden Aufstandes. Viele in der Partei trugen sich in dieser Zeit mit dem Gedanken, unsere Fraktion in der Duma auszunutzen, um die Soldaten aufzurütteln. Allmählich nahm dieser Gedanke deutlichere Umrisse an: es sollte eine Verbindung zwischen Vertretern der verschiedenen Truppenteile, welche die Garnison der Hauptstadt bildeten, und unserer Fraktion hergestellt werden; dann sollte die Fraktion entweder eine Interpellation in der Duma über die Lebensverhältnisse in den Kasernen oder irgendeine andere Aktion vorbereiten, welche die Aufmerksamkeit der Garnison auf sich lenken und bei den Soldaten ein Interesse für die Volksvertretung erwecken würde. Bei der Durchführung dieses Planes zog unsere Militärorganisation auch mich heran, obwohl

ich bis dahin an der Arbeit unter den Soldaten nicht teilgenommen hatte.
Die Versammlung der Garnisonvertreter fand in der Technischen Hochschule statt. Anwesend waren etwa zehn Soldaten, drei Vertreter der Militärorganisation, der menschewistische Dumaabgeordnete Gerus und ich.
Die Soldaten beklagten sich über die Schwierigkeiten einer revolutionären Arbeit in den Kasernen und die Rückständigkeit der Soldatenmasse. Sie schimpften auf die Offiziere.
Der Abgeordnete Gerus fragte, wie die Soldaten zur Duma ständen. Die Soldaten meinten, in den Kasernen wisse man fast nichts von der Duma und interessiere sich für sie wenig, weil sie eine für einfache Soldaten unverständliche Sprache führe und noch dazu über Fragen, die dem Soldaten fern lägen; die Abgeordneten hätten ihrerseits nichts getan, um das Vertrauen der Soldaten zu erobern.
Gerus erwiderte, er werde sich die größte Mühe geben, um den in den Truppenteilen arbeitenden Genossen ihre schwere Arbeit zu erleichtern.
Ich fragte den Abgeordneten:
„Was, wenn die Soldaten sich geradeswegs an die Sozialdemokratische Fraktion mit der Bitte wendeten, sich mit den Soldatenangelegenheiten zu beschäftigen?“
Gerus antwortete, eine solche Aufforderung würde von der Fraktion mit Sympathie aufgenommen werden. Ich schlug den Soldaten vor, schriftlich, in Form einer Instruktion an die Abgeordneten das niederzulegen, was sie eben gesagt hatten, und diese Schrift der Fraktion zu überreichen. Mein Vorschlag wurde von allen gebilligt, und die Versammlung ging zur Besprechung der Einzelheiten über. In diesem Augenblick klopfte man an die Tür, und eine Stimme rief: „Polizei!“
Eilig versteckten wir die Soldaten in der Mensa Academica. Es war ein blinder Alarm: Polizei war in der Nähe des Instituts nicht zu sehen. Aber nun war es nicht mehr möglich, die Versammlung wieder aufzunehmen. Zusammen mit Gerus kehrte ich in die Stadt zurück.
Nach etwa drei Tagen wandte sich auf dem Meldepunkt der Partei der Vertreter unserer Militärorganisation an mich und bat mich, die Eingabe der Soldaten der Petersburger Garnison an die Fraktion abzufassen. Ich führte den Auftrag aus, indem ich versuchte, den Geist der Reden, die ich von den Soldaten in der Technischen Hochschule gehört hatte, möglichst genau wiederzugeben. Diese Eingabe endete mit den Worten: „Mögen die Soldaten von den Volksvertretern nicht nur Aufforderungen zum Aufstand gegen die Vorgesetzten hören, sondern auch ein Wort der Teilnahme und Sorge für sie. Von diesem Ihrem Schritt, Genossen Abgeordnete, hängt Ihr ganzes weiteres Werk ab, davon hängt vielleicht ab, wem das Heer folgen, wer das Kampffeld behaupten wird — die Volksvertreter oder die alte Regierung.
Wenn die Regierung die Duma wegen der Soldatenfragen auflöst, dann habt keine Angst, das Heer wird auf eurer Seite sein.

Unsere Anweisung an euch ist: Benutzt die Tribüne der Duma, um unverzüglich die Soldatenfrage aufzurollen, und ruft alle Truppenteile auf, sie zu erörtern ... Ihr müßt uns, den Vertretern der Petersburger Garnison, euer Ohr schenken, denen es beschieden ist, als erste ihr Blut für die Volkssache an dem Tage zu vergießen, wo ihr die Soldaten zur Unterstützung der Duma auffordern werdet. Davon, ob Ihr unsere Anweisung annehmen werdet, hängt es ab, ob die Masse der Soldaten mit uns oder gegen uns sein wird."

Diesen Entwurf hatte ich auf einigen langen Papierstreifen geschrieben und war schon dabei, ihn ins reine zu schreiben; dann aber fiel mir ein, es wäre besser, wenn meine Handschrift der Militärorganisation unbekannt bliebe. Da ich zu Hause keine Schreibmaschine hatte, so bat ich meine Schwester, den Entwurf mit der Hand abzuschreiben — was sie auch tat, ohne mir irgendwelche Fragen zu stellen. Am nächsten Tag übergab ich das Schriftstück den Vertretern der Militärorganisation.

Danach, wie die Eingabe in die Hände der Abgeordneten gelangen würde, fragte ich nicht, da ich annahm, dies wäre von der Organisation mit Gerus geregelt.

Einen Tag später, in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai, klingelte es in der Wohnung meiner Eltern. Es war die Polizei mit einem Haussuchungsbefehl. Sie stellte alles in der Wohnung auf den Kopf, fand aber nichts „offenbar Verbrecherisches". Ihre Beute bestand aus einem Haufen verschiedener Manuskripte, angefangen von meinen Schulheften aus dem Gymnasium, die ich zufällig noch aufbewahrte.

Der Polizeiaufseher beklagte sich bei der Untersuchung:

„Wir wissen selbst nicht, wonach wir suchen. Hier zum Beispiel nehmen wir Papiere, aber was ist Logisches darin?"

Ich fragte interessiert:

„Was nennen Sie ‚Logisches'?"

Der Polizeiaufseher erklärte:

„Logisches ist, wenn es ohne weiteres verständlich ist: Adressen zum Beispiel, na oder über Bomben."

Aber die Polizei verließ die Wohnung nicht, und das war ein schlechtes Zeichen. Tatsächlich kam bei der Morgendämmerung ein Polizeioffizier mit einem Haftbefehl an, in dem es hieß: „Ist unbedingt zu verhaften, gleichgültig, was für Ergebnisse die Haussuchung gehabt hat."

In dem Haftbefehl stand mein Familienname, aber der Vorname fehlte. Der Polizeioffizier geriet in Zweifel, ob er mich oder meinen Bruder verhaften sollte. Er erbat Auskunft bei der Gendarmerieverwaltung und bekam den Auftrag, den Woytinsky „mit Zwicker und rotblondem Haar" zu verhaften. Diese Merkmale trafen in gleichem Maße bei mir wie bei meinem Bruder zu, und nach langer Überlegung „lud" uns daher der Polizeioffizier alle beide ein, aufs Revier zu kommen.

Im Revier versuchte er, telephonisch festzustellen, welcher von den beiden Woytinsky in Haft bleiben sollte. Aber es gelang ihm nicht, diese Frage

zu klären. Wir wurden schließlich alle beide in das Hafthaus beim Spasski-Revier abgeführt.
Hier nahmen die politischen Gefangenen einen ganzen Korridor im ersten Stockwerk ein — vier Kammern. Die Türen aus den Kammern zum Korridor waren offen, die Räume waren groß genug und sauber.
Hier saßen etwa dreißig Verhaftete, durchweg Sozialdemokraten, unter ihnen Chintschuk, der 1930 Botschafter der Sowjetunion in Berlin geworden ist. Von ihnen erfuhr ich, was am Vorabend in der Fraktion geschehen war.
Gegen 7 Uhr abends, als in der Fraktionswohnung etwa fünfzehn Abgeordnete anwesend waren, erschienen dort Unbekannte. Auf den ersten Blick sah man, es waren verkleidete Soldaten, die über ihren Uniformen Zivilmäntel angezogen hatten und Hüte trugen. Der Abgeordnete, der zu ihnen in den Vorraum hinausgegangen war, fragte sie auch: „Nun, was wünscht ihr, Soldaten?“ Die Angekommenen antworteten, sie kämen, um der Fraktion die Anweisung der Soldaten der Petersburger Garnison zu überreichen.
Gerus war zu dieser Zeit nicht anwesend. Seine Genossen wußten weder etwas von der Versammlung in der Technischen Hochschule noch von den dort gefaßten Beschlüssen. Sie wußten aber nur allzu gut, daß ihre Wohnung von der Polizei bespitzelt wurde. Deshalb meinten sie, entweder seien die Soldaten zu Provokationszwecken hergeschickt oder selbst in eine Falle gelockt worden. In beiden Fällen mußte man die unerwarteten Gäste möglichst rasch loswerden.
Die Soldaten hatten einen ganz anderen Empfang erwartet. Sie waren sich durchaus bewußt, welchen Gefahren sie sich aussetzten, indem sie mit ihrer Eingabe zur Fraktion gingen. Daran, daß sie nicht sich allein, sondern auch die Abgeordneten, ja sogar die Existenz der Arbeitervertretung in der Duma überhaupt gefährdeten, hatten sie einfach nicht gedacht: in ihren Augen waren die Volksvertreter vor allen Unannehmlichkeiten durch die Abgeordnetenimmunität wie Siegfried durch seine Hornhaut geschützt.
Dazu glaubten die Soldaten nach dem Gespräch mit dem Abgeordneten in der Technischen Hochschule, die Fraktion warte auf sie und werde sie mit offenen Armen empfangen. Und nun auf einmal wollte man mit ihnen nicht reden!
Es begann ein Durcheinander. Die Abgeordneten kamen in den Vorraum, baten die Soldaten wegzugehen, und das möglichst schnell, ehe sie von der Polizei gefaßt werden würden. Die Soldaten bestanden aufgeregt darauf, die Fraktion möge sie empfangen und anhören. Am Ende nahm einer der Abgeordneten, Lopatkin, ihre Anweisung entgegen, las aus ihr zwei oder drei Sätze laut vor und versprach, sie dem Fraktionsvorstand vorzulegen. Äußerst unzufrieden mit dem ihnen zuteil gewordenen Empfang, verließen die Soldaten die Wohnung der Fraktion. Die Abgeordneten atmeten erleichtert auf; keinem unter ihnen fiel es ein, die

Soldateneingabe zu lesen, die Lopatkin in der Tasche behielt. Eine Stunde später erschien die Polizei in der Fraktionswohnung mit einem Haussuchungsbefehl.
Die Abgeordneten beriefen sich auf die Immunität der Dumamitglieder und forderten, daß ein Vertreter der Staatsanwaltschaft herbeigerufen würde. Nach langen Verhandlungen wurde der Oberstaatsanwalt herbeigeholt, und dieser ließ sich aus der Gendarmerieverwaltung Unterlagen bringen, die die Notwendigkeit einer Haussuchung begründen sollten. Das Paket mit den Materialien wurde gegen 3 Uhr in der Nacht gebracht, der Oberstaatsanwalt brauchte nur einige Minuten, um sich mit seinem Inhalt bekannt zu machen, dann erklärte er den Abgeordneten, er sähe keinen Grund, ein Untersuchungsverfahren einzuleiten, die Abgeordneten wären frei, und in ihrer Wohnung dürfte keine Haussuchung stattfinden.
Die Polizei zog sich zurück und nahm nur die „Fremden“ mit, die sie in der Fraktionswohnung getroffen hatte. Es waren gerade jene Verhafteten, mit denen ich im Spasski-Revier zusammentraf.
So traurig endete der Versuch der Petersburger Militärorganisation, eine Verbindung mit der Sozialdemokratischen Fraktion der Duma anzuknüpfen. Aber damit war die Angelegenheit nicht erledigt.
Am nächsten Tag interpellierten die linken Fraktionen der Duma die Regierung über den Überfall der Polizei auf die Wohnung der Sozialdemokratischen Fraktion. Stolypins Erklärungen befriedigten die Duma nicht, und die Interpellation wurde fast einstimmig beschlossen.
Einen Tag später wurde in der Fraktionswohnung eine neue Haussuchung durchgeführt, diesmal auf Veranlassung des Untersuchungsrichters und in Anwesenheit des Staatsanwalts. Die ganze Korrespondenz der Fraktion, eine Menge Briefe aus den Ortsgruppen, Eingaben, Aufrufe, Erhebungsformulare usw. wurden beschlagnahmt. Die Eingabe der Soldaten konnte die Polizei auch diesmal nicht finden, aber die Jagd nach diesem Schriftstück trug ihr eine kostbare Beute ein. Es war klar, daß die Polizei über die Soldatenabordnung im voraus unterrichtet gewesen war. Aber die in der Fraktionswohnung Verhafteten wurden beim Verhör nach der Militärorganisation nicht gefragt. Die Gendarmen wollten offenbar nur Beweise dafür bekommen, daß die Fraktionswohnung als Versammlungsort für Personen gedient hatte, die von der Polizei gesucht wurden.
Mich persönlich fragte man beim Verhör nach ganz offensichtlich unnützem Zeug. Aber zum Schluß forderte der Gendarm mich auf, die Aussagen eigenhändig und „möglichst leserlich“ niederzuschreiben. Dies legte mir den Gedanken nahe, vielleicht sei der Entwurf der Eingabe in die Hände der Polizei gefallen, die nun seinen Verfasser nach der Handschrift feststellen wolle. Ich schrieb meine Aussagen — die darauf hinausliefen, daß ich in dieser Angelegenheit nichts wüßte — ganz willig nieder, ohne irgendeinen Versuch, meine Handschrift zu verstellen.
Weniger Bereitwilligkeit zeigte ich aber, als im Spasski-Revier der Photograph der Gendarmerieverwaltung erschien: es hatte wenig Verlockendes

für mich, mich aufnehmen zu lassen, da ich wußte, daß mein Bild zur Agnoszierung den verhafteten Soldaten vorgelegt werden sollte, deren ich durchaus nicht ganz sicher war. Der Aufseher rief einige Verhaftete hinaus zum Photographieren, in seiner Liste stand auch mein Familienname.

Mein Bruder fragte mich:

„Wirst du gehen, oder soll ich zuerst?"

„Wie du willst", antwortete ich. „Ich habe keine Lust..."

Das Photographieren zog sich den ganzen Vormittag hin. Am nächsten Tag begann man jene hinauszurufen, die noch nicht photographiert waren. Wiederum wurde mein Familienname aufgerufen. Ich beschloß, mich nicht zu melden.

„Jetzt mußt du gehen", sagte mein Bruder zu mir.

„Ich will nicht. Wenn es dir Spaß macht, geh noch einmal. So wirst du einen Spaziergang machen ..."

„Woytinsky zum Photographen!" schrie inzwischen der Aufseher an der Tür.

„Ich komme, ich komme", beeilte sich mein Bruder.

Man nahm ihn zum zweiten Male auf, und dann wickelte sich die Geschichte ganz bürokratisch ab: die Gendarmen bekamen zwei Bilder von Woytinsky, schrieben unter das eine meinen Vornamen, unter das andere den meines Bruders und legten den Agenten und Soldaten beide Bilder zur Agnoszierung vor.

Niemand unter ihnen erkannte mich.

Am meisten sorgte ich mich in dieser Zeit um den Sowjet der Arbeitslosen. In den anderthalb Jahren, in denen ich an der Spitze dieser Organisation gestanden hatte, war ich daran gewöhnt, daß sowohl die Stadtverordneten und Magistratsingenieure als auch die Parteigenossen die Arbeitslosen als „meine" Arbeitslosen bezeichneten. Und jetzt fürchtete ich, daß während meiner erzwungenen Abwesenheit „meinen" Arbeitslosen ein Unheil zustoßen würde, oder vielmehr, daß sie selbst etwas anrichten würden. Und in der Tat kam das Unheil: Ende Mai wurden bei den Notstandsarbeiten im Hafen der Oberingenieur Behrs und der Leiter der Hafenarbeiten, Ingenieur Nyberg, ein edler und den Arbeitslosen freundlich gesinnter Mensch, von dem wir nur Gutes sagen konnten, mit Revolverschüssen getötet. Der Mord wurde von Anarchisten verübt. Heimlich schickte ich einen ausführlichen Brief an die Genossen im Vollzugsausschuß und forderte sie auf, in der entschiedensten Weise von dem sinnlosen Verbrechen abzurücken, es öffentlich zu brandmarken und alle ihre Bemühungen darauf zu richten, die Arbeitslosen zu derselben Haltung zu bringen.

Leider konnte man diesen Plan nur zur Hälfte verwirklichen... Der vom Vollzugsausschuß einberufene Sowjet nahm die von mir abgefaßte Entschließung, die Gewalttaten und persönlichen Terror verurteilte, ein-

stimmig an und beschloß, an dem Leichenbegängnis der getöteten Ingenieure teilzunehmen, Kränze auf ihren Särgen niederzulegen und ein Flugblatt an die Arbeitslosen zu veröffentlichen. Dies alles machte einen beruhigenden Eindruck auf die Öffentlichkeit und die Presse. Aber die Arbeitslosen hatten ihre eigenen Ansichten darüber — die meisten unter ihnen glaubten einfach nicht an die Aufrichtigkeit des Sowjets und hielten alle seine Proteste gegen die Mordtat für eine Kriegslist: der Sowjet müsse schon so tun, um die Notstandsarbeiten zu retten — trotzdem ... famose Kerle die Anarchisten: eins — zwei, und erledigt die beiden! Es imponierte den Arbeitslosen auch, daß die Mörder zu entkommen verstanden hatten — eben famose Jungens!
Die Genossen, die mich im Gefängnis besuchten, erzählten mir von diesen Stimmungen. Ich ärgerte mich, drohte mit meinem Rücktritt. Die Genossen erwiderten: „Sicherlich sind die Leute hundsgemein geworden. Aber was hast du dir denn gedacht? Du möchtest wohl, sie würden mit jedem Tag besser und klüger werden? Du kannst einfach nicht aus dem Sowjet weg, jetzt ist nicht die Zeit, einen neuen Vorsitzenden zu suchen ...“
In der Tat rückte eine Zeit heran, noch grausamer als die vergangenen anderthalb Jahre. Es näherte sich die Entscheidung in dem Kampfe, den das kleine Häuflein der Sozialdemokraten mit dem allmächtigen Minister des Zaren in der Duma führte.

Stolypins Staatsstreich

Am 1. Juni verlangte Stolypin von der Duma die Aufhebung der Immunität der sozialdemokratischen Abgeordneten: die Mitglieder der Sozialdemokratischen Fraktion sollten vor Gericht gestellt und von der weiteren Anteilnahme an den Sitzungen der Duma ausgeschlossen, sechzehn Abgeordnete unverzüglich verhaftet werden.
Die Sozialdemokratische Fraktion forderte die Duma auf, diese Herausforderung zum Kampf anzunehmen, das Verlangen der Regierung entschlossen zurückzuweisen und Maßnahmen zu treffen, die die Duma im bevorstehenden Konflikt stärken sollten. Aber die Mehrheit, treu der Parole: „Vorsicht mit der Duma!“, folgte den Liberalen in ihrem Antrag, die Frage dem Ausschuß zu überweisen.
Die nächste Vormittagssitzung war sicher einer der bewegtesten Augenblicke in der Geschichte der Volksvertretung in Rußland. Die Sozialdemokratische Fraktion suchte die Duma angesichts der unvermeidlich gewordenen Auflösung auf den Weg einer wirksamen, d. h. revolutionären Verteidigung der Volksrechte zu drängen. Die liberale Mehrheit zog es vor, auf dem Boden der Gesetzlichkeit bis zum Ende zu verharren.
Vergeblich forderte Tseretelli im Namen der Sozialdemokratischen Fraktion von der Duma, daß sie die Grundfragen des russischen Staatslebens auf die Tagesordnung setzte.

„Wenn Sie, meine Herren Volksvertreter, auf der Höhe der historischen Situation sein und die geschichtliche Mission erfüllen wollen, die Sie von dem Volke, das Sie gewählt hat, erhalten haben", beschwor sie Tseretelli, „so müssen Sie in diesem Augenblick, am Vorabend des Staatsstreiches, auf die Tagesordnung die allerwichtigsten Fragen des Volkslebens setzen, sie auf die Tagesordnung in dem Augenblick setzen, wo die Regierung nach dem unsterblichen Ausdruck von Karl Marx ‚das Bajonett auf die Tagesordnung gesetzt hat'."
Die Duma lehnte den Vorschlag der Sozialdemokraten ab. Darauf wurde die Sitzung bis zum Montag, dem 4. Juni, vertagt. Und am Sonntag erging die Verordnung über die Auflösung der Duma und das Manifest, das breite Schichten der Bevölkerung des Wahlrechtes beraubte. Gleichzeitig wurden die sozialdemokratischen Abgeordneten verhaftet — einige in ihrer Wohnung, andere in den Fraktionsräumen.
Am Tage nach der Auflösung der Duma wurde in die Zelle Nr. 4, in der ich untergebracht war, ein neuer Verhafteter hereingeführt.
Es war ein kleingewachsener Mann, mit kupferbraunem Gesicht und pechschwarzem Bart. Er blieb mitten in der Zelle stehen, ließ hilflos seine Sachen zu Boden fallen, nahm den Hut ab, wobei mir sein Haar auffiel: es war schwarz, mit einem metallisch grünlichen Glanz. Nie hatte ich solches Haar gesehen! Aber das Gesicht des Neuangekommenen kam mir seltsam bekannt vor.
Plötzlich lief Chintschuk, der ihn aufmerksam betrachtet hatte, auf ihn zu und faßte ihn am Arm:
„Sie sind es? Wann sind Sie verhaftet worden?"
Der andere antwortete:
„Heute nacht. Entschuldigen Sie, Genosse, ich bin sehr müde."
An der Stimme erkannte ich ihn: Isidor Ramischwili!
Rasch räumten wir einen Platz auf der Pritsche und bereiteten dem Alten ein Lager. Der Gefängnisdirektor, der ihn selbst in die Zelle begleitet und neugierig diesen Auftritt beobachtet hatte, fragte mich:
„Nun, ist der Fürst Amilachwari ein bedeutender Mann bei euch?"
Und er zeigte mit den Augen auf Ramischwili.
„O ja, ein sehr bedeutender."
„Gehört er zu den Führern?"
„Und ob!"
Da trat der Direktor auf den Verhafteten zu und sagte zu ihm:
„Eure Durchlaucht werden bei mir zufrieden sein. Wenn Eure Durchlaucht etwas brauchen, stehe ich Eurer Durchlaucht zur Verfügung."
Ramischwili entließ ihn mit einer echt fürstlichen Handbewegung:
„Wenn ich etwas gebrauchen sollte, werde ich es sagen."
Der Alte blieb nicht lange bei uns. Sein Haar entfärbte sich, durch die grünlich schwarzen Büschel kamen silberne Strähnen zum Vorschein. Er sah schäbig, mitgenommen und gar nicht fürstlich aus. Er war krank und verließ die Pritsche fast gar nicht. Nach drei Tagen wurde er in die

Gendarmerieverwaltung gerufen, und dort erklärte ihm der Rittmeister, der Fürst Amilachwari wäre vor fünf Jahren gestorben und er, der Verhaftete, wäre niemand anderer als der Abgeordnete der Ersten Duma Ramischwili. Nach der Vernehmung wurde er in das Zellengefängnis „Zu den Kreuzen“ abgeführt.
Im Spasski-Revier verblieben nur die in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai in der Fraktion Verhafteten sowie ich mit meinem Bruder.
Draußen rief der Staatsstreich Stolypins keine Unruhen hervor. Die Arbeiter hatten nicht die Kraft, ihre Abgeordneten zu schützen. Das flache Land verharrte in finsterem Schweigen. Die Zarenregierung konnte also wiederum einen Erfolg feiern. Aber der Weg der allmählichen verfassungsmäßigen Entwicklung war nun für Rußland auf lange Zeit, auf Jahrzehnte gesperrt.

Ein Fluchtversuch

Seit der Haussuchung in der Fraktion war bereits mehr als ein Monat verstrichen, aber noch niemandem von uns war bekanntgegeben, was uns zur Last gelegt wurde. Indessen waren unter den Verhafteten Menschen, die Grund hatten, zu befürchten, daß ihre Sache eine schlechte Wendung nehmen werde.
So auch ein Lette, ein schweigsamer, schüchtern lächelnder blonder Mann, ein Dorfschullehrer. Er hatte im Jahre 1905, als die Bewegung im Baltikum in vollem Gange war, in seinem Bezirk eine bedeutende Rolle gespielt, sich dann mit anderen Flüchtlingen in den Wäldern versteckt gehalten und war schließlich von den „Waldbrüdern“ nach Petersburg gesandt worden, um die Sozialdemokratische Fraktion über die Folterungen in den Gefängnissen von Riga zu unterrichten. Er wußte, daß die Gendarmen, wenn sie seinen Namen entdecken sollten, ihn nach Riga schicken würden, und dort wartete auf ihn ein qualvoller Tod.
Da waren noch zwei junge Burschen, auf deren Handlungen die Todesstrafe stand, und einige, die sich unter fremden Namen verborgen gehalten hatten, darunter Chintschuk, den die Petersburger Gendarmerieverwaltung in der Sache des Sowjets der Arbeiterdelegierten suchte.
Wir wurden alle ohne große Vorsichtsmaßnahmen gehalten, der Verkehr mit draußen war leicht, die Wächter waren nicht zahlreich, die Aufsicht war oberflächlich. Die Lage war Fluchtversuchen günstig.
Wir waren in vier aneinanderstoßenden Räumen mit einem gemeinsamen Korridor untergebracht. Von beiden Seiten war der Korridor durch eine schwere Eichentür abgeschlossen. Eine von diesen Türen führte auf die Treppe zur Gefängniskanzlei, auf der Polizisten Tag und Nacht Wache hielten. Die andere Tür am gegenüberliegenden Ende des Korridors blieb immer fest geschlossen.
Bei den Spaziergängen im Hofe konnten wir feststellen, daß diese zweite

Tür auf eine Treppe führte, an deren anderer Seite Wohnräume für Feuerwehr und Polizisten lagen. Diese Treppe war unbewacht. Nur im Hofe standen Posten. So nahm der Weg in die Freiheit in unseren Vorstellungen klarere Umrisse an: es galt, die Tür am Ende des Korridors zu öffnen, in den Hof hinabzusteigen und unbemerkt an den Wachtposten vorbei durch das Eingangstor auf die Straße zu gelangen.

Damit die Sache nicht als „Flucht mit Beschädigung des Verhaftungsortes" gelten könne, und um die Lage der im Gefängnis Zurückbleibenden nicht zu verschlimmern, schlug Chintschuk vor, die Schlösser nicht durchzufeilen, sondern die Tür mit einem Nachschlüssel zu öffnen. Unter den Verhafteten fand sich ein Schlosser. Mit Hilfe von Spänen, die er durch Fäden zusammengebunden hatte, und Seife nahm er die Form des inneren Mechanismus des Schlosses ab. Die Form wurde hinausgeschmuggelt, und nach einer Woche bekamen wir einen roh gemachten Schlüssel mit einem Satz von Handfeilen zur weiteren Bearbeitung.

Wir erspähten einen Augenblick, wo niemand auf dem Korridor war, und öffneten die Tür. Hinter ihr stießen wir auf ein eisernes Gitter, und hinter diesem sahen wir eine zweite eisenbeschlagene Tür. Das war offenbar das letzte Hindernis, dann kam wohl die Treppe.

Wir nahmen das Maß von den Schlössern des Gitters und der beschlagenen Tür und baten die Genossen in der Freiheit, die Tür von der Treppenseite her zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß die Tür außen noch ein Vorhängeschloß hatte. Auch von diesem wurde Maß genommen.

Inzwischen wurden die zwei uns fehlenden Schlüssel ins Gefängnis eingeschmuggelt. Alles war in Ordnung: jetzt konnten wir unbehindert die beiden Türen und das Gitter öffnen, es blieb nur noch außen das Vorhängeschloß abzunehmen, und dann war der Weg frei.

Wir verabredeten, einzeln zu gehen: zuerst der Lette, dann Chintschuk, dann die zwei Genossen mit den „Todesstrafenparagraphen", nach ihnen die zwei mit dem falschen Paß. Ich selbst hatte mich noch nicht entschlossen, ob ich auch fliehen sollte, aber an den Vorbereitungen wirkte ich eifrig mit.

Der für die Flucht bestimmte Tag war da. Aus dem Fenster sah ich, wie der Genosse, der das Außenschloß aufschließen sollte, zur Treppe ging. Jetzt kommt er zurück. Vor unseren Fenstern rückt er die Mütze zurecht und wischt sich, ohne den Schritt zu verlangsamen, den Schweiß vom Gesicht: das ist das verabredete Zeichen, daß die Arbeit ausgeführt worden ist, das Schloß ist auf.

Chintschuk geht mit unserem Schlosser zur Tür. Ich bleibe am Fenster, um zu beobachten, was auf dem Hofe geschieht.

Plötzlich wird der Wachtposten draußen außerordentlich unruhig — er läuft zum Eingangstor, eilt dann zu unserer Hintertreppe. Ich habe noch Zeit den Genossen zuzuschreien: „Warten! Laßt die Tür zu!"

Auf dem Treppenabsatz hört man Lärm, schwere Schritte, Klopfen, laute Stimmen ... die Klingeln ertönen. Der Hof füllt sich mit Polizisten ...

Nach einigen Minuten gehen schwerbewaffnete Posten den Korridor entlang zu der geschlossenen Tür. Sie machen sich an ihr zu schaffen, dann gehen sie weg. Alles wird still.
Nach kurzer Zeit erscheint der Gefängnisdirektor mit einem Dutzend Polizisten auf dem Korridor.
Der Direktor, schwer gebaut und kahlköpfig, tritt in unsere Kammer ein. Er ist verwirrt, weiß nicht, womit er anfangen soll.
„Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren ... Schon der zweite Monat ... Um die Sache zu beschleunigen, habe ich all Ihre Papiere in die Gendarmerieverwaltung geschickt. Ich habe nicht einmal mehr die Liste, nur die Eintragungen im Gefängnisbuch ... Erlauben Sie, ich werde die Namen aufrufen, und Sie melden sich ..."
Er wollte einfach einen namentlichen Aufruf durchführen, um festzustellen, ob jemand geflohen sei, und befürchtete, bei uns auf Widerstand zu stoßen. Wir halfen ihm aus der Verlegenheit, traten auf den Korridor hinaus und riefen auch die Genossen aus den anderen Kammern; in unserem Interesse war es, die Sache nicht laut werden zu lassen.
Der Namensaufruf begann. Alle waren da. Der Direktor war heilfroh. Er dankte uns endlos, entschuldigte sich für die Belästigung ...
Damit war die Sache erledigt.
Bald darauf tauchte bei uns ein neuer Plan auf: das Fenstergitter durchzufeilen, auf das Dach zu steigen und von da aus den Abstieg auf die Straße zu wagen.
Plötzlich trat aber in unserer Lage eine Wendung ein. Die Gendarmen begannen, die in der Fraktion Verhafteten einen nach dem anderen auf freien Fuß zu setzen.
In den ersten Julitagen kam auch ich frei. Chintschuk und der lettische Lehrer baten mich, für sie Ermittlungen über die Lage der Dächer der nächsten Häuser, die benachbarten Polizeiposten und ähnliches mehr anzustellen. Unverzüglich nach der Freilassung ging ich an die Arbeit: ich umstrich das Gefängnis, zählte die Wasserableitungsrohre, zeichnete Pläne der benachbarten Gebäude. Aber ich war mit dieser Arbeit noch nicht fertig, als ich die Nachricht bekam, daß auch Chintschuk und der Lette freigelassen waren. Anscheinend hatten die Gendarmen beschlossen, die Untersuchung über die Versammlung in der Fraktionswohnung einzustellen, in ihren Händen blieb auch ohnedies eine ausreichende Beute: die Sozialdemokratische Fraktion der Zweiten Duma.

Unter der Herrschaft der Verzweiflung

Draußen fand ich viel Neues. Ich weiß nicht mehr, ob in dieser Zeit in Petersburg umfangreiche Festnahmen vorgekommen waren. Aber die Partei schien durch schwere Schläge bis in ihre Grundmauern erschüttert. Von der nach vielen Tausenden zählenden Organisation, die wir im Früh-

jahr gehabt hatten, waren nur klägliche Reste übrig: der nicht vollzählige, kraftlose, untätige Petersburger Vorstand mit mehr oder weniger zufälligen Verbindungen in den einzelnen Betrieben. Es war, als ob eine Welle von Müdigkeit und Verzweiflung unsere Gruppen vom Boden hinweggefegt hätte. Es war für mich ein Sturz aus den Wolken der Illusionen auf die harte Erde.

Der entscheidende Schlag war der Partei durch die Verhaftung der Sozialdemokratischen Fraktion versetzt — eben durch diese Verhaftung, nicht aber durch die Auflösung der Duma oder durch die Änderung des Wahlrechtes.

Auch die Erste Duma war ja aufgelöst worden! Und doch hatte die Teilnahmlosigkeit der Volksmassen, und insbesondere der Arbeiter, bei diesem Akt in uns den Glauben an die Nähe des revolutionären Aufschwunges nicht getötet. Im Gegenteil — in dem Schweigen des Landes hatten wir den Beweis gesehen, daß das Volk keine parlamentarischen Illusionen besaß, und daher hatten einige unter uns sogar über das Mißlingen des Julistreiks jubeln können.

Und nun war die Zweite Duma noch schlechter als die Erste gewesen: die Erste hatte wenigstens — ob gut oder schlecht — um ein parlamentarisches Kabinett gekämpft, während die Zweite sich kriecherisch dem zaristischen Ministerpräsidenten gebeugt hatte. Nun war sie aufgelöst — das war doch kein großes Unglück!

So stand es auch um die Änderung des Wahlrechtes. Auch das frühere Wahlgesetz, das breite Massen der Bevölkerung rechtlos gelassen hatte, hatte ja den Gutsbesitzern und Kapitalisten die Vorherrschaft in der Volksvertretung gesichert. Den geringen Rechten, die dieses Gesetz den Arbeitern eingeräumt hatte, hatten wir keinen großen Wert beigelegt. Wenn die Reaktion jetzt diese Körnchen von Rechten zerstörte, nun was denn? Dann war eine Illusion weniger! War dies für die Revolution nicht vielleicht sogar ein Vorteil?...

Aber wesentlich war es, wie und unter welchen Umständen der Staatsstreich vom 3. Juni verübt worden war. Wesentlich war, daß die Reaktion mit der Verhaftung der Sozialdemokratischen Fraktion der Arbeiterschaft eine Herausforderung ins Gesicht geschleudert und daß diese nicht zu antworten vermocht hatte.

Als Lug und Trug hatten sich alle Worte von der Kampfbereitschaft der Arbeiter erwiesen. Lug und Trug war der Glaube an die Arbeiterbataillone gewesen.

Eine Flucht aus der Partei setzte ein. Die Parteiarbeit verließen nicht allein zufällige Mitläufer, nicht der Mann von der Straße, der sich der Partei für eine Zeitlang angeschlossen hatte, sondern die besten, aufgeklärtesten Arbeiter, die viele Jahre hindurch ihre Kräfte der Revolution gewidmet hatten. In den Parteibüros wurde es öde, menschenleer...

Und im Lande war alles still. Weder Agrarunruhen, noch politische Streiks, noch Massenprotestkundgebungen...

In einer traurigen Lage fand ich auch den Sowjet der Arbeitslosen. Der Mord an den Leitern der öffentlichen Arbeiten, den Ingenieuren Behrs und Nyberg, hatte unseren anderthalbjährigen Kampf gegen die Kräfte der Anarchie zunichte gemacht, denen die Arbeitslosigkeit einen so günstigen Boden bot.
Dazu legten die Stadtverordneten im Verkehr mit den Arbeitslosen soviel persönliche Feigheit an den Tag, als ob sie sich das Ziel gestellt hätten, den Arbeitslosen den Beweis für die Vorzüge anarchistischer Kampfmethoden zu liefern.
Der Vorsitzende des Stadtverordneten-Ausschusses, der die Notstandsarbeiten leitete, war zu dieser Zeit ein reicher Hausbesitzer mit Baronstitel, vielleicht kein schlechter Mensch, aber äußerst verstockt und beschränkt, der die einfachsten Dinge nur mit Mühe verstehen konnte. Ich hatte mehr als einmal mit ihm Verhandlungen zu führen, und ich pflegte zu den Genossen zu sagen, daß es leichter wäre, einem Droschkenklepper die Werttheorie von Marx auseinanderzusetzen, als dem Baron klarzumachen, daß nach Donnerstag Freitag käme. Nun hatte dieser Herr bei den Notstandsarbeiten einen Abbau verfügt — ob der Belegschaft oder der Lohnsätze, dessen kann ich mich nicht mehr genau entsinnen. Alle unsere Versuche, durch Verhandlungen einen „organisierten Druck" auszuüben, blieben ergebnislos. Da beschloß ein Hafendelegierter, auf seine Art vorzugehen: er nahm 200 Mann mit und ging in die Wohnung des Vorsitzenden. Da der Baron nicht weit vom Hafen wohnte, konnte die Polizei nicht rechtzeitig eingreifen. Die Arbeitslosen gelangten ungehindert an das Haus des Barons und besetzten die Vorder- und die Hintertreppe. Der unternehmende Delegierte klingelte an der Vordertür — zunächst durchaus nicht ungebührlich laut und lange, dann kräftiger und zuletzt entschieden ernst. Niemand antwortete, obwohl man Schritte hinter der Tür hörte. Dann begann man an die Tür zu klopfen — zuerst mit den Fingern, dann mit den Fäusten, endlich auch mit den Füßen. Plötzlich öffnete sich die Tür, soweit es die Sicherungskette gestattete, in der Spalte erschien das Gesicht des zu Tode erschrockenen Dienstmädchens.
„Gehen Sie doch um Gottes willen weg", flehte sie, „niemand ist zu Hause!"
„Und wo ist der Herr Baron?" fragte drohend der Delegierte.
„Der Herr hat sich im Kleiderschrank versteckt", antwortete das Mädchen.
Dann befahl der Delegierte:
„Mach die Tür auf! Dir wird nichts geschehen, und deinen Herrn werden wir auch nicht anrühren. Wir wollen uns nur ansehen, wie ein Baron im Kleiderschrank versteckt sitzt."
Die Hausangestellte öffnete die Tür. Vorsichtig auf den Teppichen schreitend, gingen die Arbeitslosen — etwa zehn Mann — in das Schlafzimmer des Barons. Das Mädchen, tränenüberströmt und jammernd, machte die Tür des großen Kleiderschrankes auf. Der Baron saß tatsäch-

lich auf dem Boden des Schrankes und verbarg sich hinter den hängenden Anzügen und Mänteln.
Der Delegierte sagte zu ihm:
„Ein Hund bist du und kein Baron! Jawohl! Wir sind zu dir gekommen, um mit dir sachlich über die Angelegenheit zu reden, und du hast dir wer weiß was eingebildet? Nun bleib weiter in dem Schrank sitzen!"
Mit diesen Worten warf er die Schranktür zu. Die Arbeitslosen verließen die Wohnung und kehrten friedlich in den Hafen zurück. Der Baron beeilte sich, am selben Tag noch seine Verfügung aufzuheben.
Ich habe persönlich an dieser „Operation" nicht teilgenommen und erzähle von ihr nach den Aussagen der Beteiligten. Aber ich muß gestehen: obwohl in den Büchern, aus denen ich den Sozialismus gelernt hatte, nichts von solchen Mitteln des Klassenkampfes stand, billigte ich im Vollzugsausschuß, dem der Hafendelegierte mit epischer Ruhe von seiner „Unterhaltung" mit dem Baron berichtete, sein Verhalten ganz und gar.
Die Handlungsweise der Stadtverordnetenversammlung nach der Ermordung der Ingenieure im Hafen schien geradezu darauf berechnet zu sein, die anarchistischen Stimmungen unter den Arbeitslosen zu stärken. Jetzt gaben die Stadtverordneten nach, waren in den Gesprächen äußerst liebenswürdig und bewilligten Mittel für die Beendigung der Hafenarbeiten. Die Beweggründe für diese Nachgiebigkeit lagen für alle auf der Hand. Und immer mehr breitete sich unter den Arbeitslosen die Überzeugung aus: zu den Kapitalisten müßte man mit Revolvern und Bomben reden. Gegen diese Stimmungen zu kämpfen, war hoffnungslos. Dazu begannen im Sowjet Reibungen zwischen den einzelnen Bezirken und den verschiedenen Parteigruppen. Die Organisation zersetzte sich. Nur die Notstandsarbeiten hielten sich noch — einige Bauten, Erd- und Rammarbeiten im Hafen, auch die Metallwerkstätten.
In den Werkstätten waren etwa 300 Mann beschäftigt. Unter ihnen waren ungefähr zwei Dutzend Mitglieder des Ersten Petersburger Sowjets der Arbeiterdelegierten. Hier verbargen sich auch etwa zehn Matrosen, die an den Aufständen in Kronstadt und Sveaborg teilgenommen hatten und nun mit falschen Pässen lebten.
In den Werkstätten war die Partei stark wie nirgendwo sonst in Petersburg: fast alle Arbeiter waren organisiert, entweder bei den Sozialdemokraten oder bei den Sozialrevolutionären. Und unter diesen Hunderten von Arbeitern war nicht ein einziger Verräter. Ich glaubte blindlings an sie und benutzte im Winter und am Anfang des Frühlings 1907 unsere Werkstätten reichlich für die Partei: als Meldepunkt, als Literaturlager und so weiter. Einmal wollte es uns im Laufe von einigen Wochen nicht gelingen, die Konferenz der Petersburger Organisation zusammenzurufen. In der Stadt war keine sichere Wohnung zu finden. Da schlug ich dem Vorstand vor, die Konferenz zum Sonntag nach unseren Werkstätten einzuberufen. Am Vorabend versammelte ich alle hier beschäftigten Arbeiter und sagte zu ihnen:

„Es wäre gut, einen Tag zugunsten der Arbeitslosen zu arbeiten. Wenn ihr einverstanden seid, kommt morgen früh in die Werkstätten. Wir werden hier währenddessen eine Parteiversammlung abhalten.“
Alle verstanden, worum es ging, und stimmten sofort zu. Am Sonntag dröhnten vom frühen Morgen an die Hämmer. Den ganzen Tag tagte unter diesem Lärm, gedeckt durch die Arbeit von 300 Menschen, unsere Konferenz. Wir lösten sie auf, als unsere Streifen das Herannahen von Polizei meldeten ...
Aber im Juli begannen auch hier anarchistische Stimmungen Oberhand zu gewinnen.
Es tauchte der Plan auf, eine terroristische Gruppe unter dem Namen „Arbeiter-Rächer“ zu bilden. Diese sollte Drohbriefe an die Stadtverordneten schicken und Überfälle auf jene unter ihnen veranstalten, die für die Aufhebung der Notstandsarbeiten eintreten würden. Die Tätigkeit der Gruppe beschränkte sich wohl nicht auf bloße Worte: sie traf Vorbereitungen und richtete eine Überwachung einiger Personen ein.
Ich versuchte die Burschen, die der Gruppe nahestanden oder ihr angehörten, zur Vernunft zu bringen. Aber ich besaß nicht mehr die frühere Autorität. Die Arbeitslosen hörten mir zu, waren hie und da mit mir einverstanden, aber zum Schluß meinten sie doch:
„Ja, aber wir müssen die Dickbäuche einschüchtern. Sonst ist doch bald ein Ende mit den Arbeiten.“
Am Ende begeisterten sich auch einige Mitglieder unseres Vollzugsausschusses für den terroristischen Kampf gegen die Stadtverordnetenversammlung. In den Sitzungen sprachen sie selbstverständlich nicht davon, aber in privaten Gesprächen verheimlichten sie ihre Gedanken nicht.
Im August tauchte ein konkreter Plan auf: sie wollten eine Bombe in die Sitzung der Stadtverordneten werfen, und zwar so, daß die Hauptfeinde der Notstandsarbeiten getroffen würden.
Ich fühlte in mir nicht mehr jene Kraft und Entschlossenheit, um gegen die anarchistischen Strömungen so zu kämpfen, wie ich ihnen ein halbes Jahr vorher, bei der Bildung der „Gruppe der Arbeiterverschwörung“, entgegengetreten war. Ich konnte den „Rächern“ nicht sagen: „Eure Pläne gefährden die Massenbewegung.“ Ich konnte es nicht sagen, weil ich wußte, daß die Massenbewegung sowieso zugrunde gehen mußte. Und noch viel weniger konnte ich mit ihnen moralische Diskussionen über Gewalttätigkeit und Mord führen. Meine Polemik gegen sie war kraftlos. Im Innern des Herzens hatte ich selbst Zweifel, ob die Taktik, die ich im Sowjet der Arbeitslosen durchführte und auf deren Erfolg ich eine Zeitlang so stolz gewesen war, ihre Mittel nicht erschöpft hatte.
Um diese Zweifel zu klären, wandte ich mich an Lenin. Ich fuhr zu ihm nach Kuokkala in Finnland und erzählte ihm von den Stimmungen der Arbeitslosen, von den „Rächern“, von deren Absicht, eine Bombe in die Sitzung der Stadtverordnetenversammlung zu schleudern.
Lenin hörte mir aufmerksam zu und unterbrach mich von Zeit zu Zeit:

„So? Das ist höchst interessant!"
Dann begann er auszufragen:
„Sie meinen, Leute werden sie haben?"
„Ohne Frage."
„Zuverlässige?"
„Durchaus!"
Dann sagte Lenin nachdenklich:
„Vielleicht wäre das nicht übel. Es würde aufrütteln..."
Aber die Gruppe der „Rächer" fiel auseinander, ohne ihre Absichten ausgeführt zu haben. Um Mittel für ihre Attentate zu beschaffen, hatten die Mitglieder dieser Gruppe beschlossen, mit einem Raubüberfall anzufangen. Der Überfall mißlang. Einer der Teilnehmer wurde getötet, der andere erschoß sich während der Verfolgung. Darauf zerfiel die Gruppe, ihre bedeutenderen Mitglieder verließen Petersburg.
Über keinen von ihnen habe ich später etwas gehört. Wahrscheinlich sind die meisten von ihnen in jenen Überfällen umgekommen, deren es so viele in den Jahren 1907 bis 1908 gab, oder haben am Galgen geendet.

Im September tauchte die Frage der Taktik bei den Wahlen zur Dritten Duma auf. Nach dem Wahlgesetz vom 3. Juni mußten die Petersburger Arbeiter ihre Abgeordneten getrennt von den anderen Bürgern wählen: die Arbeiterkurie war jetzt von der städtischen isoliert.
Wie am Anfang des Jahres 1906 entbrannte der Streit, ob man an den Wahlen teilnehmen oder die Duma boykottieren sollte. Die Sozialrevolutionäre entschieden sich für den Boykott. Die Menschewiken machten geltend, daß schon der erste Boykott eine Dummheit gewesen war, und warnten vor der Wiederholung dieses Fehlers. Unter den Bolschewiken gaben sich Meinungsverschiedenheiten kund.
Die Arbeiter neigten zum Boykott. Aber niemand von ihnen konnte diese Taktik einigermaßen überzeugend begründen. Sie beriefen sich nur auf die Stimmungen in den Betrieben. Aber Lenin trat energisch gegen den Boykott auf:
„Der Boykott", meinte er, „ist nur dann revolutionär, wenn man der Abgabe des Stimmzettels etwas Wirksameres entgegenstellen kann. Nieder mit den Wahlen, es lebe der Aufstand! Das wäre klar. Was haben wir aber jetzt den Wahlen entgegenzustellen? Nichts!"
Er beantragte, die Arbeiter aufzufordern, an den Wahlen im Interesse der Organisierung der Massen und der revolutionären Ausnutzung der Duma teilzunehmen. Kurz, Lenins Äußerungen im Herbst 1907 kamen denen der Menschewiken beim Wahlkampf zur Ersten Duma sehr nahe.
Gegen Ende September ließen die boykottistischen Stimmungen in der bolschewistischen Organisation nach. Die Partei beschloß die Teilnahme an den Wahlen.
Aber in der städtischen Kurie hatten wir diesmal nichts zu suchen. In den Wahlversammlungen wurden nur Wähler zugelassen. Von unseren

Rednern besaß kein einziger das Wahlrecht. Übrigens wurde der Wahlkampf auch von den anderen Parteien schlaff und schwunglos geführt. Aber unter dem Einfluß des Wahlkampfes wich etwas der Alp der Niedergeschlagenheit, der auf den Arbeitern seit Stolypins Staatsstreich gelastet hatte. Von verschiedenen Seiten wurde die Unzufriedenheit mit der Passivität der Partei laut und gefordert, etwas zu unternehmen. Im Sowjet der Arbeitslosen fühlten wir besonders deutlich, daß die letzte Frist zum Handeln gekommen war. Die Zeit war gekommen für das, was wir am Anfang der Bewegung um jeden Preis zu vermeiden gesucht hatten — für Massendemonstrationen in den Straßen mit der Parole „Brot und Arbeit!" Das Blut, das dabei fließen konnte, scheuten wir nicht — vom Sowjet der Arbeitslosen wußte jetzt jeder Arbeiter in Petersburg; der Sowjet konnte seine Aktion so ehrlich und offen vorbereiten, daß er über jede spätere Anklage der bewußten oder fahrlässigen Provokation erhaben war. Aber um eine Aktion in Gang zu bringen, mußte man zunächst die ganze Organisation erneuern. Dazu nun schlug ich den folgenden Plan vor: vollständige Neuwahlen des Sowjets unter der Parole des neuen Kampfes, namentlich der Straßendemonstrationen für die öffentlichen Arbeiten. Jeder Betrieb sollte sich bei der Wahl seines Delegierten in den Sowjet verpflichten, ihm nötigenfalls auf die Straße zu folgen. Jeder neugewählte Delegierte sollte sich verpflichten, auf Beschluß des Sowjets alle seine Arbeitskollegen auf die Straße zu bringen. Der Vollzugsausschuß nahm diesen Plan einstimmig an.
Eugen war schon längst nicht mehr da. Bald nach unserem zweiten Marsch in die Stadtverordnetenversammlung war er in die Provinz abgereist, hatte dort unter den Bauern zu arbeiten versucht, war aber bald verhaftet worden. Jetzt saß er im Gefängnis, und seine Briefe erregten bei seinem Vater, der Psychiater war, wie bei mir immer mehr Sorgen.
Von meinen anderen Mitkämpfern in den ersten Aktionen um Brot und Arbeit waren einige weg, die anderen steckten bis über die Ohren in den Notstandsarbeiten. Die Last der Vorbereitung der neuen Aktion hatte ich allein zu tragen. Aber ich war nicht mehr der junge Student, als der ich vor zwei Jahren in den Sowjet der Arbeitslosen eingetreten war. In der harten Schule dieser Jahre hatte ich nicht wenig Illusionen verloren, aus meinem Verhältnis zur Arbeiterbewegung war der Anhauch jenes sentimentalen Idealismus verflogen, der mich zum erheblichen Teil auf den Weg des revolutionären Kampfes gelockt hatte. Dafür aber war ich zum Mann gereift und hatte es gelernt, verantwortungsvolle Entschlüsse zu fassen und sie durchzuführen.
Im Petersburger Parteivorstand, dem ich über unseren Plan Bericht erstattete, rief diese neue Verzweiflungsaktion des Sowjets der Arbeitslosen keine große Begeisterung hervor, aber auch gegen sie trat niemand auf. Man stellte es uns anheim, zu handeln und versprach uns die Unterstützung der Partei, obwohl die Spitzen der Organisation nichts Gutes von unserem Vorhaben erwarteten.

Meine letzte Betriebsversammlung in Petersburg

Anfang Oktober, während unsere Vorbereitungen in vollem Gange waren, mußte ich mich allerdings neben dieser Arbeit an einer anderen Parteiaktion beteiligen: der Tag der Gerichtsverhandlung in der Sache der Sozialdemokratischen Fraktion der Zweiten Duma näherte sich.
Der Petersburger Parteivorstand überlegte sich, wie man die Massen aufrütteln und sie zu einer Protestkundgebung gegen das Gericht über die Arbeitervertreter bringen konnte. Die Menschewiken schlugen vor, ein Flugblatt herauszubringen. Ich meinte, man müßte wenigstens Straßen- und Betriebsversammlungen abhalten. Gegen meinen Vorschlag hagelte es Einwände:
„In diesem Augenblick Versammlungen veranstalten, hieße ein Blutvergießen provozieren! Wir haben auch keine Redner dazu."
Versammlungsredner hatte die Parteiorganisation zu jener Zeit tatsächlich nicht: aus dem alten Bestand des „Rednerkollegiums" war ich allein übriggeblieben. Ich sagte: „In diesen Versammlungen können auch unsere Arbeiter sprechen. Besondere Rednerkunst braucht man hier nicht. Man muß nur beginnen. Die ersten Versammlungen übernehme ich." Man forderte mich auf, Versammlungen auf dem Röhrenwerk auf der Wassilij-Insel und auf dem Putilow-Werk abzuhalten. Ich sagte zu.
Die Versammlung auf dem Röhrenwerk ging ohne Schwierigkeiten vonstatten — nach der im Anfang des Jahres 1906 erprobten Methode. Gegen Feierabend kamen etwa dreißig Arbeitslose zum Betrieb; sie stellten sich im Halbkreis vor dem Eingangstor auf, und als die Menge herausströmte, bildeten sie eine Kette und hielten den lebendigen Strom an. Ich stellte mich auf den Prellstein neben dem Tor und redete eine Viertelstunde, bis die berittene Polizei ankam. Die Arbeiter freute es, daß unter den Augen der Polizei eine vieltausendköpfige Versammlung abgehalten und eine Protesterklärung angenommen worden war.
Die zweite Versammlung, die auf dem Putilow-Werk, sollte am 12. Oktober stattfinden. An diesen Tag erinnere ich mich sehr gut. Am Morgen kam zu mir — ich wohnte immer noch bei meinen Eltern — die Polizei mit einem Haussuchungsbefehl. Für mich stand vom ersten Augenblick an fest, daß es sich nicht um eine Haussuchung, sondern um meine Verhaftung handelte. Ich wußte nur nicht, in welcher Sache ich verhaftet werden sollte: ob man den Knäuel mit der Soldateneingabe entwirrt hatte oder ob man mich als Mitglied des Petersburger Parteivorstandes festnehmen wollte. Jedenfalls bedrückte mich mehr als die Möglichkeit einer Verhaftung der Gedanke, daß mit meiner Verhaftung die beginnende Protestaktion, und noch mehr der Plan der Wiederherstellung des Sowjets der Arbeitslosen zusammenbrechen mußte. Es war schon nicht mehr meine erste Verhaftung. Aber zum ersten Male empfand ich den leidenschaftlichen Wunsch, meine Freiheit nicht ohne weiteres preiszugeben.

Die Wohnung war voll Polizei. Etwa zwanzig Schutzmänner, Revierbeamte und Spitzel zerstreuten sich in allen Zimmern. Der Polizeioffizier wühlte in meinem Schreibtisch. Ich ging im Zimmer hin und her, mitten unter den Polizisten, und überdachte die Lage.
Ich steckte den Kopf auf den Flur hinaus. Dort standen an der Tür zur Treppe zwei Schutzmänner. Sie hatten anscheinend den Befehl erhalten, den Ausgang zu hüten, und ließen das, was in der Wohnung geschah, unbeachtet. Die Polizisten, die die Haussuchung durchführten, schienen sich ihrerseits um die Ausgangstür nicht zu kümmern.
Blitzschnell entschloß ich mich. Ich trat an den Polizeioffizier heran und begann mit ihm einen Streit über die von ihm beschlagnahmten Papiere. Der Offizier ersuchte mich, ihn nicht zu stören und mit meinen Bemerkungen bis zur Aufnahme des Protokolls zu warten.
„Gut, ich füge mich."
Mit diesen Worten ging ich in das nächste Zimmer, von da aus auf den Flur. Die Schutzleute standen noch immer an der Ausgangstür. Ich sagte zu ihnen, indem ich auf die Tür zu meinem Zimmer hinwies:
„Sie sollen zum Hauptmann kommen und den Schrank beiseite schieben."
Die Schutzmänner wandten sich eilig zur Tür. Ich griff Mantel und Hut, die am Haken hingen, lief auf die Treppe hinaus und begann hinunterzugehen. Im Gehen zog ich den Mantel an und ging ruhig auf die Straße an den unten Wache stehenden Polizisten vorbei. Mein Verschwinden wurde nicht gleich bemerkt. Als der Polizeioffizier es festgestellt hatte, konnte er lange nicht verstehen, wie es möglich gewesen war. In der ersten Aufregung schrieb er ein Protokoll über meine Flucht aus der Haft. Dann überlegte er, daß nicht ich dafür verantwortlich gemacht werden würde, vernichtete das erste Protokoll und schrieb ein neues, wonach die Polizei mich zu Hause nicht getroffen hätte.
Unterdessen hatte ich bereits eine sichere Wohnung im Zentrum der Stadt erreicht und überlegte mir, was nun weiter werden sollte. Zwei Jahre lang hatte ich in Petersburg gearbeitet, war in Versammlungen in allen Stadtteilen offen aufgetreten. Gab es eine Möglichkeit, die Arbeit fortzusetzen, wenn ich mich vor der Polizei verstecken mußte? Insbesondere: wie konnte ich in den neuen Verhältnissen an der Spitze des Sowjets der Arbeitslosen bleiben? Die Flucht hatte wohl meine Lage um nichts gebessert ...
Ich beschloß, an die ferne Zukunft nicht zu denken. Für den Abend hatte ich die Versammlung auf dem Putilow-Werk vor. Als es dämmerte, fuhr ich hinaus vor das Närvische Tor, wo das Werk lag.
Der Arbeiter vom Putilow-Werk, bei dem ich mich meldete, machte mich mit der Lage bekannt. Die Versammlung sollte im Innern des Betriebes während des Schichtwechsels stattfinden und die Tag- sowie die Nachtarbeiter erfassen. Um nicht eine einzelne Werkstatt einer Gefahr auszusetzen, hatte unsere Betriebsgruppe beschlossen, die Versammlung im Hofe an der Kreuzung zweier „Straßen", die während des Schichtwechsels besonders belebt waren, abzuhalten.

Dies alles gefiel mir nicht besonders — in einem geschlossenen Raum oder auf der Straße vor dem Tor zu reden wäre viel leichter gewesen. Aber es war zu spät, den Plan zu ändern. Ich fragte den Genossen, wie ich in den Betrieb hineinkommen könnte.

„Wir haben für Sie die Nummer vorbereitet", antwortete er, „Sie müssen sich nur etwas umkleiden und Ihren Kneifer wegstecken."

Eine Stunde später stand ich in der Arbeitermenge im Durchgangsbüro des Werkes. Ich hatte eine schmutzige Jacke an, auf dem Kopf eine zerknüllte Mütze, unter dem Arm eine blecherne Teekanne und einen Knust Brot. Ich hängte die Blechnummer auf das Brett und trat ungehindert in den Hof ein.

Hier war es finster. In verschiedenen Richtungen bewegten sich Menschen. Von weitem her erscholl dröhnendes Hämmern, polterndes Getöse. Ich verlor meinen Begleiter und wußte nicht mehr, wohin ich gehen sollte.

Jemand faßte mich am Arm:

„Folgen Sie mir, Genosse!"

Ich erkannte einen Delegierten vom Putilow-Werk. Es war ein älterer Arbeiter, dem der Bart die ganze Brust bedeckte. Ich ging hinter ihm her. Wir blieben in einer finsteren engen Gasse zwischen Lagerhäusern stehen.

„Hier wollen wir warten", sagte der Arbeiter, „von hier ist es nicht mehr weit. Nur fallen Sie, Genosse Petrow, ziemlich auf, etwas Öl drauf, dann würde man's nicht so merken."

Er reichte mir einen mit Maschinenöl getränkten Lappen. Ich kniff die Augenlider zusammen und fuhr mir mit dem Lappen mehrmals über das Gesicht.

„Ist es gut so?"

„Gerade richtig."

Der Arbeiter führte mich auf die freie Stelle unter der elektrischen Laterne. Von beiden Seiten strömte die Menge hierher.

Wir standen an den hohen Eisenstapeln.

„Sie sollten hinaufklettern...", sagte leise der Arbeiter. „Von unten wird Ihre Stimme kaum zu hören sein..."

Ich kletterte hinauf. Zu meinen Füßen bewegten sich Menschen, aber ohne das Augenglas konnte ich sie nicht unterscheiden. Mein Begleiter stellte sich neben mich auf den Stapel und schrie:

„Halt, Genossen! Jetzt wird der Redner sprechen von unseren Abgeordneten..."

Es war schwierig, zu reden, da ich die Zuhörer nicht sehen konnte. Ich gab die Konspiration auf und setzte den Kneifer auf.

Ein Meer von Köpfen. Das Licht der Laterne fällt auf die ruß- und ölbeschmierten Gesichter, die sich mir zuwenden. Alle warten gespannt, und ich fühle mit quälender Deutlichkeit, daß sie von mir keine neuen unbekannten Worte erwarten, daß sie sich nach den alten vertrauten Worten sehnen, die noch vor kurzem ihren Seelen so viel Mut, Licht und

Glauben eingeflößt haben und nun vom schonungslosen Leben übertäubt worden sind.
Ich begann zu reden — nicht von der Duma, nicht vom Gerichtsverfahren gegen die Sozialdemokratische Fraktion, sondern vom Putilow-Werk, von allem, was es in den letzten drei Jahren erlebt hatte ... Der Streik im Januar 1905 ... Gapon ... der 9. Januar ... der neue Streik im Sommer ... die stürmischen Revolutionstage im Oktober ... der Sowjet der Arbeiterdelegierten ... der Matrosenaufstand in Kronstadt, der zweite Generalstreik, der die mit der Todesstrafe bedrohten Teilnehmer am Aufstand retten sollte, die Aussperrung im November ... der Beginn der Niederlagen: der niedergeschlagene Aufstand in Moskau, die blutige Rache der Sieger an den Besiegten, die Rache für die tägliche Angst vor dem Volke, für die eigene Feigheit ... Und dann — die Entlassungen, die Arbeitslosigkeit, die Verhaftungen, die Ausweisungen ... die Wahlen in die beiden Dumen ... der Zusammenbruch der letzten Hoffnungen ... die Kriegsgerichte, die Galgen ...
Ich hatte das Leben des Werkes in diesen Jahren verfolgt und konnte den Tag und den Monat nennen, wo diese und jene Werkstatt geschlossen worden war, wo die Verwaltung soundso viel Arbeiter auf die Straße gesetzt hatte. Ich konnte alle Überfälle der Polizei, alle Taten der Schwarzen Hundert aufzählen ...
Da tauchte plötzlich in meinem Gedächtnis eine Erinnerung auf: das Durchgangsgefängnis und der Putilow-Arbeiter, der, erst zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden war. Und ich begann von diesem Arbeiter zu erzählen, wie ich ihn im Gefängnis gesehen hatte — mit geschorenem Kopf, mit Ketten an Händen und Füßen.
Dann ging ich zu der Zweiten Duma und zu der Sozialdemokratischen Fraktion über. Die Vertreter des Proletariats von ganz Rußland sind gefangen. Sie erwarten das Gericht. Werden die Arbeiter diese neue Herausforderung dulden? ... Damit schließe ich.
„Streik!“ ertönt eine Stimme aus der Menge.
Und tausend Stimmen stimmen in den Ruf ein:
„In den Streik, alle in den Streik!“ ...
Langsam strömt die Menge zum Ausgangstor. Ich gehe in ihrer Mitte, nehme den Kneifer ab, ziehe die Mütze tief ins Gesicht.
Vor dem Durchgangsbüro gibt es eine Stockung. Im Büro ist Polizei. Ich spüre, daß Spitzelaugen mein Gesicht mustern. Aber wer sollte in dem beschmierten Arbeiter mit vor Müdigkeit gebeugtem Rücken und gesenktem Kopf den Parteiredner erkennen? ... Das war meine letzte Betriebsversammlung in Petersburg.
Wieder mit den Petersburger Arbeitern zusammenzukommen, war mir erst zehn Jahre später beschieden.

Verhaftung und Flucht

Am 15. Oktober versammelte sich der durch die Neuwahlen erweiterte Vollzugsausschuß des Sowjets der Arbeitslosen. Die Versammlung fand auf der Wassilij-Insel statt. Etwa fünfunddreißig Personen waren anwesend.

Aber kaum habe ich die Sitzung eröffnen können, als die Polizei erscheint. Eine oberflächliche Leibesuntersuchung — man will sich vergewissern, daß wir keine Waffen bei uns haben. Man führt die Festgenommenen auf die Straße hinaus, wo eine zahlreiche Abteilung Polizei uns erwartet, und bringt uns auf das nächste Revier. Auf dem Revier versucht der Polizeioffizier, die Liste der Verhafteten aufzustellen. Aber die einen weigern sich, ihren Namen zu nennen, die anderen sagen falsche Namen. Der Offizier gerät außer sich ...

Eine Gruppe der Genossen umringt mich, redet mir zu:

„Sie müssen sich um jeden Preis herausreden. Sie versuchen dann die Reste des Sowjets zusammenzubringen ...“

Ein junger Arbeiter schlägt mir vor:

„Nehmen Sie meinen Paß! Es ist ein sicheres Papier. Die Wohnungswirtin und der Hauswart sind unsere Leute. Sie werden Sie als den Mieter agnoszieren. Und ich werde später einen anderen Namen nennen.“

Ich danke dem Genossen, nehme seinen Paß, setze mich beiseite und beginne den Namen und Vornamen, Kreis, Dorf, Adressen, unter denen der Inhaber des Passes früher gemeldet war, und andere Merkmale auswendig zu lernen.

Der Paß war auf den Namen des Bauern Kulczycki aus dem Gouvernement Łomża ausgestellt. Man trägt mich unter diesem Namen ein.

Unter den Festgenommenen ist ein Arbeiter mit dem Familiennamen Petrow. Er interessiert den Offizier.

„Sind Sie Student?“

„Nein.“

„Vorsitzender des Sowjets der Arbeitslosen?“

„Nein.“

„Schreiben Sie eigenhändig Ihren Namen.“

Und der Offizier betrachtet lange die Kritzelei Petrows. Er begreift nicht ...

Es ist schon Nacht, aber man hält uns noch immer auf dem Revier fest. Wir beginnen Ungeduld zu äußern. Der stellvertretende Reviervorsteher kommt zu uns heraus und setzt uns auseinander:

„Wir würden Sie längst abgeführt haben, aber es gelingt uns nicht, von der Hauptgefängnisverwaltung Anweisungen zu bekommen. Gott weiß, was dort los ist ...“

Mitternacht ist längst vorüber, als man uns auffordert, uns bereit zu machen. Unter der Begleitung einer halben Hundertschaft führt man uns

auf Umwegen in das Gefängnis „Zu den Kreuzen". Das wohlbekannte Ziegelgebäude ... Vor anderthalb bis zwei Jahren saß ich hier als der Student Woytinsky. Sie haben mein Bild und auch meine Handschrift. Wird es mir jetzt gelingen, als ein Bauer aus dem Gouvernement Łomża zu gelten?
Wir bleiben vor dem Gefängnistor stehen. Der Führer der Begleitmannschaft klingelt. Der Posten am Tor nimmt ihm die Begleitpapiere ab. Eine halbe Stunde, eine Stunde verstreicht.
Wir sind müde. Auf der Straße ist es kalt. Wir beginnen, mit den Fäusten an das Tor zu klopfen. Wiederum zeigt sich der Posten:
„Was klopft ihr? Ausgerechnet hier treibt ihr Unfug! Was, vorm Gefängnis?!"
„Wir wollen nicht im Frost warten!"
„Und wo soll ich euch unterbringen, wenn bei mir alle Zellen voll sind?"
Ein Arbeiter schlägt vor:
„Genossen, stimmen wir die Marseillaise an! Dann sollen sie uns endlich einsperren ..."
Wir singen die Marseillaise. Die Soldaten hindern uns nicht — wie soll man anders die Gefängnisverwaltung zwingen, die Verhafteten schnell zu übernehmen?
Endlich kommt der Assistent des Gefängnisdirektors heraus, verschlafen, verärgert. Er schnauzt die Begleitmannschaft an, schnauzt uns an, droht. Der Führer der Begleitmannschaft geht mit ihm ins Büro. Nach einer halben Stunde kehrt er zurück und gibt den Befehl:
„Zu vieren antreten!"
Es ist Befehl gekommen, uns zurück auf die Wassilij-Insel zu führen, in das Gefängnis beim Polizeirevier. Wir trollen wieder durch die ganze Stadt. Als wir das Gefängnis erreichen, dämmert es schon.
Ein riesiges, finster aussehendes Gebäude mit einem Wachtturm. Unten ist ein Zug Feuerwehr untergebracht; oben sind die Polizeidiensträume. Zu den Zellen geht es vom inneren Hofe aus. Der Hof ist vollgestopft mit Holzstapeln, einem Kasten zum Anmachen von Kalk, Fässern, Wagen, Haufen von Baugerümpel.
Wir gehen durch die Wachtstube, die nach schlechtem Tabak und durchgeschwitztem Wollzeug riecht, und treten durch die Tür in einem Eisengitter in die Gefängnisräume ein. Die Treppe ist mit Kalk und Lehm bekleckst. Auf dem Treppenabsatz in jedem Stockwerk auf beiden Seiten feste Gitter, hinter ihnen lärmende Häftlinge: die einen in grauen Wolljoppen, die anderen in bunten Lumpen.
Man weist uns den rechten Korridor im dritten Stock an, insgesamt drei Zellen. Wir richten uns auf den Pritschen und auf dem Boden ein. Ich schlafe gleich ein und erwache erst, als das Mittagessen in die Zellen gebracht wird.
Von den gemeinen Verbrechern im benachbarten Gang haben die Genossen bereits eine Zeitung gekriegt. Aus ihr erfahren wir, daß am Vorabend,

am 15. November, der Direktor der Hauptgefängnisverwaltung ermordet worden ist. Nun wird es klar, weshalb die Verwaltung nicht gleich anordnen konnte, wo die Festgenommenen an diesem Abend untergebracht werden sollten.

Daß man uns ins Gefängnis beim Polizeirevier steckte, war sicherlich ein Versehen. Gerade auf dem Korridor, den man uns zugewiesen hatte, wurden Reparaturarbeiten ausgeführt. Hier arbeiteten vier Maurer: sie mauerten die breiten Bogen zwischen den Kammern und dem Korridor zu und ließen in jeder Wand nur eine enge Öffnung für eine einflügelige Tür.

Unter den mit mir Verhafteten befand sich der Vorsitzende des Bauarbeiterverbandes Artem, ein gescheiter, energischer Mann. Ich bat ihn, mit den Maurern zu sprechen, die auf unserem Korridor beschäftigt waren, und herauszubringen, was das für Menschen waren.

Nach ein paar Stunden sagte Artem zu mir:

„Keine schlechten Burschen, und einer ist sogar ein ganz guter Kerl!"

„Bringen Sie heraus, wie sie bei einem Fluchtversuch helfen könnten."

Am Abend teilte mir der Genosse die Ergebnisse seiner Verhandlungen mit. Jenem Maurer, der „ein ganz guter Kerl" sein sollte, hatte er gesagt, unter den Verhafteten befände sich ein Genosse, den man befreien müßte. Der Maurer hatte darauf geantwortet:

„Ich werde mir überlegen, was zu machen ist. Morgen sage ich Bescheid."

Dieser erste Tag im Gefängnis auf der Wassilij-Insel verging, ohne daß wir es merkten. Wir säuberten die Kammern, bestellten Lebensmittel, wählten unsere Obleute. Was mich betrifft, so verabredeten wir, daß ich mich abseits halten sollte, ohne mich den Beamten zu zeigen — das verbesserte meine Aussichten, freizukommen.

Am nächsten Morgen kam Artem mit dem Maurer zu mir, von dem er gestern gesprochen hatte. Es war ein Mann von hohem Wuchs, mit regelmäßigen Gesichtszügen, mit krausem, feuerrotem Bart und blauen Augen — ein typisches Bauerngesicht. Er sah mir offen in die Augen und sagte:

„Also, der Genosse hat gestern gesagt ... Nun, ich könnte schon heute ..."

„Wie?" fragte ich.

„Zur Mittagszeit bringe ich ein Faß mit Zement hierher. Den Zement schütte ich hier aus. Sie setzen sich in das Faß. Am Abend trage ich Sie nach unten, an den Aufsehern vorbei, im Hof nehme ich den Deckel ab, und Sie gehen Ihrer Wege."

„Wird der Aufseher nicht in das Faß hineinschauen?"

„Weshalb? Die schauen nicht hinein ..."

„Gut! Bringen Sie das Faß!"

Der Maurer bekam ein ganz helles Antlitz und begann, mir für mein Vertrauen zu danken.

Aber nach der Mahlzeit kam er ohne Faß. Er war bedrückt, wich mir aus und rief Artem beiseite.

Es stellte sich heraus, daß sämtliche Maurer, die auf unserem Korridor

arbeiteten, aus demselben Dorf stammten und ein Artel bildeten. Der Rotbart hatte gemeint, er müßte die Genossen in Kenntnis setzen, und ihnen bei Tisch gesagt:
„Am Abend will ich einem zur Flucht verhelfen."
Einer von den Genossen hatte sein Vorhaben gebilligt, zwei andere waren dagegen. Es war ein Streit entbrannt. Der Rotbart hatte seinen Landsleuten erklärt, daß er nicht weiter mit ihnen im Polizeirevier zu arbeiten gewillt wäre. Aber auf den Plan mit dem Faß mußte er verzichten. Am nächsten Morgen erschienen auf dem Korridor nur zwei Maurer: ein Bäuerlein von unansehnlichem Äußeren und mit ihm ein Handlanger, ein Bursche von 16 bis 17 Jahren. Artem fragte den Bauern, weshalb sein bärtiger Genosse nicht mit zur Arbeit gekommen war. Der Bauer wich zuerst aus, dann aber platzte er heraus:
„Deswegen ist er nicht gekommen, daß er ein gerechter Mensch ist, und die anderen unter uns, die sind gemeine Gesellen."
Das genügte. Ich ging auf den Bauer zu und schlug ihm den folgenden Plan vor: ich würde mich als Maurer verkleiden und mein Äußeres derart verändern, daß ich seinem Gehilfen ähneln würde; am Abend würden wir zu zweien die Bahre mit Eimern und anderem Kram auf die Schultern nehmen, er sollte sich vorn hinstellen, ich würde hinten gehen; auf diese Weise würde er mich in den Hof führen, während sein Gehilfe in der Kammer plaudern und rauchen werde.
Dies war durchführbar. Zwischen den Gittern auf dem Treppenabsatz hielt nur ein Aufseher Wache, ein schwerfälliger Bär mit gutmütigem und stumpfem Gesicht. Er konnte kaum mit seinen Schlüsseln fertig werden, verwirrte sich stets beim Abzählen der Gefangenen, und man konnte sich verbürgen, daß er, wenn er das Gitter für den Maurer aufmachen würde, nicht genau zusehen würde, wer hinter dem Maurer als sein Handlanger herging.
Das Bäuerlein schwankte. Endlich sagte er:
„Ich muß mir das überlegen. Und Sie sollten inzwischen schon handeln!"
Wir begannen zu „handeln":
Unser Obmann meldete sich in das Büro des Hafthauses und erklärte dem Gefängnisdirektor, daß die Gefangenen nach einem Barbier verlangten. Der Direktor berief sich auf seine Instruktion, die den Gefangenen nur einmal im Monat gestatte, sich rasieren und das Haar schneiden zu lassen. Aber unser Obmann drängte:
„Was ist alles nicht gestattet? In der Kammer für Politische ist auch kein Ungeziefer gestattet, und trotzdem kann man sich bei Ihnen vor Läusen nicht retten!"
Nachdem der Direktor sich mit der Hauptgefängnisverwaltung telephonisch verständigt hatte, ließ er den Barbier holen.
Ich ließ mir das Haar ganz kurz schneiden, den Schnurrbart wegrasieren — und ähnelte auf einmal mehr einem sechzehnjährigen Jungen als dem zottigen Ssergej Petrow.

Inzwischen bewaffnete sich Artem mit einer Nadel und nähte mir eine Maurerschürze mit den tausend durch Tradition geheiligten Falten am Gürtel. Den Stoff lieferte ihm ein Strohsack.
Es blieben eine runde Mütze, ein Hemd und hohe Stiefel zu besorgen.
Am Abend legte ich meinen neuen Anzug an. Alles wäre in Ordnung gewesen, aber es war zu merken, daß ich frisch rasiert war, und außerdem zwinkerte ich ohne den Kneifer unwillkürlich. Artem sagte:
„Das schadet nicht! Vor dem Abmarsch müssen wir Sie sowieso etwas übertünchen."
Am Morgen kam unser Bäuerlein auf den Korridor. Unter meinem langen Mantel trug ich bereits den Maureranzug. Ich ging auf ihn zu:
„Nun, haben Sie sich's überlegt?"
Er schaute zur Seite und antwortete:
„Ich hab' Angst. Ich werde dich nicht verraten, aber helfen kann ich dir nicht."
„Wie soll ich denn allein gehen?"
„Nun so: nimm den Eimer und geh geradeswegs in den Hof, wie nach Mörtel. Und aus dem Hof wird dir Gott schon heraushelfen!"
Ich ließ mir von dem Maurer einen Kalkeimer, einen Klumpen Lehm und irgendeine Blechkanne geben, Artem machte sich daran, Schminke und alles sonst Notwendige vorzubereiten, um meiner Erscheinung den letzten Schliff zu geben. Ich sollte Punkt 12 Uhr mittags gehen, wenn die Verteilung des Mittagessens zu beginnen und auf der Treppe des Hafthauses sich besonders viele Menschen aufzuhalten pflegten.
Die Mittagsglocke ertönte, das Kommando: „Essen holen!" erscholl. Ich warf den Mantel ab, die Genossen mit dem zubereiteten Kalk und flüssigen Lehm umringten und „übertünchten" mich in einem Augenblick vom Kopf bis zu den Füßen. Artem steckte mir hinter den Brustlatz meiner unermeßlichen Schürze ein halbes Dutzend kleiner Mörtelschaufeln und Kellen, ich faßte den Kalkeimer und ging auf den Korridor.
Das Bäuerlein sagte leise hinter mir her:
„Helfe dir Gott!"
Ich näherte mich dem Gitter und rief dem Aufseher zu:
„Mach auf!"
„Wohin?" fragte der.
„In den Hof, nach Mörtel!"
Der Aufseher griff nach den Schlüsseln. Aber einer von den gemeinen Verbrechern, die sich hinter dem Gitter auf der anderen Seite des Treppenabsatzes drängten, erkannte mich und schrie dem Aufseher zu:
„Paß auf! Siehst du nicht, ein Politischer hat sich verkleidet und will türmen."
Ich wiederholte eindringlich:
„Mach die Tür auf! Ohne Mörtel können wir nicht weiter arbeiten."
Die Gemeinen lachten. Der Aufseher wandte sich verwirrt bald zu ihnen, bald zu mir.

Ich fühlte, daß das Unternehmen mißlingen konnte, und schrie den Gemeinen zu:
„Was belästigt ihr einen und zieht ihn auf? Nicht zum Vergnügen geht er mit den Schlüsseln herum."
Dem Aufseher leuchtete es ein, daß das gemeine Gesindel sich über ihn lustig machte und ich als einer, der auch in Arbeit stand, seine Partei nahm. Er öffnete entschlossen die Tür, ließ mich auf den Treppenabsatz, klopfte mit den Schlüsseln auf das Treppengeländer und schrie nach unten:
„Durchlaß für einen, ist ein Maurer!"
Ich ging schon die Treppe hinunter. Hinter mir grölten die Gemeinen:
„Paß auf, der türmt, und du kommst vor Gericht!"
Plötzlich bemerkte ich, daß ich den Eimer nicht richtig trug: ich hielt ihn vor mir, in den Ellenbogen gehängt, während ich ihn an der Seite, in der gesenkten Hand halten sollte. Diese Kleinigkeit beunruhigte mich mehr als die Einmischung der Gemeinen, und ich verlangsamte unwillkürlich die Schritte. Dann blieb ich stehen, stellte den Eimer auf eine Stufe, drehte mich zu den Gemeinen um und schimpfte laut. Der Aufseher ließ sich auf seinen Schemel nieder und machte eine wegwerfende Handbewegung gegen die Gemeinen:
„Ach laß doch, was kann man von denen schon verlangen?"
Ich kam in den Hof, ging zu der Kalkgrube, rührte mit einem Stock in dem Eimer. Dann steckte ich die Kelle hinter den Brustlatz zurecht und ging auf die Straße. Ich mußte mich so schnell wie möglich vom Revier davonmachen. In der Nähe stand eine Droschke. Ich lief hin und sagte zum Kutscher:
„Rasch, Onkelchen! Hier am Bau ist einer verunglückt, ich soll den Arzt holen."
Aber der Kutscher antwortete phlegmatisch:
„Wie kann ich dich hinfahren, dreckig wie du bist? Du versaust mir den ganzen Wagen."
Ich mußte zu Fuß gehen, lief bis zur Newa, bestieg einen kleinen Dampfer, kam auf das andere Ufer und ging geradeswegs von der Dampferhaltestelle auf den nächsten Platz, wo Notstandsarbeiten stattfanden. Hier kleidete ich mich um: ein Arbeiter gab mir Jackett und Schuhe. Ich fand Unterkunft bei einem Genossen im Zentrum der Stadt, färbte mein Haar schwarz — und war nun endgültig ein von der Polizei „Gesuchter"*.
Es gelang mir nicht, in Petersburg zu bleiben. Man erkannte mich auf Schritt und Tritt. Dazu erschien in den Zeitungen eine Notiz über meine Flucht aus dem Polizeirevier auf der Wassilij-Insel — ein Arbeitsloser, erfreut über meine Befreiung, lief in die Redaktionen und bat, diese Neuigkeit im Stadtblatt zu bringen. Ich wollte zuerst diese Nachricht durch einen Brief an die Redaktionen dementieren — ich wäre weder ver-

* Von den Genossen, die mit mir zusammen am 15. Oktober verhaftet worden waren, wurden einige bald nachher auf freien Fuß gesetzt, die übrigen für 2 Jahre in das Gouvernement Archangel verschickt.

haftet noch aus dem Gefängnis geflohen, aber es war nicht einfach, einen solchen Brief zu veröffentlichen, wenn man sich vor der Polizei versteckte und keine Wohnung hatte.
Ich schlug mich in Petersburg etwa zwei Wochen lang durch. Die Parteiarbeit schlief in dieser Zeit allmählich ein, die Organisation zerfiel immer mehr. Der Wahlkampf näherte sich seinem Ende, aber die Arbeiter hatten jedes Interesse für ihn verloren. Die Aktion zugunsten der Abgeordneten der Zweiten Duma entwickelte sich mit Mühe. Von der Wiederherstellung des Sowjets der Arbeitslosen konnte man nach der Verhaftung der Führer nicht einmal träumen. Mit großen Anstrengungen gelang es, wenigstens die Neuwahlen der Betriebsräte bei den Notstandsarbeiten durchzuführen.
Ende Oktober übersiedelte ich nach Terijoki. Hier lebten damals in den verschneiten Sommerhäusern viele von der Polizei Gesuchte. Auch in den benachbarten Dörfern lebten Revolutionäre, die hier vor der Petersburger Polizei Schutz suchten. Ich kam mit Lenin, Michail Ssergejewitsch und anderen Genossen zusammen. Außerdem besuchten mich öfters lettische „Waldbrüder", die sich in Terijoki versteckt hielten.
Sie waren fünf an der Zahl, alle jung, sympathisch, aber alle fünf trugen sie das Stigma der Hoffnungslosigkeit. Stets bewaffnet, immer angespannt, bereit, den Verfolgern Widerstand zu leisten, hatten sie sich innerlich schon mit dem Gedanken abgefunden, daß der blutige Ausklang unvermeidlich und nahe war. Sie erzählten mir vom Leben der Waldbrüder in Lettland. Zu Hause machten sie sich vom frühen Morgen bis in die Nacht entweder mit den Waffen zu schaffen oder spielten Karten oder lasen Schauergeschichten und Kriminalromane.
Ich ging öfter mit ihnen in den Wald hinter dem Eisenbahndamm, und sie bildeten mich im Schießen aus.
Vor der russischen Polizei waren wir gar nicht so schlecht geschützt, weil die Finnen sich als ein autonomes und halbwegs freies Volk fühlten und mit den Revolutionären sympathisierten und sie deckten. Besonders eifrig half uns ein Polizeiinspektor, ein finnischer aktivistischer Patriot, der eine Gastwirtschaft und ein Kaffeehaus an der großen Straße, nicht weit vom Bahnhof hatte, zugleich aber das Amt eines Inspektors der Ortspolizei bekleidete. Er hieß Kok.
Das war ein merkwürdiger Kerl. Sein Gasthaus gab russischen Revolutionären Unterkunft, und in einem Blockhaus hinten im Hofe versammelten sich finnische Schmuggler, die schwedische Streichhölzer, Punsch und Silber nach Petersburg handelten. Diese Geschäfte betrachtete der finnische Polizeikommissar als Ehrensache: sie schadeten dem russischen Fiskus, ärgerten die russische Polizei und waren daher vom Standpunkt des finnischen Patriotismus lobenswert.
Von einer sich nähernden Gefahr erfuhren wir stets in der Hauptsache durch Kok. Dann verließen wir unsere Wohnungen und begaben uns in sichere Verstecke. Ich pflegte bei einem Alarm zu einem alten Fischer zu gehen, der Sozialdemokrat war und kein Wort russisch verstand.

Spitzel erschienen in Terijoki ziemlich oft, aber erzielten nichts. Einmal unternahmen sie einen Überfall mit erheblichen Kräften. Bei ihrer Ankunft war Kok zufällig auf dem Bahnhof. Er wandte sich an den Leiter der Expedition und erklärte ihm in gehobenem Ton, russische Kriminalbeamte hätten auf finnischem Boden nichts zu suchen. Auf Anweisung des Leiters verhafteten ihn die russischen Eisenbahngendarmen. Die anwesenden Finnen protestierten stürmisch. Die Kriminalbeamten sahen sich in einer widersinnigen Lage: sie waren gekommen, um russische Revolutionäre zu fangen, gerieten aber in einen Streit mit der örtlichen Polizei. Also ließen sie Kok frei. Er wandte sich an die finnischen Kutscher, die am Bahnhof standen, und forderte sie auf, die russischen Beamten nicht zu fahren. Die Spitzel mußten zu Fuß gehen, währenddessen verbreiteten die Kutscher im Dorfe die Nachricht von dem Zusammenstoß auf dem Bahnhof, und wir verteilten uns auf unsere Verstecke.
Immerhin fiel diesmal den Spitzeln eine Beute in die Hände. Michail Ssergejewitsch, der die technische Abteilung der bolschewistischen Zentrale leitete, hatte beim Weggehen aus seiner Wohnung einen Stoß Papiere mitzunehmen vergessen. Die Spitzel gingen vom Bahnhof schnurstracks zu ihm. Sie führten eine Haussuchung durch, beschlagnahmten die Papiere und übergaben sie versiegelt dem Polizeikommissar von Terijoki zur Aufbewahrung. Ich entsinne mich nicht mehr, was das für Papiere waren. Am meisten beunruhigte uns wohl, daß sich darunter die Paßformulare befanden, die aus einem bewaffneten Überfall auf eine Dorfverwaltung irgendwo in Polen stammten.
Als es dunkel geworden war, ging ich zu Michail Ssergejewitsch. Er war äußerst bekümmert und schwieg finster. Er fragte mich nur, wo die lettischen Waldbrüder wären. Ich nannte ihm ihre Adresse, und er lief hin. Am nächsten Morgen erschienen unsere Letten bei dem Kommissar mit den Revolvern, kommandierten „Hände hoch!“, nahmen die Papiere weg, die gestern bei der Haussuchung beschlagnahmt worden waren, und entfernten sich mit ihnen.
Ganze Tage verbrachte ich am Schreibtisch: ich arbeitete an der Geschichte der Arbeitslosenbewegung und der Notstandsarbeiten in Petersburg. Im Dezember war das Buch fertig*.

Am 22. November fand die Gerichtsverhandlung gegen die Sozialdemokratische Fraktion statt. Sie wurde unter Ausschluß der Öffentlichkeit durchgeführt. Die Angeklagten lehnten es ab, Aussagen vor einem Gericht zu machen, das eine öffentliche Verhandlung scheute. Auch die Verteidiger verließen den Gerichtssaal. Zehn Abgeordnete wurden zur Verbannung, siebzehn zu Zuchthaus verurteilt; Zuchthausstrafen bekamen auch sämtliche Mitglieder der Militärorganisation, die zusammen mit den Abgeordneten abgeurteilt worden waren. Am Tage der Verkündigung des

---

* Seinerzeit ist es mir nicht gelungen, das Buch durch die Zensur zu bringen, aber das Manuskript ist erhalten geblieben, und ich benutze es jetzt bei der Abfassung dieser Erinnerungen.

Urteils streikten in Petersburg zum Protest etwa hunderttausend Arbeiter, unter anderen auch das Putilow-Werk.

Vor mir stand die Frage, was ich weiter tun sollte. Lenin redete mir zu, mit ihm in die Schweiz zu fahren. Er brauche mich für die Redaktion der Zeitschrift „Der Proletarier", deren Gründung er plante.
Mich lockte dieses Angebot nicht. Vor allem fühlte ich mich nicht als echter Bolschewik. Der Bolschewismus zog mich durch seinen geradlinigen Radikalismus, sein nahes Verhältnis zu den Stimmungen der Arbeitermassen an. Mich verband mit ihm der Geist des Rebellentums. Aber mir war die sektiererische Unduldsamkeit des Bolschewismus fremd; insbesondere billigte ich nicht die Kampfesweise, die er innerhalb der Partei anwandte.
Noch ernster sprachen bei mir gegen die Abreise ins Ausland moralische Erwägungen. Länger als zwei Jahre war ich Agitator gewesen — ich hatte zum Beitritt zur Partei, zum Kampf, zu Streiks, zum Aufstand aufgefordert. Jetzt saßen von denen, die mir gefolgt waren, die einen in der Verbannung, die anderen im Gefängnis — und ich sollte nun ins Ausland gehen? Insbesondere hielt mich davon die Geschichte mit der Soldateneingabe ab: ich sah keinen Grund, mir Vorwürfe für meine Handlungen in dieser Sache zu machen, aber ich glaubte nicht das Recht zu haben, mich dem Schicksal zu entziehen, das unsere Abgeordneten so mutig auf sich genommen hatten.
Deshalb sagte ich zu Lenin, daß ich nicht ins Ausland gehen werde, aber bereit wäre, einen beliebigen Auftrag innerhalb Rußlands anzunehmen. Frau Krupskaja schlug mir vor, zwischen Baku und Jekaterinoslaw zu wählen.
In Baku hätte ich hauptsächlich den fraktionellen Kampf gegen die Menschewiken zu führen gehabt, die in der dortigen Organisation führend waren. In Jekaterinoslaw hatte man eine illegale Zeitung einzurichten und sich dann mit den Nachbarstädten in Verbindung zu setzen, eine Konferenz zusammenzurufen und die südrussische Parteiorganisation wiederherzustellen.
Ich nahm den Vorschlag, nach Jekaterinoslaw zu fahren, an — ohne Begeisterung, ohne die Überzeugung, daß es mir gelingen werde, den Auftrag auszuführen. Da ich aber die Abreise ins Ausland für unzulässig hielt und in Petersburg nicht mehr arbeiten konnte, mußte ich irgendwohin abreisen.
Die Parteiorganisation gab mir einen Paß auf den Namen des Bauern Andrej Alexandrow aus dem Gouvernement Nowgorod.
Aber man warnte mich, über Beloostrow, die russisch-finnische Grenzstation der Eisenbahn, zu fahren: die dortigen Gendarmen hätten mein Bild, und ich stände in der Liste der Personen, die beim Überschreiten der Grenze verhaftet werden sollten. Ich bat Kok um Rat. Er machte mir den Vorschlag, mit den Schmugglern über das Eis des Finnischen Meerbusens

zu fahren, und führte mich mit einem hochaufgeschossenen, phlegmatischen Finnen zusammen, der es für fünfundzwanzig Rubel übernahm, mich nach Kolpino zu bringen. Sollten wir auf Grenzsoldaten stoßen, so sollte ich mich stellen, als ob ich ein Finne wäre, der kein Wort russisch verstand, und alle Verhandlungen dem Fahrer überlassen.
Kok händigte mir auch den entsprechenden Ausweis ein: ich hieß nach ihm Nikolai Nikolainen, dreiunddreißig Jahre alt. In der Rubrik „Beruf" stand „Affärist" (mit der Erklärung in Klammern: „Händler im Umherziehen"). Als ich bemerkte, daß die Berufsbezeichnung mir nicht zusage, zeigte mir Kok einen Stoß Ausweise, die auf verschiedene Namen lauteten, aber alle die gleiche Berufsbezeichnung „Affärist" enthielten.
Am nächsten Tag machten wir uns gegen Abend auf den Weg. Ich wickelte mich in einen Schafspelz ein und lag auf dem Stroh in einem breiten Schlitten mit einem Verdeck aus Bast. Zunächst fuhren wir die große Straße entlang, bogen dann aufs Eis um. Es war eine mondlose, sternenklare Dezembernacht. An einer Stelle kam uns eine Streife der berittenen Grenzwache entgegen. Mein Kutscher beantwortete den Soldaten irgendwelche Fragen. Ich stellte mich, als ob ich, von der Fahrt eingelullt, schliefe. Mich zu wecken, genierten sich die Soldaten. Der Schlitten fuhr weiter.
Aber ich schlief nicht — zu viel Gedanken drängten sich im Kopfe. Ich dachte daran, wie sich das russische Leben seit dem Januartag 1906, wo ich aus dem Gefängnis „Zu den Kreuzen" freigelassen worden war, verändert hatte.
Damals — nach den Dezemberniederlagen — waren alle noch voll Feuer, Hoffnungen, Erwartungen. Überall glommen Funken des revolutionären Brandes. Man stritt, ob die Lage der von 1847 oder der von 1849 ähnele. Arbeiter, Bauern, städtische Bürger — jede Klasse glaubte auf ihre Art, daß die Erneuerung des russischen Lebens nahe bevorstände. Jetzt war alles unter dem eisenbeschlagenen Stiefel der Reaktion zertreten.
Wo waren die Schlachten, die unseren Feinden den Sieg gebracht hatten? fragte ich mich. Oder hatte es solche Schlachten gar nicht gegeben und war die Revolution an den Wunden verblutet, die ihr die Dezembertage des Jahres 1905 beigebracht hatten, an den Wunden, deren Gefährlichkeit wir im ersten Augenblick, in der Aufregung des Kampfes, nicht erkannt hatten?
Die Passivität der Bauernschaft ... Der Verzicht der Liberalen auf den Kampf gegen den Zarismus ... Die Isoliertheit der Arbeiterschaft ... Dies alles hatte es schon Ende 1905 gegeben. Das, was folgte und was wir in den zwei Jahren nachher erlebten, bildete kein neues historisches Drama, es war nur der Epilog. Wehe den Besiegten!
In meiner Seele war kein Raum mehr für jene Begeisterung, mit der unsere Generation der Aufschwung des Jahres 1905 erfüllt hatte, jene Begeisterung, von der ich noch vor kurzem ergriffen war, und die ich wohl auch anderen einzuflößen gewußt hatte. Im Herzen fühlte auch ich mich

besiegt, aber ich wollte nicht die Rettung in der Flucht suchen, wollte nicht dem allgemeinen Schicksal ausweichen.
Es komme, was kommen mag! wiederholte ich immer wieder vor mir selbst.
In Kolpino verabschiedete ich mich von meinem Kutscher und bestieg den Zug.

In Jekaterinoslaw

In Jekaterinoslaw blieb ich nicht lange auf freiem Fuß. Die Gendarmen hatten mich anscheinend sehr früh, vielleicht schon in den ersten Tagen nach meiner Ankunft, bemerkt. Das war auch nicht erstaunlich, da ich, der keine Erfahrungen in geheimer Arbeit hatte, auf jeden Schritt grobe Verstöße gegen die Forderungen der Konspiration machte.
Die Veränderung meines Äußeren war mir nicht geglückt. Nach der Flucht aus dem Revier auf der Wassilij-Insel hatte ich mein Haar schwarz gefärbt. Die Farbe war sehr dauerhaft. Aber als das Haar etwas nachwuchs, erinnerte mein Schopf an Bisamfell — oben schwarz, unten rötlich. Es neu zu färben, schien mir zu umständlich, und ich beschloß, das Haar schneiden zu lassen: ich ließ den Friseur den oberen Teil des Haares abschneiden und verließ blond seinen Salon, den ich als Brünetter betreten hatte ... zum großen Erstaunen meines Wirtes, eines ehrlichen, aber übermäßig neugierigen Schneiders. Dazu war meine Verwandlung keine vollständige: das Haar hatte Flecken, und es war nicht schwer zu erraten, daß irgendwelche verdächtigen Versuche mit ihm angestellt worden waren.
So trieb ich mich in Jekaterinoslaw umher und suchte die Reste der Parteiorganisation zusammenzubringen.
Bis zum Jahre 1907 hatte hier die Sozialdemokratische Partei trotz immer neuer Aufdeckung durch die politische Polizei eine ziemlich ausgedehnte Arbeit entfaltet. Aber im Sommer dieses Jahres war die Organisation endgültig durch Massenverhaftungen zerstört worden; geblieben waren von ihr nur klägliche Überreste, darunter allerdings auch wie durch ein Wunder die Parteidruckerei. Sie lag still; zwei Genossen wohnten in ihr, sie hungerten und grämten sich tödlich über ihre Untätigkeit, aber sie konnten sich nicht entschließen, die Einrichtung ihrem Schicksal zu überlassen. Auch die „Finanzkommission" bestand noch in Gestalt einer jungen Lehrerin, die viele Bekannte unter den Intellektuellen der Stadt hatte und alle Kräfte aufbot, um Mittel für die verhafteten Genossen und für die Druckerei zu beschaffen. Eine „Sekretärin" der Organisation war auch noch da. Damit ist schon alles Wesentliche aufgezählt. Weiter gab es nur noch vereinzelte frühere Parteimitglieder, die sich von der Arbeit längst abgewandt hatten.
Ich knüpfte mit den Arbeitern, die früher der Organisation angehört

hatten, Verbindungen an. Unter ihnen ragte ein kräftiger Lastträger von einer Mühle hervor. Er hatte ein rein russisches Gesicht und einen rein jüdischen Namen — Isaak. Er betrachtete sich als ein Mitglied der Partei-„Kampfabteilung“, zu der außer ihm noch ein anderer Arbeiter gehörte. Ich machte auch die Bekanntschaft dieses Arbeiters — beide Burschen bewahrten die Revolver, die sie von der Organisation zur Zeit des revolutionären Aufschwungs im Jahre 1905 erhalten hatten, wie ein Heiligtum auf.

Sie machten mich mit dem Schlosser Arsenij bekannt. Er hatte eine breite Stirn und einen langen Schnurrbart, kannte sich schlecht in den politischen Fragen aus und pflegte nur eindringlich zu wiederholen, ob es nun paßte oder nicht:

„Man muß die Arganisation arganisieren!“

Es war da noch ein Schneider Jakob, der drei Jahre in Amerika verbracht hatte, er war klug und temperamentvoll, aber durch die Tuberkulose zur Untätigkeit verurteilt. Um ihn versammelte sich ein Kreis jüdischer Handlungsgehilfen und Kleinhandwerker — sie alle nickten zustimmend mit dem Kopf, wenn von der Partei gesprochen wurde, leisteten aber selbst keine Arbeit.

Endlich fanden sich unter den Studenten der Bergbaulichen Hochschule und den Primanern in den höheren Schulen viele jungen Leute, die den Wunsch äußerten, für die Partei Propagandaarbeit zu leisten. Sie hatten etwas gelesen, kannten das Programm nicht schlecht, und man konnte einige unter ihnen als Propagandisten in den Arbeiterzirkeln verwerten.

Das Bedürfnis nach propagandistischen Zirkeln war groß. Alle, mit denen ich darüber sprach, versicherten mir einstimmig, daß die hiesigen Arbeiter mit größter Freude die Zirkel besuchen würden. Darin waren sowohl die Handwerker, denen ich bei Jakob begegnete, als auch die Handlungsgehilfen und die Fabrikarbeiter, mit denen mich Arsenij und Isaak zusammengebracht hatten, einig. Dieses Streben nach propagandistischen Zirkeln schien mir ein gutes Vorzeichen, besonders nach Petersburg, wo nach der Revolution des Jahres 1905 die Propaganda in vollkommenen Verfall geraten war. Wir beschlossen, die Organisation auf der Grundlage propagandistischer Zirkel wieder herzustellen und zugleich an die Veröffentlichung einer Zeitung zu gehen. Aber hier begannen die Schwierigkeiten: die Intellektuellen, die hier zur Partei gehörten, neigten zum Menschewismus, in der Druckerei aber saßen Bolschewiken, die erklärten, sie würden menschewistische Artikel nicht setzen; Jakob und seine Handwerker konnten die Bolschewiken nicht ausstehen, Arsenij und Isaak dagegen wollten von den Menschewiken nichts hören. Die erste Aufgabe, die ich mir stellte, war, die beiden Strömungen zu versöhnen. Nach einigen Anstrengungen gelang es mir. Wir bildeten ein halbes Dutzend Zirkel, gingen an die Organisation neuer Gruppen und wählten eine gemischte Redaktion für die Zeitung, die wir den „Südrussischen Arbeiter“ zu nennen beschlossen.

Wir kamen in gute Zusammenarbeit, die Zirkel versammelten sich regelmäßig. Aber irgend etwas fehlte: das Pathos des Kampfes, der Schwung; es schien, daß die Räder des Parteiapparates leer liefen. Ich hoffte, daß dies sich später, wenn die Organisation sich erst entwickelt haben würde, ändern würde.

In der Sitzung der Redaktion arbeiteten wir den Plan der ersten Nummer aus und verteilten die Themen. Aber diese Arbeitsverteilung führte zu nichts — ich mußte selbst die ganze Nummer ausfüllen. Meine Artikel befriedigten sowohl die Bolschewiken als auch die Menschewiken — jede der beiden Richtungen empfand mich als zu sich gehörig, da ich damals in Wirklichkeit weder der einen noch der anderen Fraktion angehörte.

Etwa drei Tage nachdem die Manuskripte in die Druckerei geliefert waren, traf ich auf unserem Meldepunkt einen mir unbekannten hageren Knaben, der mir die Fahne der ersten Spalte des „Südrussischen Arbeiters" überreichte.

Ich setzte mich an den Tisch und fing an die Fahnen zu lesen und zu verbessern.

Der Knabe fragte mich mit Stolz:

„Eine gute Arbeit?"

Ohne den Blick von der Korrektur zu erheben, bemerkte ich:

„Viele Fehler."

Aber als ich plötzlich aufblickte, sah ich, daß der Knabe mit errötetem Gesicht und verlegenem Lächeln dasaß; in seinen Augen standen Tränen.

Nun war meine Verlegenheit nicht geringer als die seine, ich fragte:

„Ist dies Ihre Arbeit?"

„Ja ... Aber ich habe in der Nacht gesetzt ... Schlechte Beleuchtung ... Ich habe die Fahnen selbst noch nicht gelesen..."

„Dann ist es also die e r s t e Korrektur? Ich dachte, es wäre die dritte. Für die erste ist es sehr gut!"

„Sind Sie zufrieden?" fragte der Knabe noch einmal.

„Sehr!"

Der Friede war wieder hergestellt. Unser Setzer hatte ein blasses, fast durchsichtiges Gesicht, aus dem große, traurig-freundliche Augen leuchteten. Ich fragte ihn, seit wann er in der Druckerei arbeitete und wie alt er sei. Es stellte sich heraus, daß er sechzehn Jahre alt war und in der Parteidruckerei seit seinem fünfzehnten Lebensjahr gearbeitet hatte.

Als er weggegangen war, erzählte mir die Sekretärin, daß Mischa — so hieß der junge Setzer — schwer krank war: er hatte Lungenschwindsucht, spuckte Blut und hatte außerdem einen schweren Herzfehler. Die Genossen hatten ihm längst zugeredet, die Arbeit in der Druckerei aufzugeben, aber er lehnte es ab, seinen Posten zu verlassen.

Ich war empört:

„Es ist unzulässig, in der Druckerei Kinder zu beschäftigen, und besonders ein krankes Kind!"

Ich verlangte, daß Mischa von der Arbeit in der Druckerei abgelöst und

in einem Sanatorium untergebracht werde. Aber nach einer Woche traf ich auf dem Meldepunkt den jungen Setzer. Er kam, um sein Recht zu verteidigen, in der Partei so zu arbeiten, wie er es wollte.
„Die anderen können nicht für mich entscheiden“, regte er sich auf, „es kränkt mich, daß Sie mich wie einen Minderjährigen behandeln.“
Ich kam mit ihm schließlich überein, daß er einen dreimonatigen „Urlaub“ zur Wiederherstellung seiner Gesundheit bekommen und nachher die Arbeit wieder aufnehmen werde — inzwischen mußte er gerade siebzehn Jahre alt werden.
Mir war das Herz schwer, als ich von Mischa Abschied nahm, nachdem ich in seine Rückkehr in die Druckerei eingewilligt hatte. Zwei Tage später wurde die Druckerei ausgehoben. In die Hände der Polizei fielen der fast fertige Satz der ersten Nummer des „Südrussischen Arbeiters“ und sämtliche Manuskripte.
Wir gingen unverzüglich an die Organisation einer neuen Druckerei. Bei unseren Verbindungen mit den Buchdruckern war es nicht schwer, die notwendige Menge Schriftzeichen zu erhalten. Eine Druckpresse, eine Walze und sonstiges Zubehör hatten wir in Reserve. Wenn wir nicht gleich anfangen konnten, so lag es daran, daß Arbeitskräfte und eine Wohnung fehlten.
Zu dieser Zeit kam in Jekaterinoslaw ein junger Setzer namens Chilkewitsch an, den die Genossen noch vor der Aushebung der Druckerei aus Wilna bestellt hatten, um Mischa zu ersetzen.
Chilkewitsch schien ein schlaffer, willensschwacher Mensch zu sein. Ich fragte ihn:
„Wird Ihnen die Arbeit in der illegalen Druckerei nicht zu schwer fallen?“
„Ich bin es ja gewöhnt...“
„Sie wissen, daß Sie verhaftet werden und vor Gericht kommen können?“
„Ja, aber fassen können sie einen überall...“
Mit Chilkewitsch war seine Frau angekommen, die ein Kind an der Brust hatte. Sie beschloß, sich mit ihrem Mann in der Druckerei niederzulassen. Mir war diese Kombination gar nicht recht. Aber die Genossen meinten, das wäre hinsichtlich der Konspiration gut. Die Mutter selbst erklärte mir, indem sie auf den Säugling zeigte:
„Wer wird denn auf uns denken, wo der so klein ist?“
Man fand eine Wohnung für die Druckerei, und die Chilkewitschs richteten sich dort ein. Man brachte dorthin die Druckpresse und die Schriftzeichen.
Ich schrieb wiederum eine ganze Menge Artikel für die erste Nummer. Aber kaum hatte Chilkewitsch die Schriftzeichen in die Fächer eingeordnet, als plötzlich die Polizei erschien — sie verhaftete Chilkewitsch mit Frau und Kind, beschlagnahmte das Gerät sowie die Manuskripte.
Dieser neue Erfolg der Polizei drückte uns noch schwerer nieder als die Verhaftung in der ersten Druckerei. Bisher hatten wir glauben können, daß damals die Polizei durch Zufall unserer Druckerei auf die Spur

gekommen war. Jetzt war kein Zweifel daran möglich, daß der Feind jeden unsrer Schritte verfolgt und dann die Druckerei zu dem Zeitpunkt erledigt hatte, wo es ihm paßte. Aber wir wollten die Flinte nicht ins Korn werfen.

In den Betrieben hatte man schon einige Wochen lang auf den „Südrussischen Arbeiter“ gewartet und davon gesprochen, daß die Sozialdemokraten bald eine Zeitung herausbringen würden, in der „alles schwarz auf weiß“ stände. Ich beschloß nun zu versuchen, ob sich nicht eine legale Druckerei bereit finden ließe, die Zeitung heimlich zu drucken — in dieser Hinsicht hatte ich einige Erfahrungen aus Petersburg. Ich begab mich zu den Buchdruckern. Sie erklärten sich bereit, alles zu setzen, was wir brauchten, wollten aber nicht den Druck riskieren.
„Gut! Setzen Sie nur, drucken werden wir selbst, sei es auf dem Fußboden, ohne Druckpresse...“
Ich schrieb versuchsweise ein Flugblatt über die Aushebung der Druckerei des „Südrussischen Arbeiters“. Am nächsten Morgen bekam ich den fertigen Satz und eine Blechkiste mit Druckfarbe. Die Wohnung, die uns zur Verfügung stand, war in dem Maße zur Druckerarbeit ungeeignet, daß unsere Buchdrucker nach langem Hin und Her sich davonmachten, sie versagten uns ihre weitere Hilfe. Die Sekretärin, ich und zwei andere Genossen gingen an die Arbeit und druckten mit Mühe und Not etwa zweihundert bis dreihundert Blätter.
Den Arbeitern war dieses Flugblatt ein Zeichen der Macht der Partei: keine Verhaftungen können die kleinkriegen! Aber in Wirklichkeit verloren wir nach der Aushebung der zweiten Druckerei den Mut: wir fühlten, daß die Organisation von innen bespitzelt wurde. Das schuf eine Stimmung, die jede Möglichkeit der Arbeit ausschloß. Eine Flucht aus der noch nicht gefestigten Organisation setzte ein, die Arbeiterzirkel hörten auf sich zu versammeln, auf dem Meldepunkt ließ sich kaum noch ein Mensch sehen.
Bald nach dem Erscheinen des Flugblattes kam Isaak zu mir:
„Ich möchte Ihnen was sagen, Genosse ... Bei uns sitzt seit 1905 ein Verräter...“
„Sie wissen, wer das ist?“ fragte ich ihn.
„Vielleicht weiß ich es nicht, aber er ist da. Das hat sein Genosse damals auch verraten, nur den Namen nicht angegeben.“
Und Isaak erzählte mir, daß in den Oktobertagen 1905 die Genossen Verdacht gegen einen Parteifunktionär — ich entsinne mich nicht mehr, welchen Namen er führte — geschöpft hatten. Dies war ein begabter und energischer Mensch, der großen Einfluß auf die Arbeiter hatte. Man hatte einen Untersuchungsausschuß eingesetzt. Der Verdacht hatte sich bewahrheitet. Man hatte festgestellt, daß der in Verdacht Gezogene abends manchmal die Gendarmerieabteilung aufgesucht hatte. Dann hatte man eine Parteiversammlung außerhalb der Stadt, im Walde einberufen und

auch den Verräter hinbestellt. In der Versammlung hatte man ihn kurz und bündig gefragt:
„Weswegen gehen Sie auf die Gendarmerie?“
Nach langem Ableugnen hatte der Verräter gestanden:
„Ich bin dort angestellt. Aber ich schade niemandem, ich betrüge die Gendarmen.“
Man hatte gleich am selben Ort Gericht gehalten und auf Tod erkannt. Die Versammlung war auseinandergegangen. Bei dem Verräter waren nur zwei aus dem Kampftrupp zurückgeblieben, um das Urteil zu vollstrecken. Der Verräter hatte zunächst um Gnade gebeten, dann plötzlich gesagt:
„Hol euch der Teufel! Tötet mich! Aber ihr sollt wissen, daß unter euch noch einer ist, bedeutender als ich — durch den erfahren die Gendarmen alles. Aber wer es ist, sage ich nicht.“
Man erschoß ihn. Niemand wurde im Zusammenhang mit diesem Mord verhaftet. Aber die Worte, die der Verräter in seiner Todesstunde gesprochen hatte, gingen auf merkwürdige Art in Erfüllung: seit jener Zeit hatten die Verhaftungen in Jekaterinoslaw nicht aufgehört, und sämtliche von den Behörden Gesuchten, die in die Stadt kamen, wurden stets entdeckt. In der Organisation oder in ihrer nächsten Umgebung nistete zweifelsohne der Verrat...
Isaak sprach mit sichtlicher Aufregung. Ich erriet, daß er einer von jenen zweien gewesen war, die das Urteil über den Verräter vollstreckt hatten.
„Haben Sie jemanden in Verdacht?“ fragte ich ihn.
„Vielleicht... Aber sagen Sie zunächst, Genosse, was man mit ihm machen soll. Darf man ihn umbringen?“
Ich fragte eindringlicher:
„Gegen wen haben Sie Verdacht?“
Isaak nannte Miron, den ich gut kannte. Er hatte eine kleine Schreibwaren- und Buchhandlung in Tschetschelewka, gerade am Rande des Arbeiterviertels. Dieses Geschäft benutzten wir als Meldepunkt. Miron selbst machte den Eindruck eines guten, idealistisch gesinnten Menschen mit einer Neigung zur Kulturarbeit — vom kulturellen Standpunkt aus betrachtete er auch sein Geschäft: die Verbreitung populär-naturwissenschaftlicher Bücher unter den Arbeitern interessierte ihn mehr als Parteizirkel und Flugblätter.
Das alles sah nicht nach einem Provokateur aus! Ich verlangte von Isaak das belastende Material.

Es stellte sich heraus, daß der Beschuldigung ein Brief aus dem Gefängnis zugrunde lag: einer von den im Herbst verhafteten Genossen, ein gewisser Matwej, hatte rundheraus geschrieben, daß ihn Miron verraten hätte. Dann folgten mehrere Indizien. Von diesen sind mir zwei im Gedächtnis geblieben: Miron sei öfter auf der Polizei, und sein Geschäft bestehe nur des Anscheins wegen, da niemand in ihm etwas kaufe.

„Dies reicht nicht aus, um eine solche Anklage zu erheben!“ sagte ich, nachdem ich Isaak angehört hatte.
Aber er erwiderte trotzig, ohne mich anzusehen:
„Und wir haben beschlossen, Miron zu töten.“
„Wer ist das, ‚wir‘?“
„Arbeiter, der Kampftrupp. Und seine Frau werden wir auch töten — was er weiß, weiß auch seine Frau.“
„Ihr seid von Sinnen! Werden solche Sachen derart entschieden?“
„Wie soll man sie denn entscheiden?“
Ich verlangte, daß die Angelegenheit dem Vorstand übergeben werde. Aber zu meinem Erstaunen sprachen sich auch die Arbeiter im Vorstand für eine unverzügliche Vergeltung aus. Nicht ohne Widerstand willigten sie darin ein, Miron erst durch einen Ausschuß von drei Genossen verhören zu lassen. Aber dabei beschlossen sie im voraus, Miron unverzüglich umzubringen, wenn die Beschuldigung sich bewahrheiten sollte. Sie boten mir den Vorsitz im Ausschuß an. Das mußte ich annehmen — es war die einzige Möglichkeit, ein tragisches Fehlurteil zu verhindern.
Man wählte einen Ort, wo der Ausschuß mit Miron zusammenkommen sollte — am Rande der Stadt, am Dnjepr, in einem leeren Holzhäuschen. Hier konnte man das Urteil vollstrecken — niemand würde den Schuß hören...
Ich kam hin, mit Isaak. Die anderen zwei Ausschußmitglieder und der zweite Arbeiter aus der Kampfabteilung warteten schon auf uns. Nach etwa fünf Minuten kam Miron an — man hatte ihn durch einen Zettel wegen einer „dringenden und wichtigen Sache“ herbestellt.
Im Zimmer war es halbdunkel, in der Ecke schimmerte schwach eine zerfließende Kerze. Miron begrüßte mich und fragte:
„Weswegen haben Sie sich in diesem abgelegenen Winkel versammelt? Sie hätten doch bei mir...“
Und plötzlich bemerkte er die drohenden Gestalten der Kampfabteilungsleute und erriet, wegen was für einer „dringenden und wichtigen Sache“ man ihn hierherbestellt hatte. Bleich, bebend, sah er uns einen nach dem anderen an. Endlich sagte er, sich an mich wendend:
„Erklären Sie, was das bedeuten soll.“
Ich sagte ihm, daß er in einen schweren Verdacht gekommen wäre, der uns zwinge, von ihm Erklärungen zu verlangen.
„Wer klagt mich an?“ fragte er.
Und antwortete sofort selbst:
„Ich weiß schon! Es kommt aus dem Gefängnis?“
„Ja!“
„Dann ist es also Matwej!“
Wir sahen uns an. Ich bestätigte seine Vermutung.
Miron sagte:
„Dies ist die Rache eines gemeinen Menschen. Aber Sie haben wahrscheinlich außer dieser Aussage noch etwas anderes? Fragen Sie!“

Ich begann das Verhör. Auf alle Fragen gab Miron erschöpfende Auskunft. Die Anklage verflog wie Rauch. In Anwesenheit Mirons forderte ich den Ausschuß auf, zu entscheiden, ob die Fortsetzung der Untersuchung notwendig oder die Sache genügend geklärt sei. Die einstimmige Meinung war, daß es weiter nichts zu untersuchen gäbe. Aber Miron widersprach:

„Nein, damit bin ich nicht einverstanden. Hier hat man von Indizien gesprochen. Sie brauchen mir nicht aufs Wort zu glauben. Mein Recht ist es zu beweisen, daß man mich verleumdet hat!"

Und er forderte, daß wir unverzüglich zu ihm in seinen Laden führen und von seiner Buchführung Kenntnis nähmen. Dies bedeutete, seiner Frau bei ihm zu Hause zu begegnen.

„Das ist nicht notwendig", flehte ich ihn an, „wir glauben Ihnen auch ohnedies."

Totenblaß wiederholte er:

„Es geht um Tod oder Leben, es ist mein Recht."

Von dem Ort unserer Gerichtsverhandlung bis zu Mirons Laden war es weit, wir mußten Droschken nehmen. Ich setzte mich mit Miron in denselben Wagen. Er hatte anscheinend meine Rolle in der Sache sofort verstanden und sprach, um peinliche Erklärungen zu vermeiden, den ganzen Weg nur von nebensächlichen Dingen. Aber als wir zu seinem Laden gelangten und ich ihn bat, seiner Frau nichts zu erzählen, antwortete er fest:

„Nein, das ist unmöglich!"

Im Geschäft erzählte er tatsächlich seiner Frau alles, und während sie vor Kränkung und Empörung bitterlich weinte, öffnete Miron, ohne einen Tropfen Blut im Gesicht, aber äußerlich ruhig, vor uns seine Geschäftsbücher und zwang uns, alle Umsätze seines Ladens seit dem Tage seiner Eröffnung zu prüfen.

„Dies ist doch nicht notwendig!" suchte ich auszuweichen.

„Dies ist mein Recht, rechnen Sie!" verharrte Miron.

Das Urteil des Ausschusses war einstimmig: der Genosse Miron war das Opfer einer Verleumdung geworden.

Am nächsten Tag brachte ich Miron die durch den Stempel des Vorstandes beglaubigte Entscheidung, die ihn in energischen Ausdrücken als von allem Verdacht gereinigt anerkannte.

Anderthalb Jahre später habe ich in dem Gefängnis, wo das Leben des armen Mischa vor meinen Augen allmählich erlosch, erfahren, daß in der Organisation tatsächlich ein Provokateur seit 1905 ununterbrochen gewirkt hatte: es war der breitstirnige, schnurrbärtige Arbeiter Arsenij, der unermüdlich den in der Gendarmerieverwaltung gelernten Satz wiederholte:

„Man muß eine Arganisation arganisieren!"

Unter dem Galgen

Mitte Januar 1908 überfiel die Polizei die Wohnung, in der wir unser Archiv versteckt hatten. Sie beschlagnahmte Protokolle, Briefe, das Kassenbuch, den Vorstandsstempel, Flugblätter. Der Wohnungsinhaber, ein Student, der nicht Mitglied der Partei war, aber mit ihr sympathisierte, wurde verhaftet.

Bald danach wurde ich spät in der Nacht mit dem Kommando aufgeweckt:

„Liegenbleiben!“

Nach der Haussuchung wurde ich in das 4. Polizeirevier abgeführt, von dem ich schon gehört hatte — man sprach von ihm viel in der Stadt: hier wurden die Todesurteile vollstreckt.

Als man mich durch den Hof zu dem niedrigen einstöckigen Gebäude mit halb vermauerten, vergitterten Fensterchen führte, sah ich mich mit Unbehagen nach allen Seiten um. Aber nichts in dem vernachlässigten, schmutzigen Hofe ließ erkennen, daß hier Menschen gehängt wurden.

Das Hafthaus bestand aus zwei „gemeinsamen“ Kammern, zwei „Geheimverliesen“ und zwei Wohnzimmern. In den „gemeinsamen“ Kammern lebten die Verhafteten bis zu ihrer Überführung ins Gefängnis. Die „Geheimverliese“ waren für die aus dem Gefängnis eintreffenden Todgeweihten bestimmt. Eines der Wohnzimmer benutzte der Aufseher, der von den Gefangenen verlangte, sie sollten ihn „Großväterchen“ nennen und der selbst die Gefangenen nicht anders ansprach als „He, du Luder“; in dem zweiten wohnte der Henker.

Die Kammer, in die ich gebracht wurde, war für zehn bis zwölf Menschen bestimmt, in ihr drängten sich aber etwa vierzig in verdorbener Luft, unglaublichem Schmutz, in Ungeziefer, Lärm, wüstem Gezänk...

Aber das Schlimmste war die Nähe der Geheimverliese für die Todgeweihten. Zur Zeit standen sie leer: mit den in der letzten Session des Kriegsgerichtes Verurteilten hatte man schon ein Ende gemacht, man erwartete in den nächsten Tagen keine neuen Todgeweihten mehr.

Aber der Henker, der seine Arbeit erst vor kurzem beendet hatte, hatte noch das zweite Wohnzimmer links inne.

Unter den Verhafteten, mit denen ich in der gemeinsamen Zelle zusammentraf, gab es verschiedene Menschen: überzeugte Mitglieder der sozialistischen Parteien, revolutionär gesinnte Arbeiter, einfache Bauern, die, ohne selbst zu wissen, wofür, ins Gefängnis geraten waren, und sehr verdächtige Personen aus der Unterwelt. Die Gefangenen lebten nicht kameradschaftlich, zankten und stritten sich wegen jeder Kleinigkeit und beleidigten sich gegenseitig mit häßlichen Worten. Es gab aber *ein* gemeinsames Erlebnis, das alle einander näherbrachte: das war das Grauen der unlängst vollzogenen Hinrichtungen.

Die letzte Hinrichtung hatte einige Tage vor meiner Verhaftung statt-

gefunden; damals waren in einer Nacht fünf Menschen gehängt worden. Es schien, als ob die Schatten der Hingerichteten keinen anderen Gedanken aufkommen ließen als den an die ungeheuerliche Tat, die sich hier abgespielt hatte. Es wurde laut gestritten und gescherzt, ein Lied wurde angestimmt, ein Spiel begonnen, aber immer und immer wieder, bei Tage und bei Nacht kehrte der Gedanke zudringlich zu jenem Begebnis zurück...

Ich hatte die Gesichter der fünf Gehängten nicht gesehen, hatte ihre Stimmen nicht gehört, aber aus den Erzählungen derer, die mit mir die Zelle teilten, gewann ich ein vollständiges Bild von der Hinrichtung, und dieses Bild stand bald ebenso deutlich vor meinem Geist wie vor jenen Menschen, die es unmittelbar beobachtet hatten.

Es war am Vortage eines hohen Kirchenfestes geschehen. Der Aufseher zeigte vom Morgen an ungewöhnliche Geschäftigkeit. Er kam mehrere Male ins Verlies, untersuchte sorgfältig das Gitter, den Fußboden und die Wände und trat jeden Augenblick an die Türen der gemeinschaftlichen Kammern heran, um die Gespräche der Gefangenen zu belauschen. Nach dem Mittagessen wandte er sich an die Verhafteten mit einer kurzen Rede:

„Nun, verbergen läßt es sich doch nicht! Ich werde es euch also schon sagen, wenn's auch verboten ist... Nun, heute werden also fünf herbeigeführt... Sie sollen gehängt werden... Geht also nicht an die Gucklöcher heran und sitzt still... Die Gendarmen machen kurzen Prozeß... Der Befehl lautet ja auch: wenn jemand ein Wort sagt, schreit oder singt, oder durch das Loch guckt, sollen sie ohne vorherige Warnung schießen. Nehmt euch also in acht..."

Bald darauf füllte sich der Korridor mit Gendarmen. Sie unterhielten sich, scherzten und lachten... Einer von ihnen saß auf dem Fensterbrett und sang laut. Plötzlich wurde alles still.

Die Gendarmen traten im Korridor an und verdeckten mit ihren Rücken die Gucklöcher in den Türen.

„Aufgepaßt, Jungens!' rief der Aufseher und ging, mit den Schlüsseln rasselnd, zur Ausgangstür.

„Wer kommt?"

„Aus dem Gefängnis, fünf Mann sind einzulassen."

Die Tür öffnete sich. Eine Menge Menschen drängte sich in den Korridor. Man hörte das Stampfen schwerer Stiefel, das Aufstoßen von Gewehrkolben, Kettengerassel.

„Stillgestanden! ... Kehrtmachen! ... Gürtel losschnallen ... Hemd aufknöpfen ... Gib den Fuß her ... Nimm den Fußlappen ab!"

An den Neuangekommenen wurde im Korridor die übliche Untersuchung vorgenommen. Plötzlich hörte man einen Körper zu Boden fallen und eine Stimme schrie:

„Was haben wir verbrochen, Großväterchen? Ich schwöre bei Christo, ich bin unschuldig! Laß mich frei, Großväterchen! Wofür werden wir

umgebracht? Das Papier muß doch kommen... Um Christi willen!..."
Der Mann heulte, schlug mit dem Kopf gegen den Fußboden, seine Ketten klirrten dumpf. Der Aufseher geriet anscheinend in Verlegenheit:
„Was hast du? Was denn? Du sollst doch nicht gehängt werden! Du wirst hierhergebracht, weil im Gefängnis zu wenig Platz ist... Du wirst hier eine Weile sitzen ... Inzwischen kommt aus Petersburg das Papier... Vielleicht wirst du überhaupt freigelassen..."
„Rette mich um Christi willen, um deiner Seele willen!"
Zu dieser schluchzenden Stimme gesellten sich noch zwei andere hinzu. Bald aber mischte sich eine laute, feste Stimme in das Schluchzen:
„Schäm dich, Alter! Warum betrügst du die Menschen? Sie werden ja noch heute gehängt! Wozu machst du ihnen was vor? Wirst du nicht gar ihr Henker sein? ... Du Hund!"
„Du lügst! Du lügst! Bist selber ein Hund... Gemeines Pack..." Der Aufseher verlor endgültig den Kopf und beeilte sich, die Untersuchung zu beenden.
Die Türen der Verliese fielen ins Schloß. Ein Teil der Gendarmen ging in den Hof, ein Teil blieb im Korridor zurück.
Alles war still im Gefängnis, niemand sprach ein Wort. Aus den Verliesen hörte man nicht einmal Kettengerassel. Plötzlich wurde die Stille durch ein laut ertönendes Lied unterbrochen:

„Des Volkes Blut verströmt in Bächen,
Und bittre Tränen rinnen drein..."

Die Stimme des Singenden klang fest und sicher, man hätte schwer glauben können, daß da ein Mensch sang, der seine Hinrichtung erwartete; aber es war dieselbe Stimme, die kurz vorher auf dem Korridor mit dem Aufseher gestritten hatte. Der Aufseher stürzte zur Tür:
„Hör auf zu singen! Ich sag' dir, schweig still! Verdammter Teufel!"
Aber der Todgeweihte sang laut und sicher weiter, als ob er über den Zorn seines Kerkermeisters spottete. Erst als er das Lied zu Ende gesungen hatte, wandte er sich an ihn:
„Was schreist du denn? Ich habe ja doch keine Angst vor dir: in jener Welt werden wir abrechnen!"
„Hör auf zu singen! Du bist hier im Gefängnis..."
„Ich hör' nicht auf, ehe ich alle Lieder zum letztenmal gesungen habe."
Und wieder ertönten die leidenschaftlichen Klänge des Revolutionsliedes:

„Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte..."

Der alte Aufseher entfernte sich von dem Verlies und näherte sich der Tür der gemeinsamen Zelle, als ob er bei seinen Gefangenen angesichts einer so offenkundigen Verhöhnung aller Regeln der Gefängnisdisziplin Mitgefühl suchte.
„Das ist ein Anarchist", sagte er, zum Guckloch hineinschauend: „kam wegen Überfall vors Gericht . . . Ein Wagehals . . . Und jene vier sind Bauern vom Lande ... Alles ältere Leute ... Wegen Brandstiftung, sagt

man ... Sie weinen, daß sie unschuldig verurteilt sind ... Wer kann daraus klug werden! ... Jetzt beten sie, und jener Teufel brüllt."
Die Gefangenen hörten schweigend zu, wie hinter der Wand ein Mensch sang und vom Leben Abschied nahm. Wollte er mit den Tönen des Liedes die Todesangst betäuben, die in seinem Herzen aufstieg? Oder nahm er, aus dem Leben scheidend, auch von seinen Lieblingsliedern Abschied, mit denen für ihn so viel Heiliges verbunden war? Seine Stimme klang immer stärker, immer schöner, seine ganze junge Seele ergoß sich im Liede. Niemand in der gemeinsamen Zelle ließ ein Wort fallen.
Als er das Lied zu Ende gesungen hatte, verstummte der Sänger, aber nicht für lange. Nach einigen Minuten stimmte er ein neues Lied an.
Aus dem anderen Verlies aber vernahm man jetzt Schluchzen und Stöhnen. Die Verurteilten rannten in der Zelle umher und schlugen gegen die Tür.
„Wofür? Wofür? Großväterchen! Tritt für uns ein ... Man hat uns doch verleumdet ... Ohne Grund sollen wir umgebracht werden ... Unschuldig ... Das Papier muß ja kommen ... Oder nicht? ... Man wird uns doch nicht aufhängen? Nicht wahr? Hab Erbarmen, Großväterchen, gib uns frei! Wir sind es doch nicht gewesen! Gott sieht es, wir sind es nicht gewesen!"
Mehrere Stimmen schrien dort durcheinander. Am deutlichsten tönte eine zitternde, brüchige Greisenstimme hervor. Der Aufseher versuchte, in den Verliesen die Ordnung wiederherzustellen, und schrie bald den jungen Sänger an, bald bemühte er sich die Bauern zu beruhigen.
„Hör doch auf zu heulen ... Bis das Papier kommt, bleibt ihr hier ... Ihr werdet es hier gut haben, besser als drüben im Gefängnis ... Die Verpflegung ist gut ... Morgen gehe ich auf den Markt. Was soll ich euch mitbringen? Wie? Ihr braucht mir's nur zu sagen. Was soll ich euch bringen? ... Ich kann alles besorgen ... Vielleicht ein Huhn zum Mittagessen, wollt ihr? Nun schön, ich merke mir also ein Huhn. Nun solltet ihr euch schlafen legen! Es ist schon spät. Und du hör endlich auf zu brüllen! Wirst dich ja ganz heiser schreien ... Regst die Leute nur noch mehr auf ..."
„Herr, erbarme dich! Herr, erbarme dich! Laß es nicht zu, laß es nicht zu ...", beteten die Bauern außer sich.
Aus dem Nebenverlies strömten in mächtiger Woge die Töne des Trauermarsches:

„Gelitten habt ihr im Kerkerverlies ..."

So verging die Zeit. Die Gendarmen lösten einander im Korridor ab. In den Kammern wurden die Lampen angezündet. Die Nacht sank herab. Aus den Verliesen drangen die Klänge des Liedes und verzweifeltes Schluchzen.
Bald schien es, daß die Bauern sich ein wenig beruhigt hatten — dann begannen sie in gesetzten Worten dem Aufseher ihre Sache zu erklären — bald begannen sie wieder zu beten und zu weinen. Der Anarchist sang in

seinem Verlies immer fort. Jetzt sang er nicht mehr revolutionäre Lieder, sondern Volkslieder aus dem Wolgaland. In seiner Stimme tönte bald Schmerz, bald Verwegenheit, aber man konnte nicht erraten, ob das Lied ihm diese Gefühle einflößte, oder ob in seiner Seele Todesangst mit Kühnheit rang. Der Sänger war müde geworden, und die Pausen zwischen den Liedern wurden länger. Während er schwieg, ertönte das Schluchzen der zu Tode verurteilten Bauern noch lauter.

Keiner der Gefangenen schloß in dieser Nacht ein Auge ... Sie warteten auf das Ende ...

Es dämmerte noch nicht, als der Korridor sich wieder mit Menschen füllte. Eine verstärkte Abteilung Gendarmen war angekommen. Der Henker ging auf den Hof, um die notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Endlich kamen die Behörden an. Die Gendarmen stellten sich zurecht und standen stramm. In den Verliesen verstummte das Schluchzen, das Lied verhallte. Die Neuangekommenen gingen im Korridor umher und unterhielten sich laut.

Durch das Guckloch des gemeinschaftlichen Raumes blickte ein sorgfältig gepflegtes Gesicht, das ein elegantes Schnurrbärtchen zierte.

„Oh, wie viel hier sind!" sagte eine erstaunte Stimme. „Eins, zwei, drei ... es werden wohl mehr als zwanzig sein. Sie kommen doch nicht alle heute heran?"

Eine andere, festere Stimme erwiderte:

„Aber nein, das sind sie ja gar nicht ... hier sitzen verschiedene ... Die für heute sitzen in der Nebenzelle. Schauen Sie dort hinüber."

Der Herr mit dem gepflegten Gesicht entfernte sich vom Guckloch.

Das Schloß des Verlieses knarrte. Der Anarchist wurde in den Korridor geführt.

„Wie heißt du?" fragte eine herrische Stimme.

Der Verurteilte antwortete fest und vernehmlich.

Dann wurde schnell verlesen:

„Auf Ukas Seiner Majestät des Kaisers ... als schuldig befunden, an einem Ort, über den der Belagerungszustand verhängt war ... zum Tode durch den Strang verurteilt ... Gerichtskosten fallen der Staatskasse zur Last ... den Erben zu übergeben ..."

Wieder ertönte die herrische Stimme:

„Willst du, daß der Geistliche kommt?"

„Wozu?"

„Antworte, willst du oder nicht?"

„Nein ..."

„Also gut ... Nun schnell ... Gehen wir, meine Herren!"

Schweres Stampfen von vielen Füßen, Waffengeklirr, Kettengerassel ... und die feste Stimme:

„Lebt wohl, Kameraden! Für die Freiheit ..."

Aber niemand antwortete auf diesen letzten Ruf ... Die Tür fiel geräuschvoll ins Schloß. Jenseits der Wand hörte man Schritte, der Schnee

knirschte, abgerissene Worte aus einem Gespräch drangen bis zu uns. Aber bald verstummten auch diese Laute in der Entfernung.
Es verging eine Weile — vielleicht fünf Minuten, vielleicht eine Stunde... Die Menge betrat wieder den Korridor.
„Der nächste!"
Man hörte das Schloß des zweiten Verlieses rasseln.
„Dein Name?"
Krampfhaftes Schluchzen ertönte als Antwort.
„Ich bin es nicht gewesen, Euer Wohlgeboren! Gott sieht es, ich bin es nicht gewesen! Tötet mich nicht! Großväterchen, sag du wenigstens, daß ich es nicht gewesen bin! Um Christi willen!... Sie haben doch geschrieben... Erbarmt euch! Das Papier muß ja kommen..."
„Schweig besser! Wie heißt du? Wie? Nun gut... also höre."
Und wieder wurde schnell verlesen:
„Auf Ukas Seiner Majestät des Kaisers... zum Tode durch den Strang..."
Der Bauer hörte nicht auf zu schluchzen.
„Willst du, daß der Geistliche kommt?"
„Väterchen! Bei Gott, ich bin unschuldig... Hab' Weib und Kinder zu Hause..."
Eine tiefe, salbungsvolle Stimme beruhigte ihn:
„Nun gut, gut . . . Knie nieder . . . So . . . Bete . . . und, ich unwürdiger Priester verzeihe dir durch Seine Macht, die mir gegeben ward, und erlasse dir deine Sünden ... Nun steh auf ... Hier ist das Kreuz, küsse es ... So ..."
„Fertig?" fragte die herrische Stimme.
Die salbungsvolle Stimme antwortete:
„Fertig!"
Und die Tür schloß sich hinter dem zweiten Opfer.
In derselben Weise wurde der dritte, der vierte, der fünfte zum Galgen geführt. Der Morgen graute, als die Behörden das Gefängnis verließen.
Wenn man einem Kameraden auf die Schultern stieg, konnte man aus den Fenstern den Hinterhof des Polizeigebäudes überschauen. Ein kleiner, verwahrloster Hof...Im Hintergrund, etwa 25 Schritte vom Hafthaus entfernt, ein Schuppen aus runden Balken mit beschädigtem Dach, mit schiefen Wänden. Fast in der Mitte des Schuppens befand sich ein breites Tor.
„Dort wurden sie gehängt", erklärten mir die Kameraden. „Ein Querbalken läuft unter dem Dachgebilde durch. Über diesen Balken werden die Stricke hinübergeworfen. Die Bank steht gewöhnlich dort, aber manchmal wird sie auch zu uns in den Korridor hereingebracht. Die Ketten werden erst nach der Hinrichtung abgenommen..."
Der Henker lebte unter einem Dach mit uns. Wenn er durch den Korridor an der Tür unserer Kammer vorüberging, stürzten alle ans Guckloch, um ihn zu sehen. Zuerst empfand ich einen Widerwillen dagegen, mir den Henker anzusehen, und ich ging nicht ans Guckloch. Aber schließlich

wurde ich neugierig und wollte auch wissen, wie ein Henker aussieht... Ich sah einen großen, stämmigen Mann von etwa 25 bis 28 Jahren, mit dunkel gebranntem, sehnigem Hals und schlichtem, blondem Haar. Er ging ein wenig gebeugt und wandte sich stets ab, wenn er an einem Gefangenen vorüberkam. In seinen Gesichtszügen kannte man sich nicht gleich aus. Auf den ersten Blick konnte selbst ein voreingenommenes Auge in seinen Zügen nichts Besonderes, Schreckliches entdecken. Ein gewöhnliches Bauerngesicht mit regelmäßigen groben Zügen. Nur seine Augen liefen seltsam hin und her, er konnte offenbar einem Menschen nicht mehr ins Gesicht sehen. Wenn er bemerkte, daß feindselige, neugierige Blicke auf ihn gerichtet waren, verdüsterte sich sein Gesicht, und er bleckte seltsam die Oberzähne. Dann sah er grausam und widerwärtig aus.
Galgen und Henker gehörten zum grauen Alltag des Polizeigebäudes. Sie enthielten nicht eine Spur von jenem romantischen Grauen, mit dem die Legende Galgen und Henker umgeben hat. Sie hatten schon ihren Schrecken, aber es war eben ein grauer, alltäglicher Schrecken. Dennoch werde ich diesen Galgen und diesen Henker schwer vergessen können... Besonders schwer, weil ich später den Sinn jener Hinrichtung kennengelernt habe. Im Gefängnis habe ich erfahren, daß die Bauern nicht gelogen hatten, als sie ihre Unschuld beteuerten: in jener Nacht waren wirklich vier unschuldige Bauern infolge eines Justizirrtums gehängt worden...

Im Gouvernements-Gefängnis

Ich atmete erleichtert auf, als ich nach zwei Wochen Aufenthalt im Revier in das Gouvernements-Gefängnis abgeführt wurde.
Das Jekaterinoslawer Gouvernements-Gefängnis, wo ich zweiundeinhalb Jahre verbringen mußte, war ein langgezogenes, dreistöckiges Gebäude mit vier runden Türmen an den Ecken, es stand mitten in einem großen, von einer hohen Steinmauer umgebenen Hof. Vorne, an der Seite des Gefängnisgrundstückes, über dem Eingangstor, war die Kanzlei und die Wohnung des Direktors; nebenan das Vorratshaus und die Badeanstalt. Längs der Mauern auf der Rückseite erhob sich ein niedriges einstöckiges Gebäude mit Einzelzellen — das „Hinterhaus".
Das Gefängnis war für 400 bis 500 Gefangene berechnet. Aber in ihm saßen nicht weniger als 1000 Menschen, zuweilen erreichte die Zahl der Häftlinge sogar 2000.
Die Gefangenen teilten sich in drei Gruppen: Politische, Gemeine und Politisch-Gemeine. In der letzten gemischten Gruppe konnte man alle Schattierungen vom revolutionären Heldentum bis zum groben Verbrechertum treffen. Die Gefangenen dieser Gruppe waren der ver-

schiedensten Sachen angeklagt, über die in den Zeitungen in der Rubrik „Die Anarchie" berichtet wurde. In den Jahren 1906 bis 1907 hatten wir diese Sachen als „Kampfhandlungen im kleinen Krieg" aufgefaßt und hatten in ihnen ein Pfand für den bevorstehenden revolutionären Aufschwung gesehen. Aber erst jetzt, im Jekaterinoslawer Gefängnis, war es mir beschieden, unmittelbar mit den Helden dieses „kleinen Krieges" zusammenzukommen.

Helden?... Ja, in manchen von ihnen war etwas Heldenhaftes: Verachtung des Todes, kecke Verwegenheit. Aber wie weit waren sie von der Vorstellung entfernt, die wir von der Revolution hatten!

In der Vergangenheit hatten sie fast alle entweder an Parteizirkeln oder an revolutionären Versammlungen teilgenommen. Und dann war die bittere Enttäuschung gekommen. Zuweilen Arbeitslosigkeit, zuweilen die Mißhandlung auf dem Polizeirevier, Verbitterung, Verachtung für die Parteien, die „die Zeit mit Geschwätz totschlagen". Schwermütige Gedanken: „Ich muß sowieso zugrunde gehen... da will ich wenigstens vier Wochen lang das Leben genießen... Dann werd' ich doch wenigstens etwas davon gehabt haben."

Aus dieser Schule kamen die „Männer des Brownings", die einst der Polizei Furcht eingeflößt hatten und jetzt auf das Urteil und die Hinrichtung warteten.

Unter ihnen befand sich ein Genosse von mir aus dem Petersburger Sowjet der Arbeiterdelegierten, der am 3. Dezember bei der Verhaftung des Sowjets als seinen Namen „Staatsfeind" angegeben hatte. Jetzt saß er in der Zelle 10 unter dem Namen Gribow. Aus seiner Zelle sandte er mir lange Briefe, in denen er mir zu erklären suchte, warum er die Partei verlassen und sich einer anarchistischen Räuberbande angeschlossen hatte. Diese verworrenen, zusammenhanglosen, aber tief aufrichtigen Briefe halfen mir nicht nur seine Seele, sondern auch das Innenleben derer verstehen, mit denen ihn ein böses Schicksal verbunden hatte.

In der großen Zelle 12, wohin man mich gebracht hatte, waren die Sozialdemokraten, die Sozialrevolutionäre und die Anarchisten fast gleich stark vertreten.

Unter ihnen ragte der Menschewik Andrej Caffi hervor, ein Italiener, der in Rußland aufgewachsen und seit 1905 in dem Petersburger Verband der Buchdrucker tätig gewesen war. Von Natur reich begabt, vielseitig gebildet, voll inneren Feuers, nahm er schon bei der ersten Begegnung durch den Scharm seiner Persönlichkeit für sich ein. Dieser Eindruck verstärkte sich durch die seltene Verbindung von Furchtlosigkeit und fast frauenhafter Zartheit. Aber in der Partei war er ein Fremder — mit seinem suchenden Geist, mit seinen unausgesprochenen Zweifeln, mit seiner unklaren Sehnsucht nach einem eigenen Sozialismus, in dem Marx durch Nietzsche ergänzt werden und der historische Materialismus sich mit einem verfeinerten Ästhetismus verbinden sollte.

Zwischen ihm und mir entstand eine enge Freundschaft.

Von den anderen Sozialdemokraten in der Zelle 12 erinnere ich mich an den Studenten der Naturwissenschaften Michail Zukerin, der bei uns Zellenobmann war, und an den Arbeiter Markow, einen Enthusiasten und Träumer. Dieser sehnte sich nach einem Sozialismus, wo es weder Städte noch Häuser geben und alle in Kraftwagen leben, durch die Welt reisen und sich dort aufhalten würden, wo es ihnen gefallen würde...
Die Anarchisten hielten sich zuerst von den Sozialisten fern, aber später knüpften sich zwischen uns freundschaftliche Beziehungen an. Sie bildeten eine bunte Gruppe voller Gegensätze, aber in ihr herrschten die Anarchisten-Kommunisten vor, die mit der im Ausland erscheinenden Zeitschrift „Sturmvogel" Verbindung hatten. Einer unter ihnen fiel mir sogleich auf: er hatte einen Christuskopf, dunkelbraunes gewelltes Haar, ein von einem Bart umrahmtes Gesicht, warme Augen. Sein Parteidecknamen war Pawel.
Er war ein Autodidakt aus der Arbeiterschaft. Bis zum Jahre 1906 hatte er in der Partei der Sozialrevolutionäre gearbeitet, dann war er zu den Maximalisten übergegangen und von denen zu den Anarchisten, da er zu der Ansicht gekommen war, daß der Anarchismus gerechter wäre. Er betete Tolstoi an, interessierte sich für Stirner und Sebastian Faure, lebte aber selbst in Revolverschießereien, Explosionen, terroristischen Akten, Raubüberfällen und ging durch Mord und Blut zum unvermeidlichen Ende, zum Galgen.
Eines Tages sah er in meiner Hand ein Buch über Geologie. Eine Abbildung darin interessierte ihn — die Erdkugel im Sternenraum. Diese Art, die Erde darzustellen, gefiel ihm, und er fragte mich, ob der Verfasser des Buches Anarchist wäre.
„Nein, aber warum haben Sie gemeint, daß er Anarchist sein müßte?"
„Wegen der Vorstellung, die er von der Erde hat: von allen Seiten ist sie gleich, wie eine Kugel, und unter den Sternen wie ein Sandkorn im Meere. Das ist schöne Phantasie!"
„Aber das ist keine Phantasie!" erwiderte ich ihm: „Die Erde hat tatsächlich die Gestalt einer Kugel."
„Wer hat denn das nachprüfen können? Dies ist doch eine Vermutung der Gelehrten?"
Ich begann, ihm die Grundlagen der physischen Geographie auseinanderzusetzen. Er hörte mich mit tiefem Interesse an, stellte Fragen, bat mich, noch mehr und immer noch mehr von der Erde und vom Himmel zu erzählen. Am Abend kam er wieder zu mir und sagte mit kindlichem Lächeln:
„Wie merkwürdig, ich habe mein Leben lang mir nie die Frage vorgelegt, was die Erde ist, auf der ich gehe. Über die Menschen habe ich nachgedacht, aber die Erde habe ich nicht bemerkt. Und erst am Ende, ganz zufällig erfahre ich, was die Erde und der Himmel über ihr sind."
Am Tage war in der Kammer viel Lärm, es bestand keine Möglichkeit, ein Buch mit Sammlung zu lesen. Ich las in der Nacht, bei der trüben

Lampe. Zuweilen setzte sich auch Pawel zu mir hin. Dann kamen wir wohl ins Gespräch. Manchmal fragte er mich nach den Staatsformen der europäischen Länder und, nachdem er mir zugehört hatte, meinte er nachdenklich: „Besser als bei uns ist es, aber immer noch schlecht. Dafür lohnt es sich nicht zu sterben.“ Aber häufiger erzählte er, und ich lauschte. Langsam, mit Unterbrechungen, um sich zu erinnern, wie etwas geschehen war, erzählte Pawel von Ereignissen aus seinem stürmischen Leben...

Ich erinnere mich an eine seiner Erzählungen. Ein anarchistischer Stoßtrupp hatte beschlossen, die festgenommenen Genossen bei deren Überführung aus dem Polizeirevier der Bergwerkskolonie in die Stadt zu befreien. Bei den ersten Schüssen verlor die Begleitmannschaft den Kopf und ließ die Gefangenen los. Aber als die Soldaten sich von dem Schrecken erholt hatten, eröffneten sie ihrerseits das Feuer. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete. Die Anarchisten beschossen die Verfolger aus ihren Revolvern. Mit großen Verlusten und unter Mitnahme von zwei Verwundeten erreichten sie den Wald. Die Verfolger, die eine Falle befürchteten, blieben zurück. Unter den Anarchisten war ein erfahrener Jäger, der jeden Pfad im Walde kannte. Sie folgten ihm ganz erschöpft, ohne die herabsinkende Dunkelheit zu beachten, und drangen immer tiefer in das Dickicht hinein. Endlich, als die Nacht schon eingetreten war, beschlossen sie haltzumachen, um sich durch Nahrung und Schlaf zu stärken. Sie machten Feuer. Plötzlich erscholl in der Nähe das unzufriedene Brummen eines Bären. Der Jäger nahm sein Gewehr und ging nach der Richtung, aus der man das Brummen vernahm, aber die anderen protestierten:

„Was hat dir der Bär getan? Er ist hier bei sich zu Hause, er hat uns nichts Böses zugefügt und uns nicht hierhergerufen!“

Es entbrannte ein Streit, ob die Menschen bei einer zufälligen Begegnung, wie diese war, das Recht hätten, ein Tier, das sich durch Brummen verrät, zu töten. Man kam zu dem Schluß, ein solches Recht hätten sie nicht, ein solcher Mord wäre der Anarchisten unwürdig. Aber das Feuer und das Stimmengewirr störten offenbar den Bären, er brummte immer fort. Um ihn nicht zu belästigen, beschloß man, den Aufenthaltsort zu wechseln. Und die erschöpften, müden, von eigenem und von fremdem Blut bespritzten Menschen löschten das Feuer und gingen weiter in den Wald hinein:

„Nun, Petz, schlaf weiter!“

Halb im Scherz, halb im Ernst fragte mich Pawel:

„Wir haben doch richtig gehandelt?“

Und dieser Mann, dessen Herz sich nur nach der Gerechtigkeit sehnte, war Anhänger des „unmotivierten“ Terrors:

„Die besten Anarchisten“, sagte er, „sind Christus und Leo Tolstoi. Ihr Weg ist der richtigste. Aber wenn dieser Weg versperrt ist und man zu den Waffen greifen muß, dann töte wie der Blitz und nicht wie ein Henker!

Führe deinen Schlag nicht gegen den Menschen, denn du sollst nicht einen Menschen richten, sondern gegen die Klasse!"

Indem ich ihm zuhörte, dachte ich an das wahnsinnige, sich im blutigen Wirbel windende russische Leben...

Unter den anderen Anhängern des „Sturmvogels" ragte der energische und herrische Jefrem Kardasch besonders hervor, der bei den Anarchisten als Theoretiker und Schriftsteller galt; er ist später an Schwindsucht gestorben.

Dieser Gruppe stand noch ein interessanter Mensch nahe, ein Matrose von der Schwarzmeerflotte, Leonid Iwanow, der schon einmal, zum Tode verurteilt, aus dem Gefängnis geflüchtet war. Er ähnelte einem Riesentier, das, in einem Käfig eingesperrt, hin und her rannte, die eisernen Stäbe und Schlösser prüfte und suchte, wie es in die freie Welt entfliehen konnte. Er war ein durch und durch von Pulverrauch durchtränkter Stoßtruppler, aber den Genossen gegenüber benahm er sich gutmütig und nachgiebig.

In der Zelle befanden sich übrigens auch Menschen, die nichts mit der Politik zu tun hatten. Ich entsinne mich einer heruntergekommenen Gestalt in einem langen Rock: es war ein versoffener Winkeladvokat. Er versicherte, ihn hätten die Senatoren in das Gefängnis geworfen, weil er ihre Missetaten so an das Licht gebracht hatte, daß ihnen ein Rückzug nicht mehr möglich war: entweder hätten sie ihn verhaften oder den Senat auflösen und sämtliche Senatoren ins Zuchthaus stecken müssen. Die Erzählung seiner Sache pflegte er vielsagend zu schließen:

„Die Welt steht vor großen Ereignissen."

Das Regime im Gefängnis war verhältnismäßig milde. Man durfte am Fenster stehen und sich mit dem im Hofe Spazierenden unterhalten. Zettel, Bücher, Tabak konnten aus einer Zelle in die andere übermittelt werden. Es bestand eine geheime Korrespondenz mit draußen. Von Zeit zu Zeit gelangten an uns Zeitungen. In den politischen Zellen fanden Vorträge statt. Ostern veranstalteten wir sogar einen literarisch-musikalischen Abend.

Aber über all dem lastete der Schatten des Galgens:

Den größeren Teil der Bewohnerschaft des Gefängnisses bildeten die Menschen, die auf Grund eines die Todesstrafe androhenden Paragraphen des Gesetzbuches angeklagt waren und die das Urteil und den Galgen erwarteten.

Was gab es nicht für Leute unter den Todgeweihten! Es schien, als wären alle Strömungen des russischen Lebens, alle seine hellen und trüben Wogen ineinandergeflossen. Die meisten Todgeweihten („Smertniki") gehörten zu den „politisch-gemeinen Verbrechern", nur wenige zu den „Politischen" oder zu den „Gemeinen" im engeren Sinne des Wortes.

Die todgeweihten gemeinen Verbrecher haßten die Politischen: „Euretwegen, ihr Lumpengesindel, müssen wir sterben. Früher kam man vor das Landgericht, jetzt, seit eurer Revolution, waltet das Kriegsgericht!

Sonst hätte man zehn Jahre Zuchthaus oder Gefängnis gekriegt, jetzt euretwegen den Strang." Das war für sie ein unerschöpfliches Thema. Die bevorstehende Gerichtsverhandlung brachte sie in große Erregung. Das Todesurteil fürchteten sie sehr, und lange vor der Verhandlung erkundigten sie sich nach der Form, in der ein Gnadengesuch abzufassen war.
Unter den politischen „Todgeweihten", die der Teilnahme am Aufstand im Jahre 1905 angeklagt waren, gab es zweierlei Menschen. Die einen warteten auf die Verhandlung und die Hinrichtung mit der für den russischen Revolutionär traditionellen Standhaftigkeit; die anderen verfluchten die Zeit, wo sie sich hatten hinreißen lassen, und durchlebten jeden Tag aufs neue die Angst vor dem Tode. Ganz ungeheuer war der Gegensatz zwischen der Ruhe der einen und der Verzweiflung der anderen ... Mir fiel auf, daß die Todesstrafe, die ihrem Sinn nach für die gar keine Reue empfindenden Verbrecher bestimmt sein soll, am allerwenigsten den schreckte, der seit der Ausführung des „Verbrechens" unverändert geblieben war; qualvoll und entsetzlich wurde sie dagegen für den Verbrecher von dem Augenblick an, wo er bereits aufhörte, eben derselbe zu sein, der gehängt werden „mußte"...
Die größte Verschiedenartigkeit der Typen konnte man unter den „Politisch-Gemeinen" beobachten. Hier gab es Menschen von kristallklarer seelischer Reinheit, Menschen voll selbstloser, heißer Nächstenliebe und — dicht daneben verderbte, sittlich ganz Verkommene. Gemeinsam war ihnen nur das eine, daß sie alle vor das Kriegsgericht kamen und den Tod am Galgen zu erwarten hatten.
Ein junger Arbeiter hatte angetrunken mir nichts, dir nichts zwei Revolverschüsse auf einen postenstehenden Schutzmann abgefeuert. Ein gewohnheitsmäßiger Räuber hatte einem seiner früheren Spießgesellen, der später in den Dienst der Polizei eingetreten war, aufgelauert und ihn getötet. Ein „Browningmann" hatte sich das „Spitzelabschlachten" zum Fach erwählt, d. h. er ermordete untergeordnete Polizeiagenten, die er aus tiefster Seele haßte, nicht minder stark haßte wie seine früheren Parteigenossen. Alle diese Menschen galten als „Terroristen"!
Noch verschiedenartigere Typen waren unter den „Existen" (diese ihre Benennung kam vom Wort „Expropriation", mit dem man damals einen Raubüberfall mit revolutionärer Färbung bezeichnete). Einige von ihnen hatten eine revolutionäre Vergangenheit, aber sie hatten mit ihrer Partei längst gebrochen. Sie beraubten dann zu ihrem eigenen Gewinn kleine Läden und Betriebskassierer, schlugen von Zeit zu Zeit bald einen Schutzmann, bald einen Gendarmen tot, schossen mit verzweifeltem Mut auf die Verfolger und pflegten sich als Anarchisten zu bezeichnen. Sie boten ein trauriges Bild sittlichen Niederganges, aber dem Tod schauten sie kaltblütig ins Auge. Große Angst vor der bevorstehenden Todesstrafe hatten dagegen die kleinen Erpresser und Straßenräuber. Diese hatten sich das äußere Auftreten der „Existen" angeeignet und sich der Revolutionsflagge

bedient. Aber mit den Politischen hatten sie, als sie noch in Freiheit waren, in Fehde gelegen und setzten nun die Feindseligkeiten im Gefängnis fort. Ins Gefängnis kamen sie gewöhnlich scharenweise, in Gruppen von zehn bis fünfzehn Mann, denn jeder von ihnen hatte sich bei der Verhaftung beeilt, seine Spießgesellen zu verraten. Auch im Gefängnis hielten sie zusammen und gruppierten sich um ihren Anführer (gewöhnlich einen kleinen Unternehmer, Händler oder Gastwirt). Beim Verhör suchte jeder von ihnen seine Haut zu retten, und so verrieten sie sich gegenseitig; nach der Aburteilung schrieben sie Gnadengesuche und gingen sogar so weit, ihre Dienste zur Hinrichtung anderer Angeklagten anzubieten ...
Bauern, die wegen der Agrarunruhen verhaftet waren, gab es im Gefängnis nicht viele. Die, denen ich begegnete, boten ein trauriges Bild von Verwirrtheit und Verzweiflung: sie schienen nicht zu begreifen, wessen man sie beschuldigte, und der Gedanke an die Todesstrafe, die ihnen drohte, war ihnen so unerträglich, daß sie ihn mit ihrem erschütterten Verstand nicht fassen konnten...
Das waren die Insassen des Jekaterinoslawer Gefängnisses. Eine fürchterliche Galerie von verzerrten Gesichtern, gescheiterten Existenzen...
Eines Tages spielte sich in der uns gegenüberliegenden Zelle eine häßliche Szene ab — ein Handgemenge zwischen den Mitgliedern einer Bande, die sich einander des Verrats bezichtigten. Die Aufseher kamen schnell herbeigelaufen und brachten die Kämpfenden auseinander, indem sie sie mit der Waffe bedrohten. In unserer Zelle besprach man hitzig das Geschehene, mehr als einmal schienen die Streitenden einer Schlägerei nahe. Am Abend, als alle schon auf den Pritschen lagen und ich mich mit einem Buch zu der blakenden Lampe hingesetzt hatte, kam Pawel zu mir. Wir kamen ins Gespräch über die Existen, die zuerst einander verraten und dann geschlagen hatten. Ich sagte:
„Ein erbärmliches Gesindel, der Abschaum der Revolution!“
Pawel erwiderte:
„Menschen wie alle anderen. Nur — sie sind Besiegte.“

Ein Vater

Schmutzige, widerliche, von Ungeziefer wimmelnde Kammern. Eine dicke, von Bakterien vergiftete Luft. Elende Lumpen. Gesichter, die hinter den Gefängnisgittern gelb geworden sind. Unaufhörlicher Lärm von Stimmen, Geschrei, sinnloses Gezänk. Kettengerassel, schnauzende, schimpfende Aufseher auf den Korridoren. Die stumme Qual der zum Tode Verurteilten ... So fand ich das Jekaterinoslawer Gefängnis.
Aber in dieser Umgebung leuchteten wie Sterne in einer finsteren Nacht Funken der Seelengröße, die noch jetzt in meiner Erinnerung leben. Ich habe schon von dem Anarchisten Pawel erzählt, jetzt möchte ich von einer anderen, zufälligen Begegnung berichten.

Einmal in der Nacht hörte man Geklirr an dem Schloß unserer Kammertür.
„Geh hinein, Alter!" schrie der Aufseher.
Über die Schwelle trat ein Jude mit langem, grauem Haar und einem welligen, zottigen Bart, der ihm die ganze Brust bedeckte — ärmlich, aber sauber gekleidet. Hinter ihm war das Gitter schon lange zugeschlagen, als er noch unschlüssig dastand. Endlich ließ er sich auf eine Pritsche nicht weit von mir nieder. Seine ganze Haltung — der gebeugte Rücken, die eingezogenen Schultern, der auf die Knie gesunkene graue Kopf — drückten eine solche Verzweiflung aus, daß ich Mitleid mit ihm empfand. Ich erhob mich, um ihn zu ermuntern und ihm zu helfen, sich in der Kammer einzurichten.
„Wie heißen Sie?" fragte ich ihn.
„Chaim Becker, ich bin Klempner; wissen Sie, Eimer, Gießkannen, Schüsseln."
„Weswegen sind Sie verhaftet?"
„Weiß ich? ... Sie sind gekommen, haben das Haus durchsucht, in dem Blechhaufen gewühlt, nach Bomben gesucht, Tefilim zerbrochen, die heiligen Sachen, die heiligen Bücher zu Boden geworfen, dann haben sie mich hierhergebracht. Mich haben sie hergebracht und meine Tochter auch."
„Haben sie bei der Haussuchung etwas gekriegt?"
„In der Gemorra lag ein Brief. Den haben sie genommen."
„War das ein wichtiger Brief?"
„Ich weiß nicht. Nicht an mich war er, an ... Ich weiß nicht, an wen."
„Wie! Stand auf dem Briefe kein Name?" sagte ich erstaunt.
„Der Polizeioffizier hat vorgelesen: ‚Für Esther.' Wie soll ich's wissen? Der Offizier hat dann losgeschrien, ich soll sagen, wer die Esther ist, wann sie zu mir kommt, um ihre Briefe abzuholen. Und ich sage zu ihm: ‚Weiß ich, wer Esther ist? Wenn ich's wüßte, hätte ich dann ihren Brief bei mir behalten? Hätte ich ihn nicht längst bei ihr abgegeben? Nun — was ist geschehen? Der Briefträger kommt. Ich denke: Gut, soll der Briefträger kommen, vielleicht hat er Geld für mich. ‚Nun', sagt er, ‚hier ist ein Brief für Sie, Herr Becker.' Ich sage: ‚Gut, legen Sie ihn hin!' Kann ich meine Arbeit gleich hinschmeißen, um einen Brief zu lesen? Der Briefträger hat den Brief dagelassen. Am Abend sehe ich: der Brief ist nicht für Chaim. Dann sage ich zu mir selbst: ‚Wäre dieser Brief für dich, würdest du ihn lesen, da er aber nicht für dich ist, so ...' Da fing der Offizier an, noch lauter zu schreien, und ließ mich ins Gefängnis abführen, und mein Röschen, mein Kind, auch."
Man nahm den Alten in die Kommune der Politischen auf. Zuerst störte es ihn, daß unsere Nahrung „treife" war. Aber in der Kommune fand sich ein junger Anarchist, der die Rabbinerschule besucht hatte, der überzeugte mit Hilfe von Bibel- und Talmudzitaten den Alten, daß man im Gefängnis die Ritualgebräuche nicht einzuhalten brauchte. Chaim widersprach zunächst — aber mehr der Form wegen, aus Höflichkeit. Dann

schwieg er, hörte nur zu und war einverstanden. Der Alte war sehr gerührt, daß wir ihn nicht einfach in unsere Kommune aufgenommen, sondern auch dafür gesorgt hatten, daß sich sein religiöses Gewissen mit unserer Lebensweise abfinden konnte.

Nun lebte sich Chaim Becker schnell bei uns ein. An ihm zehrte die nagende Sorge um Röschen. Aber sonst war er bereit, sich mit seiner Lage abzufinden, und pries oft des Herrn Namen, daß es ihm beschieden worden war, vor seinem Tod mit „heiligen Menschen" zu leben, die für die anderen, um des Wohles ihrer Mitmenschen willen, litten und ihr Leben für das Volk hingaben.

Der Alte konnte nicht gleich merken, daß die Kommune innerlich zerrissen war, daß hier die meisten Menschen mürrisch und verbittert waren und ihren eigenen Interessen lebten. Dem alten Becker schien es, als ob hier alle in brüderlicher Liebe einander verbunden wären. Und wenn aus irgendeinem nichtigen Anlaß in der Kammer ein Zank entstand, wenn die Menschen einander Beleidigungen ins Gesicht schleuderten und bereit waren, vom Wortstreit zu Tätlichkeiten überzugehen, dachte Chaim, das wäre Kinderei und kindlicher Unverstand, eine Streiterei wie sie zuweilen vor seiner Ladentür unter den Knaben aus der Nachbarschaft vorkam. Wie bei solchen Streitereien auf der Straße der Alte vor die Tür gegangen war, um die Knaben auseinanderzubringen und Frieden zu stiften, so versuchte er auch jetzt, die Zusammenstöße in der Kammer aus der Welt zu schaffen. Er trat an die Streitenden heran, stellte sich zwischen sie und lauschte, indem er langsam den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite drehte. Dann seufzte er tief bekümmert und sagte:

„Wie können Sie solche Worte in den Mund nehmen? Darf man solch ein Wort gebrauchen? Sind Sie denn nicht heilige Menschen? ..."

Ringsherum lachte man, aber in diesem Lachen verflog der Ärger und die Gehässigkeit. Dafür gewannen alle den alten Chaim lieb.

Der Alte war mit der Gesellschaft, in die er geraten war, zufrieden. Ihn bedrückte nur, daß er keine Nachrichten von seiner Tochter, die in der Frauenabteilung saß, bekam. Einmal fragte ich ihn:

„Warum schreiben Sie Ihrer Tochter nicht? Wir könnten einen Brief befördern, ohne uns an das Büro zu wenden."

„Ich habe nicht gewußt, daß man schreiben kann", antwortete mir Chaim. „Aber wenn ich es auch gewußt hätte, was würde es helfen? Ich habe in den alten heiligen Büchern lesen gelernt und schreibe auf meine Art, aber mein Kind habe ich die alten Buchstaben nicht gelehrt, und sie schreibt russisch. Wenn ich schreiben werde, wird sie es nicht lesen können. Ja, wenn Sie schreiben würden ..."

So zum Vermittler in der Korrespondenz des Alten mit seiner Tochter geworden, habe ich manchen Blick in das Seelenleben dieser zwei Menschen tun können.

Es ist Nacht. Die Kammer ist erfüllt von schwerem Schnarchen. Wir,

Becker und ich, setzen uns unter der Lampe zurecht, ich schreibe unter seinem Diktat:
„Mein einziges, geliebtes Kind! Du bist die einzige Perle in der Krone meines Alters! Für Dich wird von mir nach dem Tode Rechenschaft gefordert werden. Wenn Gott Dir ein Unglück gesandt hat, so ist es um meiner Sünde willen. Denn kannst Du Sünden haben? Bist Du nicht schuldlos und rein wie eine Lilie auf dem Felde? Und auf mir lasten viele Sünden, und für meine Sünden bestraft mich Gott in meiner einzigen Hoffnung und Freude, in meiner Tochter.“
Es schien dem Alten wohl, daß ich lächelte, während ich seine im hohen Stil gehaltene Rede sorgfältig niederschrieb. Er sagte, wie wenn er sich vor mir entschuldigen müßte:
„So haben unsere Väter gesprochen, und unsere Großväter. So sprechen unsere alten Bücher, und auch ich spreche so. Und wenn Sie eine Tochter haben werden und man Sie und Ihre Tochter ins Gefängnis stecken wird und Sie nicht wissen werden, was mit Ihrem Kind geschehen ist und Sie ihr einen Brief schreiben werden, werden Sie dann anders schreiben?“
Und er diktierte weiter:
„Als die Heiden in mein Haus gekommen waren, hatte ich nur vor einem Angst, mein Kind — daß Dir einer etwas zu Leide tun könnte. Und mein Herz wollte vor Schmerz brechen, als sie mit mir auch Dich ins Gefängnis warfen. Und jetzt trauert mein Herz jeden Tag. Kann ich denn wissen, wie es Dir geht und welche Menschen Dich umgeben und ob Du nicht Not und Kränkungen erleiden mußt? Über mich hat Gott seine Hand ausgestreckt, und ich lebe unter guten Menschen, ähnlich denen, von denen Du mir erzählt hast, daß sie nicht für sich, sondern für das Volk leben...“
„Warten Sie“, unterbrach ich ihn, „vielleicht schreiben wir davon besser nicht; der Brief kann jemandem vor die Augen kommen, für den er nicht bestimmt ist. Im Gefängnis darf man nicht zu viel sagen und erst recht nicht schreiben ...“
„Nun, was wollte ich schreiben? Ich wollte schreiben, daß ich auch früher vor jenen Menschen Angst hatte, obwohl sie gute Menschen sind. Denn man soll still bei sich zu Hause sitzen und sich gegen keinen Menschen rühren — dann werden die Menschen auch dich nicht anrühren ... Aber ist das denn wahr, daß die Menschen dich nicht anrühren, wenn du niemandem ein Leid zugefügt hast? Hatten wir denn jemandem Böses getan, als der Pogrom gewesen ist und sie zu uns gekommen sind und meine Frau getötet haben und ich am Leben blieb, nur weil ich in einer anderen Stadt war, und mein Kind am Leben geblieben ist, weil Gott es den Augen der Feinde verbarg? ... Aber wenn dies nicht geschrieben werden darf, schreiben Sie es nicht! Sie wissen doch besser, was man schreiben soll und was nicht. Ich werde etwas anderes sagen.“
Ich machte die zuletzt niedergeschriebenen Zeilen unleserlich und schrieb weiter:
„Quäle Dich, mein Röschen, nicht, daß Du im Gefängnis sitzen mußt.

Böse Menschen haben uns beneidet und uns angezeigt. Du wirst fragen: ‚Warum haben sie uns beneidet?' Ja, weiß ich das denn? Weiß ich, wessen sie uns beschuldigt haben? Der Polizeioffizier, der öfter zu uns gekommen ist, weiß, daß wir ehrliche und ruhige Menschen sind. Und Gott wird uns nicht lange im Kummer lassen. Die Anschläge aller bösen Menschen werden zuschanden werden. Dann wird die Obrigkeit einsehen, daß alle Beschuldigungen ein leeres Gerede gewesen sind, und wird uns freilassen."

„Ist es so besser?" fragte Becker, als er zu Ende war. „Das ist für den Fall, daß einer von ihnen den Brief lesen wird."

Wir sandten den Brief durch die Gefängniswäscherei, in der einige von den verhafteten Frauen arbeiteten. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Erst nach einer Woche kam die Nachricht von Rosa.

Ein Blatt Briefpapier war zusammengefaltet zu einem winzigen Päckchen, kleiner als eine Streichholzschachtel, über Kreuz mit Zwirn verschnürt; als Siegellack hatte die Krume vom Schwarzbrot dienen müssen.

Chaim zitterten die Hände, als er die Knoten löste und den Brief auf dem Knie mit der Hand glättete. Lange betrachtete er die ihm fremden russischen Buchstaben, ehe er mit dem Brief zu mir kam.

Rosa dankte dem Vater für den Brief, bat, sich nicht um sie zu sorgen und ihr nicht böse zu sein, daß nur ihretwegen alle diese Unannehmlichkeiten geschehen waren. Ihr gehe es gut. In der Sammelzelle fehle ihr nichts. Sie freue sich, daß die Genossen für ihren Vater sorgten. Der Vater solle vor nichts Angst haben, und vor allem dürfe er sich nicht bei der Vernehmung aufregen. Sich beim Verhör aufzuregen, sei das Schlimmste. Am besten solle er mit denen gar nicht sprechen. Mit ihnen zu sprechen, hieße nur sich erniedrigen. Zum Schluß sandte sie ihrem Vater viele Küsse und die besten Wünsche.

Mehrere Male ließ Becker sich diesen schlichten Brief von Anfang bis zu Ende vorlesen. Sein Gesicht leuchtete, und die Hand strich mit stolzer Freude den grauen Bart.

„Sehen Sie, was ich für eine Tochter habe", sagte er zu mir. „Deshalb habe ich geschrieben ‚Perle in der Krone meines Alters' ... Habe ich nicht die Wahrheit geschrieben? Bin ich nicht 65 Jahre alt? Und hat Gott mir eine andere Perle in die Krone auf meinem Haupt gegeben?"

Er schwieg eine Weile und fügte dann hinzu:

„Alles hat mein Kind richtig geschrieben. Nur das ist nicht richtig, was sie von der Vernehmung schreibt, daß man mit denen nicht sprechen solle. Sie ist noch ein Kind, und hat sie denn das Leben gesehen? Hat ihr denn Gott alles eröffnet, was meine Augen durch Tränen gesehen haben?"

Ich hatte den Eindruck, daß im grauen Kopf Chaims ein allzu schlauer Plan der Verteidigung bei dem Verhör gereift war. In der Befürchtung, daß der Alte einen Fehler begehen könnte, fragte ich ihn:

„Haben Sie sich überlegt, was Sie bei der Vernehmung aussagen wollen?"

Becker nickte bestätigend mit dem Kopfe:

„Ich werde alles aussagen. Alles, was ich weiß, werde ich offenherzig aussagen."
„Was? Was soll das heißen? Wie können Sie das!" fuhr ich auf. „Das ist doch das Schlimmste!"
Aber Becker wiederholte mehrere Male in aller Seelenruhe dasselbe:
„Was ich weiß, das werde ich alles erzählen ..."
„Was wissen Sie denn?"
Chaim blickte mich mit schlau zusammengekniffenen Augen an:
„Eimer, Gießkannen, Töpfe — davon weiß ich etwas, und braucht denn der alte Klempner Chaim Becker noch mehr zu wissen? Gibt es denn ein Gesetz, daß ein Kind dafür im Gefängnis gehalten werden kann, weil sein Vater seine Arbeit kennt und nichts anderes? Oder gibt es ein solches Gesetz und Becker kennt es nicht? Dann zeigt es her! Oder gibt es ein Gesetz, daß ein Kind im Gefängnis gehalten werden kann, ohne daß dem Vater gesagt wird, warum es geschieht, und ohne daß ihm das Gesetz gezeigt wird, wenn er fragt, nach welchem Gesetz sein Kind ins Gefängnis geworfen ist? Das werde ich ihnen sagen!" schloß der Alte.
Mit welcher Würde trug er diese Rede vor, die er vor den Gendarmen halten wollte!
„Gut so", billigte ich seinen Plan, „aber man wird Sie nach den Bekannten Ihrer Tochter ausfragen. Seien Sie vorsichtig."
Der Alte antwortete ruhig:
„Gott wird mich nicht verlassen und mir den Weg zeigen, wie er unseren Vätern den Weg in der Wüste gezeigt hat!"
Inzwischen war Ostern herangekommen. Im Gefängnis scheuerte man den Fußboden und wusch die Fensterscheiben. Unsere Kammer traf Vorbereitungen, um das Fest mit einem künstlerischen Abend und Tanz zu feiern. Es fanden sich Deklamatoren, Musiker, Tänzer. Aus den auseinandergenommenen Pritschen errichteten wir eine Bühne. Der alte Chaim sah die Vorbereitungen und meinte, auch er müßte etwas für die Genossen tun. Er erbat sich von unserem Obmann eine alte Zigarettenschachtel, suchte sich ein Stück Schnur, eine Kohle aus dem Samowar und noch irgendwelchen alten Kram. Dann trug er alles in seine Ecke. Er setzte sich so, daß niemand die Arbeit sehen konnte, mit der er sich bis in den Abend hinein zu schaffen machte.
Die Genossen, die öfters an dem Alten vorbeigingen, fragten neugierig:
„Was bereiten Sie da vor, Großvater?"
„Am Abend werdet ihr's zu sehen kriegen. Euch allen werde ich's dann zeigen. Aber wenn ich es jetzt zeige, wer wird dann am Abend noch hinschauen?"
Das Konzert begann mit Chorgesang. Dann trug der Obmann mit Feuer, mit Pathos Gedichte vor. Endlich kam die Reihe an Becker. Der Alte setzte sich auf einen Schemel mitten auf der Bühne. In seinen Händen hielt er einen Besenstiel; an dem hing ein mit großer Kunstfertigkeit aus Pappe ausgeschnittener und bunt bemalter Hampelmann. Nach den

gelben Knöpfen, dem roten Mützenband, den Achselklappen und dem Koppel konnte man erraten, daß er einen Soldaten darstellte. Chaim klopfte mit dem Stock auf die Pritschen und stimmte ein wehmütiges jüdisches Lied an. Er senkte den Besenstiel so tief, daß der Hampelmann mit den Füßen den Boden berührte.
Der Hampelmann wandte sich zuerst hin und her, strampelte sinnlos mit Armen und Beinen. Dann kam ein Sinn in seine Bewegungen: ein Auf und Nieder folgte dem Lied des Alten, Beine und Arme bewegten sich im Takte der Musik. Der Soldat begann zu tanzen. Je schneller der Alte sang, desto rasender tanzte der Soldat. Seine Beine flogen höher, als sein Kopf war. Das Klopfen mit dem Stock schuf die Illusion stampfender schwerer Soldatenstiefel.
Die Zuhörer lachten laut. Nur das Gesicht Chaim Beckers blieb unbewegt. Plötzlich begann der Soldat zu wanken, schwang ein letztes Mal Arme und Beine und fiel auf die Bretter. Der alte Chaim schüttelte den Stock, sang lauter, rascher. Aber alles war vergeblich. Die Puppe bewegte sich nicht. Chaim beugte sich über sie und redete ihr freundlich und dringlich zu:
„Was ist denn, kleiner Soldat? Müde geworden? ... Und kann denn ein müder Mensch nicht tanzen? Wie? Was hast du gesagt? Nun, Brüderchen! Was du nur verlangst! Ein Schnäpschen! Nein, Brüderchen, Schnaps gibt es hier nicht! Das mußt du dir verkneifen! ... Ja, wenn deine Sache erst untersucht ist und du freigelassen wirst, dann wirst du einen Schluck kriegen. Und jetzt füge dich ... Vielleicht hast du dich schon erholt? Nun, dann tanz noch etwas!"
Der Alte stimmte wieder das Lied an. Der Soldat erhob sich, drehte sich eine Weile auf der Stelle. Dann tat er, als ob er sich entschlossen hätte, einen hohen Sprung, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, stand einen Augenblick stramm, und dann begann er mit verdoppelter Energie zu tanzen. Er tanzte so natürlich, mit solcher Hingabe, daß die Füße der Zuschauer von selbst begannen, dem Takt zu folgen. Ein Matrose sprang auf die Bühne, neben den Alten, und fing einen wilden Tanz an, der dem Tanz des Pappsoldaten zum Lachen ähnlich war.
Als der Alte die Vorstellung beendet hatte und sich vom Schemel erhob, kannte die Begeisterung der Zuschauer keine Grenzen.
Spät in der Nacht, als es in der Kammer still geworden war, die einen bereits eingeschlafen waren, die anderen zu Bett gingen, trat ich an den Alten heran. Er saß in seine Gedanken versunken und traurig.
„Sie haben uns allen heute so viel Freude gemacht", sagte ich zu ihm. „Wir haben so viel gelacht."
Der Alte antwortete leise:
„Nur mein Kind hat nicht mit Ihnen gelacht. Habe ich denn ihre Stimme gehört? Ich wollte, alle sollten ein Fest haben, alle sollten lachen, aber ihr Lachen habe ich nicht gehört..."
Um den Alten von den traurigen Gedanken abzulenken, fragte ich ihn:

„Wo haben Sie diese Kunstfertigkeiten gelernt?"
„Ach, das ist keine Kunst!" wehrte der Alte mit der Hand ab. „In unserer Gasse kennen alle Kinder den alten Chaim. Im Sommer, wenn ich den Laden zumache und in die Gasse komme, sind sie alle da ... ‚Großvater! Großvater!' Nun muß ich ihnen etwas zeigen ... Nicht wahr? Nun, ich zeige ihnen einen Soldaten, oder den Markt, eine Hundebalgerei ... Auch hier habe ich gesehen, die Kinder langweilen sich. Und ich habe mir gedacht: ‚Nun, Chaim, gib dir Mühe ... Ich hoffte, auch mir wird es ein Fest sein ... Aber gibt es ein Fest, wenn das Herz voll Kummer ist? ..."
Eine Woche später wurde Becker zum Verhör gerufen.
Das Verhör fand in dem Gefängnisbüro, im Arbeitszimmer des Direktors statt. Hinter dem Schreibtisch saß ein barscher Gendarmenrittmeister. Neben ihm der junge Assistent des Gefängnisdirektors.
Der Rittmeister beugte sich über den Tisch zu dem Alten hinüber, sah ihm scharf in die Augen und fragte streng:
„Wer ist Esther?"
Der Alte erblich. Gerade diese Frage befürchtete er am meisten.
„Ich weiß nicht", flüsterte er.
„Du weigerst dich zu antworten? So, da werde ich eintragen, daß Chaim Becker die Aussage ver—wei—gert hat! Gut!"
Drohend nahm der Rittmeister die Feder in die Hand.
„Euer Wohlgeboren", flehte der Alte, „ich habe gesagt, daß ich es nicht weiß. Wenn ich nicht antworten wollte, so hätte ich gesagt, daß ich nicht will, aber ich habe gesagt, ich weiß es nicht!"
„Wie ist der Brief in dein Haus gekommen?"
„Wie der Brief zu mir gekommen ist? Ich habe schon bei der Haussuchung dem Herrn Offizier erklärt, wie der Brief hergeraten war ... Der Briefträger kam und sagte ..."
Der Offizier unterbrach ihn:
„Hör mal, Alter! Sand in die Augen streuen kannst du denen, die dümmer sind als du. Aber ich habe diesen Schwindel schon viele Male gehört. Mich kannst du nicht hinters Licht führen. Wenn du nicht weißt, wer Esther ist, werde ich es dir erzählen. Das ist eine ganz gefährliche Anarchistin. Jawohl! Von denen, die Bomben werfen, Menschen töten, Raubüberfälle verüben. Verstanden? Über deine Rosa werden wir uns noch unterhalten. Und jetzt antworte ohne Ausflüchte, geradeheraus: Wer ist Esther? Wann hast du sie kennengelernt? Wo ist sie jetzt?"
Becker konnte kaum die Lippen vor Angst bewegen und flüsterte:
„Was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie alles besser wissen als ich?"
Der Rittmeister sagte erfreut:
„Also ist Esther tatsächlich aus der hiesigen Anarchistengruppe?"
Der Alte begriff, was der Offizier von ihm wünschte, und nahm sich in acht:
„Habe ich gesagt, sie sei aus der Harfistentruppe? Weiß ich denn, aus welcher Truppe sie ist? Wenn ich sie nie gesehen habe? Sie haben gesagt,

wer sie ist. Ich habe mir gedacht: gut, ich will zuhören. Du mußt doch erfahren, wer die Esther ist, derentwegen man dich so quält ..."
„Nun, und was?" unterbrach ihn der Offizier, der nicht wußte, ob er dem Alten glauben sollte oder nicht.
„Nun? Sie haben gesagt: eine Harfistin ... Soll sie eine Harfistin sein! Was geht das mich an? Macht es mir kalt oder warm, worauf sie spielt? Werde ich denn zu ihrer Musik auf der Hochzeit tanzen?"
„Du wirst schon tanzen, du alter Bock!" Der Rittmeister schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich werde dir eine ‚Harfistin' zeigen! Ich werde dir zeigen, wie du dich über mich lustig machen kannst!"
Chaim Becker blickte den Rittmeister demütig an:
„Habe ich denn was gesagt?"
Anstatt einer Antwort schrie der Rittmeister aus voller Kehle: „Raus!"
Der Alte kehrte halbtot von der ausgestandenen Aufregung in unsere Kammer zurück.
Am Abend saß er auf der Pritsche, die Hände um die Knie geschlungen, und den Oberkörper wiegte er hin und her wie beim Gebet. Er sagte zu mir:
„Der Herr Offizier hat gesagt, über deine Rosa werden wir uns noch unterhalten. Gerechter Gott! Was wollen sie von meinem Kind? Genügt ihnen mein Kopf nicht? Genügt es ihnen nicht, mir das Blut auszusaugen? Wozu brauchen sie den alten Chaim? Was kann er ihnen sagen, wo Esther jetzt ist? Kann ich denn wissen, wo sie ist? Nun, sie ist zu mir gekommen, in mein Haus, und Röschen hat sie hergebracht und gesagt, sie liebe sie wie eine Schwester. Ich habe ihr gesagt: ‚Wenn Sie meiner Tochter wie eine Schwester sind, so sollen Sie mir wie eine zweite Tochter sein.' Dann kam sie noch öfters wieder, lustig wie ein Vogel, lieb wie eine Blume auf dem Felde. Und das letztemal hat sie mich gebeten: ‚Darf ich an Ihre Adresse meine Briefe schicken lassen?' Nun, ich habe gesagt: ‚Chaim Becker ist so reich, er hat so viel Verwandte, daß der Briefträger es ohnehin schwer hat, ihm alle seine Briefe zu bringen, aber vielleicht wird es ihm nichts ausmachen, noch einen Brief für Esther zu bringen.'"
Becker erwähnte noch mehr Bekannte, die zu Rosa in den Klempnerladen gekommen waren, und indem er seinen Körper wie beim Gebet hin und her wiegte, murmelte er weiter:
„Was also? Von ihnen allen denen erzählen ... daß sie nach ihnen suchen, sie ergreifen, ins Gefängnis werfen? ... Ja! Chaim Becker, der fünfundsechzig Jahre ehrlich gelebt hat, wird vor dem Tod den Feinden die Menschen angeben, die in sein Haus gekommen sind, wird diejenigen verraten, die an seinem Feuer gesessen haben! Der alte Becker, der mit eigener Hand zweimal die Thora abgeschrieben hat und sein Leben lang alle Festtage und Gesetze eingehalten hat, der wird so etwas tun ... Und dann sollen vom Himmel Steine auf sein graues Haupt stürzen, und verflucht soll sein Name sein!"

Als er sich ein bißchen beruhigt hatte, begann er mir einen Brief an seine Tochter zu diktieren. Bald kam ihre Antwort: Man hatte sie auch verhört, interessierte sich für jenen Brief, legte ihr Bilder zur Agnoszierung vor, suchte sie einzuschüchtern und in Widersprüche zu verwickeln; aber offenbar hätten die Gendarmen nichts Wesentliches. Der Alte beruhigte sich und wartete geduldig auf die Erledigung der Sache.
So schleppten sich Tage, Wochen, Monate dahin.
Endlich kam der Chef der Gendarmerieverwaltung selbst in das Gefängnis. Ein dicker, imposanter General. Er ließ Chaim Becker zu sich kommen und betrachtete ihn schweigend lange, indem er manchmal die Oberlippe mit dem stachligen Schnurrbart zusammenzog, während auf dem Tische seine Finger miteinander spielten. Dann begann er langsam, gewichtig zu reden. Und jedes Wort von ihm drang wie ein Nagel in das Gehirn des Klempners ein.
„Hör, Alter", sagte der General, „deine Sache haben wir untersucht und die Zeugen vernommen. Alle haben alles gestanden. Eigentlich brauchte ich dich nicht zu vernehmen ... Ich könnte deine Sache einfach dem Kriegsgericht übergeben, man soll dort entscheiden. Aber es tut mir leid um dich. Immerhin hast du eine Tochter. Menschlich tust du mir leid. Verstanden?"
Der Alte dachte innerlich:
„Gott soll dir so ein Glück geben, wie es dir um mich leid ist! ..."
Aber der General bekam nur die leisen Worte zu hören:
„Ich habe verstanden."
„Nun, das ist gut", lobte der General. „Siehst du, in dem Briefe, den man bei der Haussuchung bei dir gefunden hat, ist von der Ermordung des Generalgouverneurs die Rede ... Außerdem haben wir noch andere Beweise. Bei dir, Alter, pflegten die Anarchisten zusammenzukommen. Aus deinem Laden gingen sie auf Raub aus. Siehst du? Wir wissen alles!"
Der Alte schüttelte traurig mit dem Kopfe und dachte:
„Soviel Geschwüre sollt ihr auf dem Leib haben, wieviel ihr wißt! Und euren Kindern soviel, wieviel ihr nicht wißt und euch nur ausgedacht habt, um Chaim Becker zu betrügen!"
Der General sah dem Gefangenen forschend ins Gesicht und fuhr fort:
„Wir haben eigentlich nur das eine noch nicht herausgekriegt. Zu wem von euch beiden kamen die Anarchisten: zu dir oder zu deiner Tochter?"
Becker hob den Kopf und wollte schon ausrufen, daß die Anarchisten zu ihm gekommen wären und daß seine Tochter nichts davon gewußt hätte. Aber er beherrschte sich: es war zu offensichtlich, daß der General gerade diese Antwort hören wollte.
„Uns ist sehr wichtig, diesen Umstand zu klären", redete der General weiter, „wir suchen schon lange nach einem jungen Mädchen. Nach den Kennzeichen, nach dem Alter, nach allem könnte es deine Tochter sein. Eigentlich könnte man die Sache so, wie sie jetzt steht, dem Gericht über-

geben. Aber es kann ein Fehler geschehen. Plötzlich stellt sich heraus, daß jene Menschen gar nicht zu Rosa, sondern zu dir gekommen sind. Was dann? Ein junges Mädchen ist schnell aufgehängt ..."
Dem Alten schwamm alles vor den Augen. Er schwankte und griff krampfhaft nach dem Rand des Tisches, um nicht zu Boden zu fallen.
„Kannst dich setzen", bemerkte teilnahmsvoll der General und wies auf einen weichen Ledersessel.
Er klingelte und bestellte:
„Wasser bringen!"
Der Alte trank mit gierigen Schlucken. Der Rand des Glases klapperte an seinen Zähnen, und kleine Wasserfäden flossen den zottigen grauen Bart hinab. Der General wartete.
Dann erneuerte er die Folter:
„Ja! Ich habe gerade gesagt, ein junges Mädchen ist schnell aufgehängt. Aber man muß zunächst untersuchen, damit kein Fehler vorkommt. Deshalb habe ich die Sache deiner Tochter zurückgestellt. Ich habe mir gedacht: lassen wir das Mädchen aufhängen, und dann stellt sich plötzlich heraus, daß die Briefe an ihren Vater geschickt waren! Was dann? Wenn die Besuche dir galten, was können wir mit dir anfangen? Dich brauchen weder die Anarchisten noch wir. So ist's, nicht wahr?"
Becker nickte. Stolz auf den Erfolg seiner Taktik, öffnete der General seine lederne Mappe und entnahm ihr ein dickes Bündel Photographien, er suchte fünf Bilder davon aus und hielt sie Becker hin.
„Diese jungen Menschen waren bei dir. Wenn du ihre richtigen Familiennamen nicht kennst, sag ihre Spitznamen."
Vier Gesichter darunter waren dem Alten gänzlich unbekannt. An das fünfte Gesicht, jung, nicht schön, mit einem spärlichen Bärtlein, erinnerte er sich undeutlich, als ob er diesem Menschen einmal begegnet wäre.
„Hast du die Freunde erkannt?" lachte der General. „Schön! Kannst, wenn du willst, mit dem beginnen ... Willst du nicht? Kennst ihn nicht? Sie waren bei dir nicht? Das heißt, bei dir waren sie nicht ... Also waren sie bei deiner Tochter! Also haben wir es umsonst so lange hinausgezogen. Man hätte sie längst aufhängen müssen."
„Wen?" flüsterte Chaim.
„Wen? Klar, nicht dich! Du hast ja damit nichts zu tun. Deine Tochter! Rosa Becker! Die meine ich..."
Der Alte raufte sich mit beiden Händen das Haar, und aus seinem Munde kam mit Schluchzen:
„Wofür? Wofür sie, meine Freude, die Stütze meines Alters?"
„Ich habe dir erklärt wofür. Zu ihr pflegten Anarchisten zu kommen."
„Niemand ist gekommen!" schrie durch sein Schluchzen hindurch Chaim.
„Und ich sage: sie sind gekommen! Verstanden?"
Der Alte schwankte:
„Nun ... nun, ich werde sagen, daß sie gekommen sind..."

Der General nahm hastig die Feder in die Hand und fragte sachlich: „Wann waren sie zum letztenmal da?"
„Nun, ich werde sagen, daß sie gekommen sind ...", wiederholte der Alte, „das wird aber Lüge sein!"
„Was ist Lüge?" fragte der General.
„Sie haben gesagt, sie werden meine Tochter aufhängen, mein Kind, mein Röschen. Nun, ich werde sagen, alles werde ich sagen, was Sie verlangen, um mein Kind zu retten. Alles werde ich sagen. Ich werde meine Furcht vor der Sünde überwinden ... Möge mein Name verflucht sein! Ich werde alles sagen... Aber wozu brauchen Sie das, wenn das alles Lüge ist?"
„Warte! Denke, daß das Schicksal deiner Tochter davon abhängt. Sage offen: waren diese Menschen bei dir?"
„Ich habe schon gesagt, daß sie nicht bei mir waren. Und wie konnte ich anders sagen, wenn das die Wahrheit ist? Aber wenn Sie wollen, werde ich sagen, daß sie bei mir waren. Wollen Sie es, so werde ich sagen, daß auch Sie bei mir waren, und Ihre Frau, und Ihre Kinder ... Gott strafe mich, aber ich werde alles sagen. Wollen Sie? Ich werde sagen, daß auch Ihre Brüder bei mir waren, und Ihre Schwestern ..."
„Was faselst du da?" Der General wurde wütend. „Was soll das heißen: meine Schwestern und Brüder! Ich habe gar keine!"
„Habe ich das wissen können?" entschuldigte sich Chaim. „Weiß ich denn, ob es jene Menschen gibt, die Sie brauchen? Ich habe gesagt: niemand war da. Dann haben Sie gesagt: man würde meine Tochter aufhängen. Nun, dann sage ich: alle waren da! Kenne ich denn Ihre Sachen? Woher soll Chaim Becker wissen, wozu Sie es brauchen, daß er vor Gott lüge und Dinge behaupte, die nie gewesen sind?"
Der General trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch und überlegte sich, was er mit dem Gefangenen tun sollte: sollte er zu Protokoll nehmen, Chaim Becker sagt aus, die Anarchisten wären in seinen Laden gekommen; oder er leugnet seine Bekanntschaft mit den Verbrechern; oder er verweigert die Aussage.
„Kannst du schreiben?" fragte er Becker.
„Russisch nicht. Aber ich werde alles sagen, wie Sie befohlen haben. Vor Gericht werde ich sagen: Chaim Becker hat keine Angst vor Sünde, Chaim Becker hat Scham und Gewissen verloren, und, um sein Kind zu retten, sagt er vor den Richtern eine Lüge, wie man ihm befohlen hat. Ich schwöre beim Himmel und bei der Asche meiner Väter, ich werde so vor Gericht sagen, nur bringen Sie meine Tochter nicht um!"
Der General wurde vor Ärger purpurrot. Es war ihm klar, daß der dumme Alte seinen Schwur vor dem Gericht ausführen würde. Er stampfte mit dem Fuß auf und schrie:
„Maul halten!"
Dann überlegte er ein wenig, faßte das Protokoll der Vernehmung ab und ließ den Assistenten ins Zimmer kommen. Als dieser „für den des Schreibens unkundigen Gefangenen" unterschrieb, las er:

„...sagt aus, daß er den Brief mit der Anschrift: ‚für Esther' von dem Briefträger erhalten und ihn aufbewahrt hat, da er nicht gewußt habe, für wen er bestimmt war. Aus den ihm vorgelegten Bildern agnosziert er keines ... sagt aus, daß außer Käufern und Kunden in seinen Laden niemand gekommen sei..."

„Mein Kind ist verloren!" schluchzte Chaim Becker in der Kammer. „Ich habe keine Tochter mehr! Mit meinen eigenen Händen habe ich sie den Feinden ausgeliefert, mit meinen eigenen Händen sie zugrunde gerichtet..."

Die Genossen drängten sich um ihn, suchten den Alten zu beruhigen, fragten, was geschehen wäre.

„Sie wollten, ich sollte jene verraten, die mein Haus besucht haben. Konnte ich das tun? Hätte ich durch diese Sünde das Glück meines Kindes erkaufen können? Steht denn nicht in den heiligen Büchern: Sünden werde ich an deinen Kindern vergelten ... Sieht denn Gott nicht alles? Weiß denn Gott nicht, womit er den alten Becker strafen soll? Nun, er kann mich mit Aussatz strafen, den Tod auf mein Haupt niedersenden ... Wird Gott das tun? Ist das eine Strafe für mich? Gott wird sagen: ich weiß, was dir teurer als das Leben ist. Und auf das Haupt meines Kindes wird sein Zorn kommen! Was konnte ich tun? Konnte ich, um meine Tochter zu retten, alle verraten, die sie geliebt haben? Gewährt Gott so den Menschen Errettung?"

„Was aber haben Sie denn nun ausgesagt, Großvater?" fragte man mitleidig ringsherum.

„Ich habe ausgesagt, ich kenne niemanden, niemand sei bei mir gewesen, ich wisse nicht, für wen der Brief, der in meinem Buch war, gewesen sei..."

Am Abend erfuhren wir von dem Assistenten, daß gegen Becker und seine Tochter gar keine Beweise vorlägen. Wir beglückwünschten Chaim und versicherten ihm, nur dank seinem tapferen Verhalten bei dem Verhör hätte seine Sache so glücklich geendet. Der Alte lächelte sanft und wiederholte:

„Was habe ich denn immer gesagt? Gott wird mir den Weg zeigen, wie er unseren Vätern den Weg durch die Wüste gezeigt hat. Gott wird mich und meine Schwalbe nicht verlassen ..."

Bald darauf wurde er tatsächlich auf freien Fuß gesetzt.

Typhus im Gefängnis

Unter den Gefangenen brach der Typhus aus. Durch unseren Obmann Zukerin forderten wir vom Gefängnisdirektor die Überführung der Erkrankten in die städtischen Typhusbaracken. Der Direktor antwortete, dies hinge nicht von ihm ab.

Zwei oder drei von den Erkrankten starben. Die Gefangenen begannen

davon zu sprechen, man müßte der Forderung nach der Überführung der Kranken irgendwie Nachdruck verleihen. Die Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre waren für einen Hungerstreik. Die Anarchisten bestanden auf einer Obstruktion.

Ich schwankte zunächst, dann schloß ich mich dem Vorschlag der Anarchisten an. Vielleicht deswegen, weil ich das Gefängnisleben noch nicht aus längerer Erfahrung kannte: später, nach langjährigen Wanderungen durch die Gefängnisse, überzeugte ich mich, daß die Obstruktion und andere Formen des aktiven Kampfes im Gefängnis meistens der Direktion in die Hand spielen. Aber in diesem Fall sprach tatsächlich vieles für die Obstruktion. Irgend etwas mußte geschehen, sonst mußte das zum Brechen vollgepfropfte Gefängnis eine leichte Beute des Typhus werden (später ist dies auch geschehen, und nicht weniger als 1200 Menschen wurden vom Typhus dahingerafft). Man mußte die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf das Gefängnis lenken — ein Hungerstreik hätte kaum dieses Ziel erreichen können.

Außerdem konnte man zu der Obstruktion das ganze Gefängnis heranziehen, während den Hungerstreik ausschließlich die Politischen, und vielleicht nicht einmal sie alle, durchzuführen gehabt hätten.

Nach langen Verhandlungen mit den Parteigenossen und mit den Sozialrevolutionären gelang es mir, sie zugunsten dieses Planes umzustimmen. Aber jetzt wäre die Sache an den Anarchisten beinahe gescheitert. Als die Zellenversammlung mit Stimmenmehrheit die Entschließung gefaßt hatte, den Staatsanwalt zum Besuch des Gefängnisses aufzufordern und dieser Forderung durch eine Obstruktion Nachdruck zu verleihen, erklärten die Anarchisten, daß sie Abstimmungen grundsätzlich nicht anerkannten, sich Mehrheitsbeschlüssen nicht fügten und sich deshalb durch einen angenommenen Beschluß nicht gebunden fühlten. Pawel war gegen diesen unangebrachten Doktrinarismus, konnte sich aber bei den seinigen nicht durchsetzen. Wiederum traten die in der Minderheit gebliebenen Gegner der Obstruktion auf, die Stimmung in der Zelle sank, der Kampf schien unmöglich. Nun wandte ich mich an die Anarchisten und schlug ihnen den folgenden Ausweg vor: die Zellenversammlung sollte ihren Beschluß aufheben. Durch keine Beschlüsse der Mehrheit gebunden, könnten die Anarchisten in völliger Freiheit, jeder für sich, beschließen, den Kampf nach dem vorgesehenen — dem einzig vernünftigen — Plan zu beginnen; danach könnten sich andere Gefangene ihren Entschluß zu eigen machen in der Form, die ihrer Überzeugung entspräche: ob sie dabei abstimmen oder würfeln würden, gehe die Anarchisten nichts an! Pawel, der mein Spiel ausgezeichnet verstanden hatte, unterstützte meinen Vorschlag mit Wärme. Die Anarchisten konnten der Versuchung nicht widerstehen und versprachen feierlich, jeder für sich, den Beschluß der Zelle durchzuführen, falls dieser vorläufig rückgängig gemacht würde, so daß nicht sie sich der Mehrheit anschlössen, sondern die Mehrheit sich ihnen, wenn es ihr recht sein würde.

So geschah es denn auch. Die Einheitsfront war wiederhergestellt. Wir verabredeten uns mit den anderen Zellen und übermittelten durch Zukerin der Gefängnisverwaltung unser Ultimatum:
„Wir fordern, daß der Staatsanwalt gegen 12 Uhr ins Gefängnis kommt!"
Zur angegebenen Stunde war der Staatsanwalt nicht erschienen, und die Gefangenen begannen durch Schreien und Klopfen nach ihm zu rufen.
Sie drängten sich zu den offenen Fenstern der Zellen, und Hunderte von Kehlen schrien im Chor: „Sta—ats—an—walt! Sta— ats—an—walt!"
Man wechselte stockwerkweise einander ab — während ein Stockwerk grölte, erholte sich das andere und sammelte Kräfte. Die Aufseher liefen im Hofe umher, richteten ihre Gewehre auf die Fenster, konnten sich aber nicht entschließen zu feuern. Auf dem Platz vor dem Gefängnis sammelte sich eine Menge. Aus den Fenstern des oberen Stockwerkes sah man, wie berittene Polizisten im Hintergrunde des Platzes zwischen dem Gefängnis und der Menge ihre Pferde tummelten.
„Sta—ats—an—walt!" brüllte das Gefängnis.
Dann wechselte wie auf Verabredung der Schrei. Jetzt flog aus allen Fenstern der Ruf in die Stadt:
„Ty—phus! Ty—phus!"
An der vergitterten Tür unserer Zelle erschien der Gefängnisdirektor. Er rief unseren Obmann zu sich und suchte ihn zu überreden, mit der Obstruktion aufzuhören. Aus dem Ton, mit dem er mit uns sprach, und daraus, daß er in Begleitung nur seines Assistenten gekommen war, konnte man schließen, daß unsere Sache auf gutem Wege war.
„Sta—ats—an—walt! Ty—phus!" scholl es aus dem Gefängnis.
Die Menschen auf dem Platz winkten den Gefangenen grüßend mit den Taschentüchern zu.
Gegen 5 Uhr nachmittags kam der Staatsanwalt ins Gefängnis. Als er erfahren hatte, worum es sich handelte, weigerte er sich, „angesteckte" Zellen zu betreten, und gab dem Direktor den Befehl, der Forderung der Gefangenen stattzugeben.
Am Abend wurde tatsächlich ein Teil der Kranken in die städtische Typhusbaracke übergeführt.
Diese Obstruktion, die mit einem so schnellen und vollen Sieg geendet hatte, ermutigte die Gefangenen und schloß sie zu größter Einigkeit zusammen. Aber die Beziehungen zur Verwaltung wurden gespannt: der Direktor sowie seine Gehilfen und besonders der Oberaufseher Belokos waren voll Wut gegen die Gefangenen, besonders gegen die Politischen.
Belokos sagte offen:
„Das werdet ihr noch büßen! Ihr denkt, damit wäre die ganze Geschichte schon zu Ende? Nicht einmal angefangen hat sie..."
Aber niemand maß seinen Drohungen irgendwelche Bedeutung bei.

Seit dem ersten Tag der Gefangenschaft hatte ich nicht aufgehört, an eine Flucht zu denken. Es war bei mir zu jener Zeit eine Art fixer Idee.

Mir schien, daß ein Revolutionär kein Recht hätte, freiwillig auf den Kampf um seine Freiheit zu verzichten, daß er, wenn er einmal ins Gefängnis kam, die Pflicht zum Fluchtversuch hätte.
Ich sprach einmal darüber mit Pawel. Er war Feuer und Flamme und begann zu beweisen, daß es für einen Revolutionär ehrlos sei, sich ohne bewaffneten Widerstand in die Hände der Polizei zu geben. Dies ging über meine Auffassung hinaus. Aber es fand sich immerhin ein neuer Boden für unsere Annäherung — wir fingen an, zusammen nach Wegen zu suchen, um aus dem Gefängnis zu entkommen.
Wir dachten an einen unterirdischen Gang, den wir unter den Mauern hindurchtreiben wollten. Aber das Gefängnis stand auf steinernem Untergrund und war auf allen Seiten von einem breiten Hof umgeben, so daß ein Stollenbau nicht möglich war...
Ich weiß nicht mehr sicher, wer von den Genossen — wahrscheinlich war es unser Obmann Zukerin — mich auf den Gedanken brachte, aus der städtischen Baracke auszureißen. Die Aufsicht wäre dort oberflächlich — nur vier Wächter: der eine sitze an der Tür, der zweite gehe unter den Fenstern auf und ab, während die zwei übrigen entweder im Wachtraum schliefen oder in die Stadt gingen. Die lässige Aufsicht erkläre sich daraus, daß nur Schwerkranke, die nicht mehr bei Bewußtsein waren, aus dem Gefängnis in die Baracke gebracht würden; sobald einer sich zu erholen anfinge und auf die Beine käme, werde er zurück ins Gefängnis befördert...
Es bestanden zwei Möglichkeiten: entweder sich eine Typhusansteckung zu holen und eine gewaltsame Befreiung aus der Baracke herbeizuführen oder die Überführung in die Baracke zu erreichen, ohne krank zu sein, und dann ohne fremde Hilfe auszureißen. Ich entschloß mich für den zweiten Plan, mich typhuskrank zu stellen.
Zukerin holte aus der Gefängnisapotheke ein Handbuch der Pathologie, und ich begann die Merkmale des Flecktyphus zu studieren. Die charakteristische Temperaturkurve, die roten Flecken, die Vergrößerung der Milz — wie waren all diese Merkmale zu erzielen?
In unserer Zelle saß auch ein Sanitätsunteroffizier, namens Duvin, der wegen Verbreitung sozialdemokratischer Flugblätter in der Kaserne verhaftet worden war. Er war bei der Gefängnisverwaltung gut angeschrieben und half dem Gefängnissanitäter Puschkin in der Apotheke und in der Krankenstube: er fertigte die Arzneien an, maß die Temperatur, führte die Krankenstubenbücher. Er war ein großer Kenner aller möglichen Verstellungen und konnte stundenlang davon erzählen, wie man eine dem Trachom ähnliche Augenkrankheit oder Taubheit, einen Blutsturz, Fieber und anderes mehr erzielen kann. Von ihm erfuhr ich, diese ganze Weisheit werde wie ein Heiligtum von den Sanitätsunteroffizieren bewahrt. Aber Duvin war nicht nur ein Meister in seinem Fach, sondern auch ein Dichter. Mein Plan begeisterte ihn — zum Teil, weil er mir als Kamerad helfen wollte, zum Teil auch, weil die Simulation des

Flecktyphus als ein außerordentlich schwieriges Unternehmen galt. Das war des Schweißes der Edlen wert.
„Die Flecke — das ist eine Kleinigkeit!“ erklärte mir Duvin. „Schlucken Sie Brom, dann kommt ein Ausschlag so wie der beim Typhus. Ein erfahrener Sanitätsunteroffizier würde zwar sofort bemerken, daß dies Brom und nicht Typhus ist. Aber ein Arzt — was versteht der schon? Einen Arzt hinters Licht zu führen, ist nicht schwer. Die Hauptsache ist, daß Sie Fieber wie bei Typhus haben, aber auch dazu sind Mittel da.“
Und er erzählte mir von den Kunstgriffen, zu denen die Soldaten ihre Zuflucht nehmen, um sich vorm Dienst zu drücken: eine Vitriollösung, ein Tabakaufguß — barbarische Mittel, die die Gesundheit zerstören und den Menschen auf immer zu einem Invaliden machen.
„Das geht nicht“, meinte ich.
Duvin versprach nachzudenken und ein anderes Mittel zu finden, das nicht so gesundheitszerstörend wäre. Wir schmuggelten einen Brief an einen uns gut bekannten Arzt in der Stadt hinaus, baten auch ihn um Rat...
In der Kammer wußte außer Duvin noch Caffi von meinen Absichten. Er betrachtete mein Vorhaben als einen hellen Wahnsinn und suchte mich von dem Fluchtversuch abzubringen: schließlich rechtfertige die mir vom Gericht drohende Bestrafung das Abenteuer nicht, das unglücklich enden könnte. Aber ich hatte mir in den Kopf gesetzt, ich müßte aus dem Gefängnis entkommen, und hielt fest daran.
Es war bereits Ende März, als ich aus der Stadt das wundertätige Mittel bekam: eine Mischung von Epikukuan mit Kokain. Diese Mixtur sollte durch eine Vergiftung ein Krankheitsbild schaffen, das dem Flecktyphus ähnlich ist. Aber bei dieser Vergiftung konnten noch andere Merkmale erscheinen, die bei Typhus nicht vorkommen. Um mich vor dieser Gefahr zu schützen, beschaffte ich mir aus der Apotheke ein Buch über die Wirkung der verschiedenen Gifte. Ich schlug das Kapitel über Kokain auf: das erste Kennzeichen der Vergiftung ist eine Erweiterung der Pupillen. Nach diesem Kennzeichen hätte also der Arzt die Simulation als solche entdecken können. Aber dieselbe Begleiterscheinung haben andere Vergiftungen. Ich beschloß, in der Gefängniskrankenstube die Pupillen dem Arzt nicht zu zeigen und in der Baracke zu erklären, im Gefängnis hätte man mir wohl Atropin in die Augen gespritzt.
Duvin zeigte mir, wie man das Thermometer bis zu der gewünschten Höhe hinauftreiben kann, indem man mit dem Nagel auf seine Spitze schlägt, und wie man die Beschleunigung des Pulses hervorrufen kann, indem man den Atem anhält. Nach zwei bis drei Tagen Übungen konnte ich eine beliebige Zahl Pulsschläge in der Minute herbeiführen. Ich prägte mir ein, wieviel Schläge den einzelnen Temperaturen entsprechen.
Ich teilte meinen Plan Pawel mit. Er hörte mir schweigend, offensichtlich verlegen zu. Endlich sagte er:
„Ich freue mich für Sie ... Aber jetzt werde ich verzichten müssen...“

„Worauf verzichten?“
„Auch ich war dabei, meine Flucht auf diesem Wege vorzubereiten. Aber etwas anders. Für Geld durch den Gefängnisfeldscher...Nun, was denn?... Ich gehe dann später, mit den anderen ...“
Und er erzählte mir, daß die draußen eine Massenbefreiung der im Gefängnis sitzenden Anarchisten vorbereiteten. Pawel sollte aus der Typhusbaracke ausreißen, um die Leitung des Unternehmens zu übernehmen.
Ich schlug ihm vor, meinen Weg für die Flucht zu benutzen. Aber Pawel war damit nicht einverstanden, obwohl meinerseits das Opfer nicht groß war. Wir beschlossen, beide denselben Weg einzuschlagen. Ich sollte den Versuch zuerst unternehmen, dann aber in der Baracke warten. Gleich nach mir sollte Pawel versuchen, seine Überführung in die Baracke zu bewerkstelligen. Falls ihm das nicht gelingen sollte, würde einer von seinen anarchistischen Freunden gehen. Aus der Baracke würden wir zusammen fliehen — notwendigenfalls sollten uns die Freunde Pawels von draußen dabei helfen.
Am nächsten Morgen sollte ich „krank werden“. Am Abend nahm ich Brom, später einen Eßlöffel der für mich bereiteten Mischung. Ich ging in der Kammer hin und her und wartete auf die Wirkung der Mixtur. Ich zählte die Pulsschläge. Aber der Puls war ruhig und regelmäßig.
Duvin, der in dieser Nacht auf blieb, kam zu dem Schluß, die vom Arzt bestimmte Dosis müßte wohl nicht groß genug sein.
„Die zählen stets nach Tropfen“, bemerkte er. „Von jeder Arznei muß man zwei- oder dreimal soviel zu sich nehmen, wie der Arzt verschreibt.“
Er goß mir einen großen Holzlöffel von der Mischung ein. Ich trank und begann wieder in der Kammer hin und her zu gehen. Mir schwindelte, aber der Puls beschleunigte sich nicht. Duvin schlug mir vor, ein neues Mittel zu versuchen: er fertigte aus Tee eine Zigarette an und gab sie mir zu rauchen.
„Ziehen Sie den Rauch tiefer ein!“ belehrte er mich. „Das wirkt gut, besonders, wenn einer sonst nicht raucht.“
Ich atmete den ätzenden Rauch ein, er war widerlich. In den Ohren summte es, vor den Augen drehte sich alles, ich konnte meinen Puls nicht fühlen, und es schien mir, die Mixtur wirke nicht.
Inzwischen begann der Himmel in den Quadraten der vergitterten Fenster schon heller zu werden.
Ich wandte mich an Duvin:
„Geben Sie mir noch einmal!“
Er reichte mir die Flasche. Ich nahm zwei, drei starke Schlucke aus der Flasche selbst.
„Was tun Sie? Das ist Gift!“
Der Sanitäter riß mir die halbgeleerte Flasche aus der Hand.
Wieder ging ich hin und her. Aber mit jedem Schritte wurden mir die Beine schwerer, die Zähne begannen zu klappern, das Blut hämmerte mir in den Schläfen.

Mit Mühe schleppte ich mich zu meinem Platz auf der Pritsche, legte mich hin, deckte mich mit der Decke und dem Mantel zu, aber ich fühlte, daß ich ganz erstarrte. Die Arme und die Beine gehorchten mir nicht mehr. Eine merkwürdige beängstigende Kälte ergriff die Zehenspitzen und stieg langsam zu den Knien, zu den Ellenbogen und dann weiter empor, sie ergriff den ganzen Körper. Ich sagte etwas zu Caffi, der neben mir saß, unbedeutendes Zeug, das mir wer weiß warum ungeheuer wichtig erschien, dann verlor ich das Bewußtsein ...
Mit einer Temperatur von über vierzig Grad trug man mich in das Gefängnislazarett. Der Gefängnisfeldscher Puschkin erkannte sofort auf Flecktyphus. Darin konnte man allerdings noch keinen Erfolg der Verstellung sehen: in das Lazarett lieferte man jeden Tag fünf bis sechs Menschen ein, die fieberten und delirierten, das waren alles Typhuskranke, da brauchte man sich nicht erst den Kopf zu zerbrechen. Man brachte noch einen — sicherlich hatte auch der den Typhus. Nachmittags kam der Arzt in das Krankenzimmer. Er berührte nie die Infektionskranken. Wenn er sie sich ansah, blieb er drei Schritte vom Bett entfernt. Auf dieselbe Weise untersuchte er auch mich. Als er mich betrachtet hatte, verordnete er zum Feldscher:
„Bis morgen. Sollte die Temperatur nicht fallen, stellen Sie den Schein aus.“
Der „Schein“ war der Ausweis für die Baracke.
Gegen Abend gab mir Duvin noch einmal einen Löffel Epikukuan mit Kokain. Am nächsten Morgen entsprachen sowohl die Temperatur wie auch der Puls genau den „Vorschriften der Wissenschaft“.
Als es 12 Uhr geschlagen hatte, trug man mich auf einer Bahre durch das Gefängnistor. Belokos sah mich argwöhnisch an. Dann gab er dem Torwächter den Befehl:
„Durchlassen!“
Die beiden Soldaten der Begleitmannschaft hoben mich von der Bahre und legten mich in eine Droschke. Einer von ihnen setzte sich neben mich, der andere richtete sich auf dem Vordersitz ein, und die Droschke rasselte über das Pflaster.
Die Typhusbaracken befanden sich am Rande der Stadt. Wir fuhren lange. Ich entsinne mich, in der Luft spürte man den Frühling; die Knospen umgaben die Bäume schon mit einem leichten grünen Schimmer. Das Herz war froh und ruhig: ich war des Erfolges so sicher!
Da tauchten auch die Baracken auf. Lange Holzbauten. Ein schwacher Zaun. Große Fenster ohne Gitter. Im Vorgarten unter den Fenstern niemand — der Wachtposten war wohl einmal auf einen Augenblick weggegangen ...
Die begleitenden Soldaten stiegen ab. Sie forderten mich auf:
„Komm herunter, was?“
Aber ich hielt fest daran, daß ich ein Schwerkranker war, lag kraftlos auf dem Sitz und überließ es den Soldaten, mich hineinzutragen.

Der Sanitäter untersuchte mich oberflächlich im Korridor. Die „Flecken“ beseitigten alle Zweifel. Nach dem Bad brachte man mich in das Krankenzimmer Nr. 1.
Nach etwa drei Stunden erschien der Oberarzt, ein schwergebauter, bejahrter Herr im weißen Kittel. Er untersuchte mich lange und sorgfältig, betastete mich, fragte freundlich, wie die Krankheit angefangen hätte. Nachdem der Alte mit der Untersuchung zu Ende war, nahm er mir vorsichtig die Brille ab und hob mit dem Finger das Lid. Ich fand noch Zeit, zu murmeln:
„Atropin ...“
„Das hab' ich mir auch gedacht“, sagte der Arzt.
Er wandte sich zum Sanitäter und verordnete:
„Tragen Sie ein: Typhus unbestimmter Art.“
Und beim Weggehen sagte er freundlich zu mir:
„Nun, gute Besserung!“
Ich kenne nicht den Namen des alten Arztes und weiß von ihm überhaupt nichts. Aber bei mir blieb ein unbestimmtes Gefühl zurück, daß er wohl verstand, welcher Art mein Typhus war, aber beschloß, den Gefangenen nicht zu verraten ...
Ich blieb in dem Zimmer für „Schwerkranke“.
Acht Betten, vier auf jeder Seite. Mein Bett war das letzte am Fenster. Links von mir stand ein winziger Spitaltisch. Etwas weiter lag ein junger Bursche mit einem wachsgelben Gesicht. Er delirierte ununterbrochen und wiederholte immer dieselben Worte, die ich nicht verstehen konnte.
An der entgegengesetzten Wand lag ein Kranker unbeweglich, ein anderer stöhnte laut, röchelte, schrie. Von Zeit zu Zeit zeigte sich in der Tür der Aufseher in voller Uniform, bewaffnet. Aber man sah ihm an, daß er nicht der Kontrolle wegen einen Blick in unser Zimmer warf, sondern weil er es auf dem Korridor vor Langerweile nicht mehr aushielt.
Ich hatte Hunger. Aber die Kranken im Zimmer Nr. 1 durften kein Mittagessen erhalten.
An mein Bett trat eine Krankenschwester. Ich bat sie, mir zu essen zu geben. Sie brachte eine winzige Karaffe Wein und ein weiches Ei. Ich bat um Brot, aber die Schwester schüttelte verneinend den Kopf. Ich verschlang das Ei — der Hunger verringerte sich nicht. Ich bat um mehr — die Schwester schüttelte wieder den Kopf und ging zu meinem Nachbar links weiter.
Ich überlegte mir die Lage. Hungern durfte ich nicht, was sollte sonst aus meinen Plänen werden? Ich m u ß t e meine Kräfte schonen ...
Als die Schwester weggehen wollte, sagte ich, indem ich auf das Bett des Nachbarn zeigte:
„Auch ihm sollten Sie ein Ei bringen ...“
„Er ist doch ohne Besinnung ...“
„Eben war er bei Sinnen, er bat darum.“
„Aber wie soll er es denn essen?“

„Ich werde ihm den Löffel zum Munde führen.“
Die Schwester brachte noch ein Ei.
In den nächsten Tagen wandte ich dasselbe Verfahren an: ich aß die Portion nicht nur meines stillen Nachbarn, sondern auch die anderer Kranken, die kein Essen und Trinken mehr nötig hatten.
Der Mann, der mir gegenüber auf dem Bette lag, forderte mich selbst auf:
„Genosse, nimm auch das meine, vielleicht nützt es dir, ich muß sowieso sterben.“
Er starb tatsächlich bald.
Ohne noch einmal zu sich gekommen zu sein, verstummte auch der junge Bursche.
Des Nachts war das Zimmer voll von Schreien und Stöhnen. Jede Nacht starb jemand. Am Morgen kamen die Sanitäter mit einer langen Holzstange. Sie breiteten auf dem Fußboden drei Handtücher aus, legten die Leiche darauf nieder, dann auf die Leiche die Stange, so daß eine Spitze über den Kopf, die andere über die zusammengelegten Sohlen hinausragte. Dann banden sie die Enden der Handtücher über der Stange zusammen, hoben diese auf die Schultern — und die Leiche hing auf der Stange wie ein in Windeln gewickelter Säugling.
Ich lag mit halbgeschlossenen Augen, um die Rolle des Schwerkranken durchzuhalten. Ich wartete auf Pawel, aber man brachte niemanden aus dem Gefängnis, und Nachrichten von dort kamen auch nicht.
Die Wirkung der Mischung von Epikukuan mit Kokain hatte längst aufgehört. Meine Temperatur war normal. Aber ich „regulierte“ das Thermometer, und die Kurve auf dem Temperaturbogen über meinem Bett nahm den regelrechten Verlauf: abends war sie um fünf bis sechs Punkte höher als morgens, nach der Überführung in die Baracke fiel sie, dann zeigte sie eine steigende Tendenz, wie bei der Annäherung der Krise. Ebenso tanzte auch die Pulskurve. Aber meine Kräfte nahmen mit jedem Tag ab.
Und damit ließ auch meine Energie nach. Ich begann einzusehen, daß Caffi recht gehabt hatte, als er mich von der Simulation abzubringen versucht hatte. Nun war ich in der Baracke — der Weg zur Freiheit lag offen, es gab fast gar keine Aufsicht ... Aber ich mußte warten ... Und außerdem — wohin sollte ich ohne Hilfe von draußen gehen? Vielleicht hatte ich mir richtigen Typhus geholt? Das war noch das allerwahrscheinlichste ... Es wäre ja seltsam gewesen, wenn ich nicht angesteckt worden wäre, da ich unter den sterbenden Typhuskranken lag ... Ich glaubte an mir alle Kennzeichen der Anfangsphase der Krankheit zu bemerken, und dies lähmte die Energie noch mehr, die physischen Kräfte schmolzen dahin; es überkam mich ein merkwürdiges Dahindämmern in Apathie und lastender Gleichgültigkeit ...
Am fünften Tag — ich erinnere mich, es war Karfreitag — näherte sich mir vor dem Mittagessen der Aufseher, berührte mich an der Schulter und sagte:

„Bist du der Alexandrow, sag mal? Zu dir ist ein Freund zu Besuch gekommen, er steht im Hofe ... Kannst du aufstehen? Kannst du ans Fenster gehen? ...“
Ich stand auf. Diesmal brauchte ich mich nicht zu verstellen, so schwach war ich in diesen Tagen geworden. Ich ging ans Fenster. Im Hofe stand Isaak von der Mühle.
Er teilte mir mit: die Genossen aus dem Gefängnis erkundigten sich, ob ich in der Baracke wäre, und baten mich, noch zu warten.
Ich sagte, daß ich nicht weiter warten könnte, und daß, wenn die Sache sich verzögern sollte, ich den Arzt um die Zurückbeförderung ins Gefängnis bitten würde. Isaak versprach, noch vor Anbruch des Abends meine Worte im Gefängnis zu bestellen und spätestens am nächsten Morgen mir die Antwort mitzuteilen.
Ich kehrte in mein Bett zurück, äußerst aufgebracht gegen die Genossen. Fünf Tage ohne Schlaf, fast ohne Nahrung, mitten unter den Sterbenden, bei unablässiger Anspannung der Nerven . . . Der Gedanke, allein zu flüchten, ohne Pawels Ankunft abgewartet zu haben, kam mir gar nicht in den Sinn. Aber mich empörte die Vorstellung, daß die Genossen im Gefängnis mich vergessen haben könnten.
Dieser Tag und die Nacht, die ihm folgte, schienen mir besonders unerträglich. Am Morgen blieb Isaak aus. In ohnmächtiger Wut hätte ich an meinem Kissen nagen mögen. Gegen Abend rief mich der Aufseher an:
„Du hast wieder Besuch, Alexandrow . . . Wirst du dich ans Fenster schleppen können?“
Im Hofe stand Isaak. Er fragte den Aufseher:
„Herr Gefreiter, dürfen die Kranken rauchen?“
Dieser zuckte mit den Achseln:
„Was geht das mich an? Meinetwegen, wenn der Doktor nicht da ist.“
Dann überreichte mir Isaak durch die Luftklappe die Zigarette, die er selbst in den Zähnen hatte.
Und als der Aufseher sich vom Fenster entfernt hatte, sagte er zu mir schnell:
„Morgen nach Mitternacht werden wir vor dem Tor mit einem Wagen warten.“
Ich kehrte zu meinem Bett zurück, wickelte den Zigarettenstummel auseinander und las auf dem inneren Papier:
„Es kommt niemand mehr, gehen Sie allein.“
Den Genossen war also die Verstellung nicht gelungen, oder bei ihnen waren neue Pläne aufgetaucht!
Ich überdachte mir alles. Morgen ist Sonntag. Die Aufseher werden sich bestimmt betrinken. Der Wachtposten im Garten wird wohl nicht da sein, ich werde durch das Fenster hinaus können ... Und vielleicht wird auch auf dem Korridor niemand sein — dann durch die Tür. Aber ich konnte nicht durch den endlosen Hof bloß im Unterzeug gehen. Ich mußte mir Kleidung verschaffen.

Mir zu Füßen lag ein sehr langer Krankenkittel. Aus ihm hätte ich mir eine Art von Bauernrock machen können — ich mußte ihn nur kürzen und einen Gürtel zum Umschnallen anfertigen. Aber ich hatte weder Nadel noch Schere.

Auf dem Fensterbrett lagen zwischen den Fenstern Glasscherben. Ich versuchte ihre Wirkung unten am Kittel. Es stellte sich heraus, daß das Glas das Tuch wie ein Messer schnitt.

In der Nacht ging ich an die Arbeit. Ich machte mir einen Rock zurecht; aus der Tuchdecke machte ich eine Art Hose, indem ich die Nähte mit einem Bindfaden befestigte; ich fertigte auch eine Mütze an, die ich durch einen aus der Wand herausgezogenen Nagel wie mit einer Stecknadel festmachte.

Jetzt war das Allerwichtigste, einzuschlafen, wenigstens für eine halbe Stunde. Aber das wollte mir nicht gelingen.

In der Nacht starb wiederum einer in unserem Zimmer. Als es graute, kamen die Sanitäter mit der Stange. Ihre Handtücher waren zu kurz, die Sanitäter konnten nicht die Leiche einbinden, bemühten sich lange und knurrten:

„Woher kriegen sie dort im Gefängnis solche kräftige Burschen — jeder wiegt gut seine hundertsechzig Pfund."

Am Tage besuchten irgendwelche Vertreter höherer Behörden die Baracke. In der Tür war für einen Augenblick ein Geistlicher mit dem Kreuz zu sehen. Man sang „Christ ist erstanden".

Am Nachmittag begann jemand auf dem Korridor Harmonika zu spielen. Händegeklatsch, Stampfen von Absätzen, die Dielen dröhnten. Der Aufseher schloß die Tür zu unserem Zimmer zu, damit der Tanzlärm die Kranken nicht störte. Ich begriff, daß unsere Wache sich einen lustigen Tag machte. Dann spähte ich aus dem Fenster: der Wachtposten war im Garten nicht zu sehen. Er war wohl auch da, wo Harmonika gespielt wurde.

Vor dem Abendbrot gerieten sich zwei Aufseher in die Haare. Man hatte Mühe, sie auseinanderzubringen. Die Krankenschwester kam zu uns in das Zimmer mit rotem Gesicht. Ich fragte sie:

„Was ist los, Schwesterchen?"

„Die Raufbolde toben", antwortete sie, „einer hat dem anderen in die Nase gebissen, hat sie mit dem Knorpel fast abgerissen."

Es konnte nicht besser gehen.

Von neuem ertönte die Harmonika, dröhnten die Dielen. Es wurde im Chor gesungen ... Ich zähle die Stimmen ... Es müssen nicht nur alle vier Aufseher da sein, sondern auch noch welche von außerhalb ...

Endlich verstummte der lustige Lärm.

Schon ist es Mitternacht. Aber jetzt geht unter dem Fenster der Wachtposten umher. Ich muß warten.

Ich blicke zur Tür hinaus. Der Aufseher liegt auf der Bank in tiefem Schlaf. Ich kehre zum Bett zurück, ziehe die Hosen und den Bauernrock

an, setze die Mütze auf. Aber die Hände empfinde ich nicht als meine, die Beine gehorchen mir nicht ... Werde ich die Kraft haben, bis ans Tor zu gehen?
Ich trete auf den Korridor hinaus. Der Aufseher schnarcht gerade an der Ausgangstür. Wird das Knarren der Tür ihn nicht aufwecken? ... Sicherer wäre es, durch die Nachbarabteilung zu gehen, wo die Privatkranken liegen — dort wird die Ausgangstür von niemandem bewacht.
Ich stütze mich mit der Hand an die Wand und gehe ganz leise an dem schlafenden Aufseher vorbei, verlasse die Gefangenenabteilung und fasse bereits die Klinke der Ausgangstür, als ich plötzlich einen Griff an meiner Schulter fühle. Ich drehe mich um — vor mir steht ein Bursche im Feldscherkittel. Mit beiden Händen klammert er sich an meinen Rock. Er ist schwer betrunken und lallt etwas vom Arzt und davon, daß man in der Nacht schlafen müsse. Ich suche seine Hände abzuschütteln, aber ich habe nicht die Kraft dazu. Mit jeder Minute macht er mehr Lärm.
„Schweigen Sie! Lassen Sie mich!" wehre ich ihn ab ...
Aber der Aufseher ist schon erwacht ... Alarm auf dem Korridor ...
Mit bedrücktem Herzen, mit Augen, die nichts sehen, kehre ich in das Krankenzimmer zurück.
Der Aufseher ist plötzlich nüchtern geworden. Mit dem Revolver in der Hand steht er vor mir, schimpft, droht. Ich verstehe nicht, was er schreit. Endlich drängt es doch in mein Bewußtsein:
„Ich erschieße dich auf der Stelle!"
Und hinter dem Aufseher drängen sich in der Tür erschrockene Schwestern und Sanitäter, die aus den Nachbarbaracken zusammengelaufen sind. Ich beherrsche mich und sage dem Aufseher:
„Steck den Revolver ein! Du hättest dann schießen sollen, als ich in der Tür war. Und wenn du jetzt nur noch ein Wort sagst, erkläre ich morgen dem Direktor, daß dir, du Säufer, ein Gefangener beinahe ausgerissen wäre. Verstanden?"
Die Drohung wirkt. Der Aufseher steckt seinen Revolver ein und beginnt mich weinerlich zu bitten:
„Sagen Sie doch dem Herrn Direktor nichts ... Ich hab' Frau und Kinder ..."
Am nächsten Morgen kam der Gefängnisdirektor, begleitet von Aufsehern, in die Baracke. Er hörte den Bericht von dem nächtlichen Ereignis an und ordnete an, daß ich zurück ins Gefängnis gebracht werde; auch sollten mir Ketten angelegt und der Wert des Spitalkittels und der Decke von meinem Gelde abgezogen werden.
Zwei Stunden später war ich wieder im Gefängnis. An dem Eingangstor begegnete mir Belokos und warf mir zu:
„Sie sind ja schnell zurückgekommen. Ich habe schon damals, als man Sie hinausgetragen hat, bemerkt, mit Ihnen wäre nicht alles in Ordnung."
Man brachte mich in der Gefängniskrankenstube unter. Das Anlegen der Ketten wurde bis zur Genesung verschoben.

Die Explosion

Im Gefängnis erfuhr ich, warum ich in der Baracke so lange auf Nachrichten von den Genossen zu warten gehabt hatte.
Pawel war die Verstellung nicht gelungen: das Epikukuan hatte bei ihm ein unwiderstehliches Erbrechen verursacht. Einer von seinen Genossen hatte versucht, die Mixtur zu benutzen — auch er ergebnislos. Auch der Versuch, mit Hilfe des Gefängnisfeldschers Puschkin herauszukommen, war mißlungen. Dieser hatte für 25 Rubel den „Schein" angefertigt und dem Arzt zur Unterschrift vorgelegt, aber der Arzt hatte sich erinnert, daß er über den im Schein genannten Gefangenen gar keine Anordnungen getroffen hatte; er hatte Puschkin argwöhnisch angesehen und sich in die Krankenstube begeben, um die Diagnose nachzuprüfen. Hier hatte er gegen seine Gewohnheit den Kranken selbst untersucht und dem Feldscher kurz befohlen:
„Gesund schreiben! In die Zelle!"
In der Apotheke hatte er den vom Feldscher angefertigten Schein in Stücke gerissen und hinzugefügt:
„Das nächste Mal werde ich Sie vor Gericht bringen."
Erst später haben wir begriffen, was wir hier falsch gemacht hatten: wir hätten nicht dem Feldscher, sondern dem Arzt, und nicht fünfundzwanzig Rubel, sondern bedeutend mehr geben müssen. An diesem Fehler war alles gescheitert.
Meine Simulation wurde nicht aufgedeckt: die Verwaltung meinte, ich wäre tatsächlich krank gewesen, hätte aber in den ersten Tagen nach der Überführung in die Baracke die Krise überstanden und hätte dann, schon auf dem Wege zur Erholung, zu fliehen versucht. Nur Belokos hatte seine eigene Meinung darüber.
Im Gefängnis brachte man mich im Zimmer für die Kranken mit Fieber unter. Hier fand ich Caffi vor, der erkrankt war, während ich in der Baracke gelegen hatte. Seine Krankheit konnte der Arzt nicht erkennen. Anscheinend war es Nervenfieber mit irgendwelchen Verwicklungen. Ich begann ihn zu pflegen und wurde allmählich zu einem „barmherzigen Bruder" für die Fieberkranken: ich gab ihnen zu trinken, ließ sie die Arzneien einnehmen, wechselte die Eisbeutel usw.
Am schwierigsten war es, das Eis zu zerkleinern. Das Eis wurde in Blöcken in einem Holzfaß in das Krankenzimmer geliefert, und zum Hacken hatte man nur eine Emaillekanne. Das Ergebnis waren zerschundene, wunde Hände. Aber auch ohnedies war es nicht leicht, ohne Ablösung die Kranken zu pflegen. Ich zog mich zur Nacht nicht aus, und zuweilen kam ich zwei bis drei Nächte nacheinander nicht dazu, die Augen zu schließen.
Bald nach meiner Rückkehr aus der Baracke kam Pawel in die Krankenstube für die Fiebernden — man hatte ihm erlaubt, die Genossen zu

besuchen. Er nahm mich beiseite zum Fenster, wo uns niemand hören konnte, und sagte:
„Sie sind unseretwegen aus der Baracke nicht weggekommen. Wollen Sie jetzt mit uns zusammen aus dem Gefängnis heraus?"
Er weihte mich in die Einzelheiten eines Planes zu einem Überfall auf das Gefängnis ein, der draußen vorbereitet wurde und von dem er mir noch vor meiner Überführung in die Typhusbaracke einmal flüchtig erzählt hatte. Man bereitete die Sprengung der Gefängnismauer vor; in dem Augenblick der Explosion sollten die gefangenen Anarchisten die Wache überfallen, die Aufseher entwaffnen und fesseln, ihnen die Schlüssel wegnehmen und die Zellen aufschließen. Zu gleicher Zeit sollten draußen, in verschiedenen Stadtteilen, Bomben explodieren: Trupps von Schwerbewaffneten sollten auf dem Wege zwischen der Kaserne und dem Gefängnis stehen und bereit sein, die Bomben zu werfen, wenn die Soldaten fliehende Häftlinge verfolgen würden...
Pawel entwickelte seinen Plan und unterstrich seine Eigenart: die Kampfaktion sollte außerhalb der Gefängnismauer stattfinden, so daß sich nur der einer Gefahr aussetzte, der sich unmittelbar an dem Unternehmen beteiligte. Er wies auch darauf hin, daß die Sache in der Stadt von Genossen betrieben werde, denen es bereits gelungen war, durch eine Sprengung die Gefangenen in Simferopol zu befreien.
Meinerseits war es ein Wahnsinn, mich einem Unternehmen von Menschen anzuschließen, die nichts zu verlieren hatten. Aber das Vorhaben der Anarchisten bestach mich durch seine revolutionäre Romantik. Dazu war ich wie jeder Gefangene, dem ein Fluchtversuch mißlungen ist, geneigt, einen beliebigen neuen Plan zur Befreiung begierig aufzunehmen. Und schließlich war ich damals zweiundzwanzig Jahre alt.
Ich erklärte Pawel, ich wäre bereit, an der Sache teilzunehmen, und übernahm es, die Waffen zu empfangen, die der Feldscher Puschkin ins Gefängnis liefern sollte. Man nahm an, daß er neun Revolver, etwa zweihundert Patronen, mehrere Pfund Dynamit, Pyroxilin und andere Materialien bringen werde.
Am Abend kam der Feldscher in die Krankenstube und schritt mit entschlossenen Schritten zu der Ecke, wo Caffi lag. Er blieb in dem Gang zwischen seinem und meinem Bett stehen und sagte leise zu mir:
„Treten Sie näher!"
Dann fing er an, den Kranken abzuklopfen und Herz und Lunge abzuhören.
Als der Aufseher, der mit den Schlüsseln in der offenstehenden Tür rasselte, uns den Rücken kehrte, flüsterte ich dem Feldscher zu:
„Wo?"
Er antwortete schnell:
„In der äußeren Tasche, links."
In dieser Tasche fand meine Hand einen schweren metallenen Gegenstand. Den steckte ich mit einer raschen Handbewegung unter mein Kissen.

In der Nacht sah ich mir den empfangenen Gegenstand an: es war eine schwarz brünierte Pistole mit Doppellauf, sie ähnelte einem Browning, war aber von einem anderen, mir unbekannten System.
Von diesem Abend an brachte mir Puschkin jeden Tag etwas — entweder ein Päckchen Dynamit in langen kerzenartigen Stäbchen oder ein Päckchen Pyroxilinwürfel. Morgens kam Pawel, und ich übergab ihm, was ich am Vorabend erhalten hatte.
Pawel war schweigsam und in gedrückter Stimmung. Von der Befreiung, die vorbereitet war, sprach er nicht. Einmal fragte ich ihn, wie die Sache stehe. Er antwortete:
„Dort", und er zeigte mit den Augen auf das Fenster, auf die Stadt — „dort ist alles gut, aber hier ist es sehr schlecht. Man hätte vielleicht gar nicht anfangen sollen, es wäre besser, auf den Tod zu warten."
Ich enthielt mich aller Fragen.
Am 26. April — ich erinnere mich sehr gut an diesen Tag — fand im Gefängnis eine Durchsuchung statt: die Gendarmerieverwaltung hatte davon Wind bekommen, daß die Gefangenen einen Fluchtversuch vorbereiteten und dazu Waffen in ihren Besitz gebracht hatten. Die Durchsuchung dauerte vom frühen Morgen bis in den Abend hinein. Man durchwühlte alles, riß die Pritschen auseinander, klopfte mit schweren Eisenstangen Fußböden und Wände ab. Man hatte mit den entlegenen Korridoren angefangen und näherte sich allmählich dem Spital.
In meinem Kissen stak das am Vorabend erhaltene Dynamit. Caffi, der mit großer Besorgnis meine Teilnahme an dem Unternehmen der Anarchisten verfolgt hatte, riet, mir das Paket vom Halse zu schaffen und es in den Eimer im Abort zu werfen. Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen.
Da half mir der alte Bauer Nesterenko aus der Not. Er wußte nicht, was ich eigentlich vom Feldscher erhielt, erriet aber, daß ich durch diesen eine geheime Verbindung mit denen draußen unterhielt: irgend etwas mußte ich in Empfang genommen und weitergegeben haben. Der Alte erriet auch ganz zutreffend, daß ich Verbotenes im Kissen versteckt hielt: vielleicht verbotene Bücher, vielleicht Briefe, und vielleicht auch nur eine Flasche Schnaps.
Er kam auf mich zu und fragte leise:
„Haben Sie etwas im Kissen?"
„Jawohl."
„Wollen wir tauschen?"
„Gut. Wenn sie es doch finden, sage ich, das Kissen gehört mir."
„Bei mir werden sie es nicht finden..."
Eine Viertelstunde später kamen eine Menge Aufseher mit Belokos an der Spitze ins Krankenzimmer. Sie gingen schnurstracks auf mein Bett zu, trennten die Matratze und das Kissen auf, schüttelten jeden Strohhalm, betasteten jede Naht in der Wäsche. Die anderen Betten untersuchten sie weniger sorgfältig.

Nesterenko bereitete sich inzwischen vor. Er legte das Kissen mitten auf das Bett, breitete darauf ein buntes Tuch, auf dem Tuch ein Paar Fußlappen und noch irgendwelche andere Läppchen aus und oben darauf legte er seine Mütze und schüttete darin seinen Tabak und seine Streichhölzer aus: bitte schön, hier ist all meine Habe, ich halte vor der Obrigkeit nichts geheim!
Belokos betastete das Häufchen Tabak und zischte durch die Zähne:
„Schaff deinen Kram weg!“
Die Haussuchung endete ergebnislos — man fand im Gefängnis nichts.
Die Anarchisten hatten es verstanden, ihre Rüstung unter dem Asphaltboden zu verstecken: der Schnitt war so kunstfertig ausgeführt, daß die Aufseher, die jede unebene Stelle auf dem Fußboden betrachteten und betasteten, nichts gemerkt hatten. Die Waffen waren wohlbehalten, der Weg in die Freiheit offen geblieben.
Am nächsten Tag kam Pawel. Er war kreidebleich. Ich erzählte gutgelaunt, wie es mir gelungen war, das Dynamit zu bewahren. Er hörte finster, teilnahmlos zu. Als ich zu Ende war, sagte er:
„Die Sache ist sowieso verloren.“
Er erzählte mir, was im Gefängnis in den letzten Tagen geschehen war.
Das von den Anarchisten in die Wege geleitete Unternehmen war mit einem ähnlichen Plan zusammengestoßen, den die Zelle 10 gefaßt hatte. Dies war eine Zelle mit Politisch-Gemeinen, deren Sachen in der nächsten Session des Kreiskriegsgerichtes zur Verhandlung kommen sollten. Hier saßen zweiundzwanzig Menschen, allen drohten Paragraphen mit der Todesstrafe. Auch sie hatten sich vorgenommen, mittels einer Sprengung der Gefängnismauer zu fliehen. Schon hatten sie aus der Stadt etwas Dynamit erhalten, als sie von den Vorbereitungen der Anarchisten erfuhren.
Man hatte versucht, die beiden Pläne miteinander zu verbinden. Aber es stellte sich heraus, daß dies unmöglich war: die Session des Kriegsgerichtes sollte am 30. April beginnen, an diesem Tag waren die ersten Todesurteile zu erwarten; deswegen wollten die aus der Zelle 10 ihren Fluchtversuch spätestens am 29. April ausführen; die Anarchisten konnten dagegen ihre Vorbereitungen frühestens am 10. bis 25. Mai zu Ende führen. Sie hielten es für unzulässig, „eine Schlacht zu liefern“, ohne daß sie sich alle Chancen gesichert hätten, und das Gefängnis einer tödlichen Gefahr für den Fall auszusetzen, daß die Sprengung der Mauer nicht gelingen sollte.
Die Verhandlungen zwischen den beiden Gruppen führten zu nichts, und die Zelle 10 stellte den Anarchisten das Ultimatum:
„Übergeben Sie uns Ihre Waffen! Tun Sie das nicht, so gehen wir los mit dem, was wir haben. Reicht unser Vorrat zur Sprengung der Mauer nicht aus — um so schlimmer: man wird uns abschlachten, aber auch Ihre Sache wird verloren sein.“
Das war ein erschütternder Konflikt: all diesen Menschen drohte der

Galgen — nur daß die einen Zeit hatten, sich ihre Schritte zu überlegen, die anderen aber nicht mehr warten konnten...

Unter den Anarchisten rief die Forderung der Zelle 10 Empörung hervor. Die Mehrheit war für eine schroffe Absage. Aber Pawel trat ihr entgegen. Am 29. April, meinte er, werden jene in den sicheren Tod gehen. Die Mauer werden sie nicht sprengen. Man wird sie vor unseren Augen niederschießen, während wir die Waffen für die Zukunft in unseren Händen zurückhalten werden ...

Und außerdem: bei einem mißlungenen Versuch, die Mauer zu sprengen, würde, falls die Teilnehmer des Angriffs innerhalb der Mauern des Gefängnishofes bleiben würden, die Rache der Verwaltung über das ganze Gefängnis hereinbrechen. Das einzige Mittel, einem Gemetzel vorzubeugen, wäre, die Stärke der Explosion so zu vergrößern, daß die Mauer wirklich einstürzte. ,Aus diesen Erwägungen heraus bestand Pawel darauf, daß sämtliche aus der Stadt erhaltenen Sprengstoffe der Zelle 10 übergeben würden. Mit diesem Beschluß kam er zusammen mit dem Schwarzmeermatrosen Leonid Iwanow zu mir.

Pawel fragte mich, ob ich diesen Beschluß für richtig hielte. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, da ich mich nicht berechtigt fühlte, Richter in einem Streit zu sein, bei dem alle außer mir so oder anders dem Tod ausgeliefert waren...

Der Matrose hörte schweigend zu, sah bald Pawel, bald mich aufmerksam an, sagte aber kein Wort. Ich fragte ihn, was er von dem Beschluß der Genossen meinte. Er antwortete langsam, als ob es ihm schwerfiel, die richtigen Worte zu finden:

„Was ist hier zu meinen? Zu beschließen haben wir gar nichts mehr. Es ist alles so gekommen, daß man nicht mehr anders kann. Es ist sowieso Schluß. Sind denn die zu einer solchen Sache fähig! Nichts werden sie ausrichten. Jetzt ist Schluß — so oder anders, vielleicht durch den Strick, vielleicht durch die Kugel."

„Auf dich allein hoffen wir", sagte Pawel leise zu Leonid.

Der Matrose schnitt mit einer Handbewegung alle Hoffnungen ab:

„Nun was? Da man beschlossen hat, daß ich gehen soll, so werde ich gehen. Aber lieber möchte ich mit den Genossen in der Schlinge sterben als mit diesen, mit den Hunden."

„Da sind nicht bloß Hunde", berichtigte ihn Pawel.

„Das stimmt, da sind auch Genossen. Zusammen werden wir sterben."

Er sprach ruhig, traurig, und diese stille Bereitschaft zum Tode reimte sich nicht mit der kraftstrotzenden Riesengestalt und mit dem groben, mit dichten Stoppeln bedeckten Gesicht. Ich fragte Leonid nicht, wie er sich der Zelle 10 bei dem Fluchtversuch anschließen werde.

Gegen Abend kam Puschkin, brachte ein Päckchen Pyroxilinwürfel und andere Materialien zur Bombenherstellung. Am 28. April kam der Feldscher zweimal in das Krankenzimmer gelaufen und übergab einen zweiten Revolver, vier Rahmen Patronen und noch ein Stäbchen Dynamit.

Die Zelle 10 lag unmittelbar über unserer Krankenstube. Von Fenster zu Fenster überbrachte das „Lufttelephon“ Zettel, Tabak, zuweilen sogar „Liebesgaben“ aus der Stadt: Wurst, Speck.
Am späten Abend traf von oben ein Zettel mit der Unterschrift Leonid Iwanows ein, er befand sich schon in der Zelle 10. Er bat mich, alles, „was Pawel versprochen hatte“, unverzüglich durch das „Lufttelephon“ nach oben zu schicken.
Ich sandte ihm das Kampfgerät, das ich bei mir hatte.
Am 29. April stand ich vom frühen Morgen an am Fenster. An diesem Tag führte man die Gefangenen in das Badehäuschen, das an der Vordermauer des Gefängnishofes, neben dem Büro, stand. Ich dachte mir, daß die Zelle 10 diese Gelegenheit für die Sprengung benutzen würde...
Gegen 8 Uhr am Morgen, bald nachdem die Zellen das kochende Wasser empfangen hatten, wurden die Politisch-Gemeinen zum Baden geführt. Unter ihnen bemerkte ich Leonid Iwanow, Gribow, den Anarchisten Jakob Nagornyj, den Sozialrevolutionär Alexej Dubinin...
Nach einer halben Stunde wurden sie ins Gefängnis zurückgebracht.
Auf dem Hofe wurden wie gewöhnlich Gefangene spazierengeführt. Sie bewegten sich innerhalb der Drahtzäune an den entgegengesetzten Mauern, links und rechts vom Gefängnis.
Vor dem Mittagessen führte man die politische Zelle 12 zum Spaziergang heraus. Einige Minuten später erschienen die Politisch-Gemeinen an der entgegengesetzten Seite (an der linken Mauer) zum Spaziergang.
Einige unter ihnen trugen ihre Strohsäcke. Darin war nichts Verdächtiges: die Strohsäcke durften von Zeit zu Zeit im Hofe ausgeklopft werden, und es war natürlich, daß die Gefangenen dies an einem Badetag zu tun beschlossen hatten.
Ich blieb am Fenstergitter stehen und beobachtete den Spaziergang.
Man klopfte die Matratzen aus. Dann legte man sie an der Mauer aufeinander. Die Gefangenen gingen an das entgegengesetzte Ende des für den Spaziergang bestimmten Raumes. Sie machten Freiübungen wie Soldaten: Kniebeugen, Parademarsch. Bei den Strohsäcken bleibt Leonid Iwanow allein. In der Hand hat er eine große Teekanne aus Blech. Er stellt sie auf die Matratzen und tritt einige Schritte abseits, indem er eine Zigarette anzündet. Aber der Wind bläst das Streichholz aus. Iwanow nähert sich der Mauer, bückt sich über die Strohsäcke ... Dann geht er rasch an das entgegengesetzte Ende des umzäunten Raumes, dorthin, wo seine Genossen sich mit Parademarsch unterhalten...
In diesem Augenblick wird das Gefängnisgebäude von einer donnernden Explosion erschüttert. Der Hof füllt sich mit dichtem Qualm, durch dessen grauen Vorhang Feuerzungen auflodern. Klirrend stürzen Fensterscheiben. Eine heiße Luftwelle wirft mich vom Fenster zurück. In den inneren Korridoren schlagen Türen zu, knallen Schüsse, erschallen Schreie...
Plötzlich wird alles still.

Ich sehe aus dem Fenster. In der linken Umzäunung kein Mensch mehr da, auf der Erde liegen angebrannte Lumpen von Strohsäcken umher. Ich suche mit den Augen nach einer Bresche in der Mauer, aber es ist keine zu sehen. Es war geschehen, was die Anarchisten befürchteten, als sie es ablehnten, einen vorzeitigen Versuch zu unternehmen — die Kraft des Sprengstoffes hatte sich als ungenügend erwiesen.
Rechts, wo die Zelle 12 ihren Spaziergang gehabt hatte, lagen auf der Erde Menschengestalten: die Gefangenen hatten sich im Augenblick der Explosion zu Boden geworfen. Eine Minute später begannen sie sich einer nach dem anderen zu erheben. Die Aufseher und Wachtposten waren wer weiß wohin weggerannt.
Aber nun ertönten Schüsse, zuerst einzelne, dann immer mehr und mehr: die Aufseher feuerten aus dem Torweg auf das Gefängnis. Und nun begannen auch die Wächter, die zur Zeit der Explosion sich im Gefängniskorridor aufgehalten hatten, durch die Gucklöcher in die Zellen nach den vor Schrecken wahnsinnigen, schutzlosen Gefangenen zu schießen.
In diesem Augenblick erschien im Hofe Leonid Iwanow. Ich sah ihn langsam, mit seinem Schaukelgang, in dem ausgestreckten Arm einen Revolver, einen alten Baum erreichen, der einsam mitten im Hofe, zwischen dem Gefängnisbüro und dem Hauptgebäude stand.
Die Pforte in dem Tor ging auf, und die Aufseher stürzten in einem Haufen in den Hof, mit Gewehren in der Hand. Iwanow trat einen Schritt vor und feuerte. Die Aufseher wichen zurück und schossen weiter aus der Deckung der massiven, eisenbeschlagenen Tür, indem sie auf den zwischen ihnen und dem Gefängnis stehenden Menschen zielten.
Einige Minuten dauerte der ungleiche Kampf. Iwanow ging langsam hin und her, bald ließ er sich auf ein Knie nieder, bald benutzte er den alten Baum zur Deckung. Er war verwundet, feuerte aber weiter. Ich sah, wie er sich an den Baum anlehnte und lud. Aber dann fiel er, tödlich getroffen.
Nun füllte sich der Hof mit Gefängnisaufsehern und begann die Abrechnung mit den waffenlosen Menschen, die gar keinen Anteil an dem Sprengungsversuch genommen hatten.
Man hörte die Stimme Belokos':
„Macht sie alle bis auf den letzten nieder! Feuert auf die Politik!"
Die Aufseher feuerten auf die Gefangenen aus Zelle 12. Zukerin erhob sich von der Erde und schrie zu Belokos:
„Schießen Sie nicht! Von hier hat niemand versucht zu flüchten..."
Als Antwort befahl Belokos einem der Aufseher:
„Schaff mir diesen Juden beiseite!"
Und Zukerin fiel tot zu Boden.
In den Gefängnishof wurden zwei Kompanien Infanterie geführt. Man stellte sie neben dem Büro auf. Aber sie nahmen keinen Anteil an dem Gemetzel. Nur die Aufseher feuerten.
In den Hof kamen viele höhere Beamte und Offiziere. Der dicke Gefängnisinspektor lief geschäftig hin und her, schrie mit lebhaften Arm-

bewegungen. Ein Beamter untersuchte aufmerksam die auf der Erde liegenden Leichen, indem er sie mit seinem Spazierstock an dieser und jener Stelle berührte. Ein anderer zeigte den Aufsehern die Richtung, nach der sie feuern sollten. Belokos war Führer. Wieder und wieder ertönte seine Stimme:

„Schlagt alle bis zum letzten nieder!“

Jetzt hörten die Schüsse im Hofe allmählich auf. Die Aufseher verließen einer nach dem anderen den Hof und traten in das Gefängnisgebäude ein. Und noch lauter donnerten die Schüsse in den inneren Korridoren des Gefängnisses. Jetzt wurden die Zellen von den Korridoren aus, durch die Türen, beschossen. Die Schreckensrufe und das Stöhnen in den Zellen verstärkten und vereinigten sich zu einem einzigen fürchterlichen Geheul...

Uns im Krankenzimmer beschoß man nicht. Nur durch das Fenster flogen einige verirrte Kugeln herein.

Endlich zog in den inneren Korridoren die Militärwache auf. Die Schüsse hörten auf*. Die leitenden Beamten und Offiziere betraten nach den Soldaten und Aufsehern das Gefängnisgebäude. Der Hof wurde leer. Das Geschrei legte sich. Man vernahm nur noch schwaches Stöhnen.

Das dauerte einige Zeit. Dann begann auf dem Spitalkorridor Hinundhergelaufe. Die Verwundeten aus den Zellen und aus dem Hofe wurden hergebracht. Vom Korridor drangen jetzt lautes Stöhnen, Heulen und heisere Schmerzensrufe.

Ich ging zur Tür und suchte durch das Guckloch an den Gesichtern die Genossen, die man aus dem Hofe zu uns in den Korridor hineintrug, zu erkennen. Aber das Guckloch war so schmal, daß es unmöglich war, den ganzen Korridor zu überblicken. Dazu verlor sich das Ende des Korridors in der Dunkelheit. Deutlich zu sehen waren nur jene, die vor der Tür lagen.

Gerade vor mir lag auf dem schmutzigen Asphaltboden, mit zurückgeworfenem Kopf, ein todbleicher Jüngling, fast noch ein Knabe. Das Blut war in seinem Haar zu Klumpen zusammengeklebt. Die Augen waren geschlossen, an den Mundwinkeln sah man weißen Speichel oder Schaum. Ich erkannte Sascha Kowalew.

Seine Geschichte war mir bekannt. Ihn erwartete ein Todesurteil für einen Überfall, an dem er nicht teilgenommen hatte. Ich hatte einmal gehört, wie Sascha, als er neben mir an dem dichten Eisengitter stand, das uns Gefangene von den Besuchern trennte, seiner vor ihm weinenden Mutter in frohem und sorglosem Ton versicherte, der Untersuchungsrichter hätte versprochen, ihn spätestens zu Ostern freizulassen, und die Verzögerung wäre nur durch Formalitäten entstanden. Die Mutter sollte auf keinen

---

* Später hat man in Jekaterinoslaw erzählt, die Militärbehörde hätte dem Gemetzel ein Ende gemacht, sie hätte den Gouverneur über die Stimmung der Soldaten unterrichtet, die laut gedroht hatten, die Aufseher zu erschießen, wenn die nicht das Feuer auf die schutzlosen Gefangenen einstellen würden. Ich weiß nicht, inwieweit dies zutrifft. Aber wenn die Wächter vom 29. April sprachen, so schimpften sie auf die Soldaten und meinten, diese hätten ihnen „im Wege gestanden“.

Fall den Untersuchungsrichter mit Nachfragen belästigen, da dies nicht erlaubt wäre und der Richter ihn dafür einen Monat länger in Haft halten könne. Die alte Frau glaubte den Worten des Sohnes und glaubte ihnen wieder nicht; sie wiederholte nur unter Tränen: „Gebe es Gott! Gebe es Gott!“ und weinte.

Unserer Stube näherte sich eine Menge Menschen. Der Schlüssel knarrte im Schloß. Die Tür ging auf, und eine rauhe Stimme befahl:

„Hinein mit euch!“

In das Krankenzimmer drängten sich etwa zehn Gefangene mit Wäschebündeln und zusammengerollten Strohsäcken hinein.

Die Köpfe der Neuangekommenen waren mit schmutzigen weißen und bunten Tüchern verbunden. Bei den einen lief der Verband über die Stirn, bei den anderen über die Nase. An diesen Verbänden sowie an den roten zerfressenen Gesichtern waren Syphilitiker zu erkennen.

Die einen legten ihre Bündel und Strohsäcke auf den Boden, die anderen auf den Tisch. Einer von den Neuangekommenen, der unter den Gemeinen bekannte Dieb Polewoj, sagte:

„Man hat uns hierhergetrieben ... Unsere Stube ist den Verwundeten zugewiesen...“

Er setzte sich auf ein Bett neben der Tür und fragte, indem er auf mich und Caffi zeigte:

„Was? Wohl auch Politik?“

Dann stand er auf und kam auf uns zu:

„Ah, Politische! Euretwegen, ihr Hundesöhne, haben sie die Gefangenen erschossen! Wieviel Menschen sind euretwegen totgeschlagen! Und euch ist noch alles zu wenig! Früher, ehe ihr angefangen habt, brummten einem die Geschworenen ein paar Monate auf oder erkannten sogar auf ‚Nicht schuldig‘. Aber euretwegen, ihr Pack, gibt jetzt das Kriegsgericht einem den Strick, oder lebenslänglich. Ihr Äser! Wartet nur, auch eure Stunde wird schon kommen! Wenn auch nur ein Dieb heute getötet oder verwundet worden ist, dann machen wir morgen euch alle zu Hackefleisch. Man hat euch zu wenig geprügelt! Das ist aber nur der Anfang... Morgen werden wir es euch schon richtig zeigen!“

Polewoj erhob die Stimme fast zum Schreien. Er ging im Zimmer hin und her, sprach mit weitausgreifenden Armbewegungen und würzte seine Rede mit gemeinen Schimpfworten. Ihm stimmten die anderen Syphilitiker bei. Ihre Drohungen und schamlosen Schimpfworte vermischten sich mit dem Stöhnen, das aus dem Korridor zu unseren Ohren drang...

An diesem Tage sind im Jekaterinoslawer Gefängnis 28 Menschen getötet und 44 verwundet worden. Von den Verwundeten erlagen sieben bald ihren Leiden.

Aus Zelle 10 blieben fünf Menschen am Leben. Iwanow war im Hofe getötet worden, Nagornyj und Dubinin auf dem Dach des Hintergebäudes, die übrigen in der Küche, wo sie nach der mißlungenen Sprengung Rettung gesucht hatten.

Unter denen, die heil geblieben waren, war Gribow — ihm stand der Tod am Galgen bevor.
Von den anderen Zellen hatte am meisten Nummer 12 gelitten. Hier waren acht oder zehn Gefangene, darunter auch Zukerin, getötet.
Das war der Anfang der Greuel, die nachher lange, lange Monate andauerten.

Das gebändigte Gefängnis

Am nächsten Tag begann zu der üblichen Zeit, gegen 6 Uhr morgens, die Kontrolle. Aus dem Fenster unseres Krankenzimmers sah man, wie eine Menge Aufseher durch den Hof in das Gefängnisgebäude ging. Wie immer fing die Kontrolle mit dem oberen Korridor an, wo die Untersuchungshäftlinge untergebracht waren. Stampfend, lärmend, lachend gingen die Aufseher die Treppe hinauf. Jetzt ließ der Lärm der Stimmen und Schritte nach und verstummte bald hinter den dicken Mauern ... Sie bogen in den Seitenkorridor ein ... Jetzt traten sie in eine Zelle ... Man hörte Schreie, dumpfe Schläge, Geheul, Kettengerassel... Immer lauter.. immer näher ... Etwas Schweres rollte über die Treppe hinab ... Eisen dröhnte ... Durch das ganze Gefängnis erscholl ein Schrei:
„O—o—oh! Sie schlagen mich tot! ...“
Und schon hört man die Schläge unten ... Die Schreie werden immer leiser. Im Takt zu den Schlägen wiederholt eine Stimme:
„Schrei nur, schrei nur noch einmal, du Aas...“
Und kaum sind die Schreie und das Stöhnen des Gemarterten in der Tiefe des Kellergeschosses verstummt, da kommt wieder ein Geheul aus dem oberen Korridor. Jetzt prügeln sie mehrere auf einmal. Man hört, wie die Ketten rasseln, es werden Gefesselte geschlagen. Eine zarte, hohe Stimme wie die eines Kindes ... Bald reißt diese Stimme ab und verstummt ... Eine rauhe Stimme kreischt:
„Tötet die Menschen, Henker, aber quält sie nicht!“
Die Stimme Belokos' ist deutlich zu hören:
„Halt's Maul! Aus euch allen wird Hackfleisch für die Hunde gemacht!“
Wiederum Lärm auf der Treppe ... Wieder rollt etwas Schweres herab. An den steinernen Stufen rasselt die Eisenkette. Aber weder Stöhnen noch Schreie sind diesmal zu hören.
Das wiederholte sich acht- bis zehnmal. Vielleicht öfter.
Wer Ähnliches nicht erlebt hat, wer nicht in einem Gefängnis während einer Mißhandlung von Gefangenen gewesen ist, der kann nicht verstehen, was es bedeutet, zu hören, wie zwei Schritte von dir entfernt, hinter der Wand ein Mensch, vielleicht dein Genosse, vielleicht dein Freund, gemartert wird, das Geschrei der Peiniger zu hören, die Schläge, die sie austeilen, das Stöhnen und die Klageschreie des gefolterten Opfers, zu hören, wie der besinnungslose Körper über den Boden geschleift, an

die Treppenstufen gestoßen wird, dies alles zu hören — und zu fühlen, daß du nicht dazwischenzutreten vermagst, nicht einmal protestieren kannst ... Du mußt unbeweglich dasitzen und zuhören ... Wer dies nicht erlebt hat, wird nie diese Qual verstehen...

Endlich kam die Kontrolle zu uns in den Spitalkorridor.

Man schloß die Tür auf, und ein Trupp stürzte in unser Zimmer herein. Allen voran ging Belokos. Die Muskeln in seinem blutunterlaufenen Gesicht zitterten leicht. Die Enden seines dichten, langen Schnurrbartes zuckten. Die Hände waren geballt. Er war betrunken. Unter den roten schweißbedeckten Gesichtern der Aufseher fielen zwei oder drei ganz blasse mit entsetzenerfüllten, verwirrten Augen auf.

Der Oberaufseher sah uns langsam an. Sein schwerer und nebeltrüber Blick blieb auf Borissow, einem schwindsüchtigen Bergarbeiter, haften.

„Diesen hier“, sagte er leise und deutlich.

Borissow stand neben seinem Bett, lang und mager wie ein Skelett, mit erbleichtem Gesicht, dessen Blässe sein dichter, schwarzer Bart noch mehr hervortreten ließ. Er stand unbeweglich und ähnelte mehr einem Toten als einem lebendigen Menschen.

Der großgewachsene, dicke und schwere Aufseher Archipow packte Borissow an der Schulter und schleppte ihn in die Mitte der Stube und hielt ihm beide Arme fest. Zwei Aufseher schlugen ihn mit Fäusten ins Gesicht und auf den Kopf. Belokos betrachtete aufmerksam, wie sie ihn schlugen. Zweimal stieß er Borissow mit dem Fuß gegen den Leib. Borissow beugte sich unter den Schlägen und stöhnte schwach. Archipow, der ihn an den Armen festhielt, redete ihm halblaut zu:

„Steh doch! Steh doch gerade! Winde dich nicht!“

Dann warf man den Gefangenen zu Boden und begann ihn mit den Füßen zu treten. Endlich befahl Belokos:

„Das langt für ihn. In den Karzer! Dort mag er sich erholen!“

Sie schleppten Borissow in den Korridor. Die Kontrolle verließ unsere Stube. Die Tür fiel ins Schloß. Wir hörten, daß auch in den anderen Krankenzimmern die Gefangenen geprügelt wurden. Die Mißhandelten wurden einer nach dem anderen in den Korridor geschleppt und dann in den Karzer. Endlich entfernte sich die Kontrolle. In unserer Stube herrschte Todesschweigen. Nur Polewoj schimpfte laut und sagte:

„So müßt ihr es kriegen ... Ja, das heißt ...“

Aber niemand unterstützte ihn. Sogar die Syphilitiker, die mit ihm zusammen angekommen waren, waren bedrückt von dem, was sich eben vor ihren Augen abgespielt hatte.

... Das Gefängnis wurde zur Hölle. Die Aufseher begannen jeden Tag mit den Gefangenenmißhandlungen bei der Kontrolle und beendeten jeden Abend mit Gesang und Tanz im Tor.

Von den politischen Gefangenen blieb ich allein in der Krankenstube. Caffi wurde aus dem Gefängnis entlassen und als lästiger Ausländer aus Rußland ausgewiesen. Ich war noch schwach, wollte aber nicht mehr im

Spital bleiben. Eines Morgens wandte ich mich an den Feldscher und bat ihn, mich gesund zu schreiben. Er sah mich an, fühlte mir den Puls und sagte kopfschüttelnd:

„Sie sind noch nicht wieder gesund. Aber wie Sie wollen ..."

Nach einer halben Stunde führte man mich in die Zelle 12 ab.

Vieles hatte sich in dieser Kammer während meiner Krankheit verändert. Viele von den Genossen waren nicht mehr am Leben. Andere hatten die Zelle als Schwerverwundete verlassen. Die Zelle war voll blutiger Erinnerungen.

Fast jeden Tag griffen sich die Aufseher einen heraus und mißhandelten ihn vor den Augen der anderen. Gerade vor der Tür unserer Zelle fanden täglich auf dem Korridor Mißhandlungen von Gefangenen statt. Der Fußboden war hier immer feucht von Blut.

Ich verbrachte in der Zelle etwa acht Tage. Endlich kam die Reihe an mich.

Abends fand die übliche Kontrolle statt. Die Kontrolle führte der zweite Assistent des Gefängnisdirektors durch. Das war ein noch ganz junger Mann, sehr dumm und eingebildet, der früher Revieraufseher gewesen war und sich deshalb als Offizier a. D. betrachtete. Schon vor der Explosion hatten die Gefangenen Zusammenstöße mit ihm gehabt — einmal auch ich, weil er aus der Apotheke eine Flasche Wein, die einem schwerkranken Genossen geschickt worden war, heimlich weggenommen und ausgetrunken hatte. Damals hatte er es einstecken müssen, daß ich ihm ins Gesicht sagte, was ich von seiner Handlung hielt.

Jetzt kam er zur Kontrolle, betrunken, mit rotem schwitzendem Gesicht und trüben Augen. Die Gefangenen standen regungslos vor ihm, in zwei Reihen längs der Wand. Er ließ einen trüben Blick suchend über uns hinschweifen. Dann blieb sein Auge auf mir haften, und er schrie:

„Nun, du Redner, komm auf den Korridor raus!"

Ich fragte:

„Sprechen Sie mit mir?"

Der Aufseher stieß ein wüstes Schimpfwort aus und wiederholte:

„Du bist gemeint, du Redner, komm auf den Korridor raus!"

Ich trat vor und suchte möglichst fest und ruhig zu schreiten. Ohne ihn anzublicken, ging ich an ihm vorbei auf den Korridor.

„In den Karzer mit ihm!" schrie der betrunkene Assistent.

Einer schlug mir ins Gesicht. Mein Zwicker flog herab. Ich konnte die Gesichter der Aufseher, die mich umgaben, nicht mehr sehen. Auf mich hagelten Faustschläge.

„In den Karzer!" schrie die Stimme Belokos'.

Vor einer niedrigen Tür im unteren Stock rissen sie mir die Oberkleidung und Schuhe vom Leibe und ließen mir nur Hemd und Unterhose an. Sie schlugen mich weiter, während einer der Aufseher die Tür öffnete. Dann stießen sie mich in einen dunklen Raum und schlossen die Tür gleich hinter mir ab.

Von dem heftigen Stoß schlug ich hin. Unter den Händen spürte ich nicht harten Zement, sondern etwas Kaltes und Klebriges. Ich versuchte aufzustehen. Die nackten Füße versanken bis zu den Knöcheln im Schlamm. Rings herum war es finster und still wie im Grab. Ich dachte, ich wäre allein im Karzer, aber man rief mich an:
„Neuer Genosse, wo sind Sie? Melden Sie sich!“
„Hier“, antwortete ich.
„Sind Sie allein oder zusammen mit einem anderen hergebracht?“
„Allein.“
Eine neue Stimme mischte sich ein:
„Liegen Sie noch auf dem Boden, Genosse, oder sind Sie aufgestanden? Setzen Sie sich hierher. Hier ist eine trockene Stelle an der Wand.“
Eine Kette rasselte. Jemand machte zwei Schritte im Schlamm und berührte meine Schulter. Eine Hand glitt meinen Arm entlang und drückte fest die meine. Die Hand meines Führers war klein, dünn und eiskalt.
„Hierher, hierher“, wiederholte teilnahmsvoll dieselbe Stimme an meinem Ohr.
Mein unsichtbarer Freund half mir, mich auf dem trockenen Platz niederzulassen. Ein anderer strich mir schnell mit der Hand über den Rücken und sagte:
„Aber Ihnen ist ganz schlecht. Sie beben am ganzen Körper. Nehmen Sie Wasser zu sich... Wir haben welches hier. Es ist Sand darin, aber trinken kann man es ...“
Das Wasser stank und hinterließ im Munde Sand, aber immerhin halfen mir einige Schlucke, der Aufregung und des Zitterns Herr zu werden.
Wir waren sieben in dem steinernen Sack ... Bei der Abendkontrolle stieß man einen achten herein.
Meine Nachbarn erzählten mir, was mit jedem von ihnen geschehen war, und so verging die endlos lange Nacht, die Nacht, die für uns weder Anfang noch Ende hatte, da wir in unserem finsteren Sarg nicht sehen konnten, wie der Tag erlosch, auch nicht sehen konnten, wie der Morgen heraufzog.
Der gemarterte Körper schmerzte. Ich fühlte eine große Schwäche. Aber am schlimmsten war, daß mir ununterbrochen schwindelte. Ich konnte nicht entscheiden, ob das von den Schlägen auf den Kopf oder von der unerträglich verdorbenen Luft kam.
Aber seltsam! Mein sittliches Selbstbewußtsein war gehoben. Ich hatte nicht mehr jenes drückend ekelhafte Gefühl der Erniedrigung, das mich seit dem Tage, als man vor meinen Augen Borissow mißhandelte und ich schwieg, nicht für eine Minute verlassen hatte.
Jawohl! Ich zerlegte aufmerksam meine Empfindungen und die Erlebnisse der letzten Tage und war überrascht von der unerwarteten Entdeckung. Als man vor mir die Genossen mißhandelt und ich zugesehen und geschwiegen hatte, war das Gefühl der Erniedrigung tausendmal stärker und qualvoller gewesen, als in den Minuten, wo mein Kopf hilflos

von den Faustschlägen der Aufseher hin und her geschüttelt wurde. Damals war ich durch mein Schweigen wider meinen Willen zu einem Teilnehmer einer unsagbaren Gemeinheit geworden. Jetzt hatte man m i c h geschlagen — das war so, als ob mich ein Tier in seine Fänge gekriegt hätte, als ob ich mir bei einem Sturz in den Bergen Kopf und Glieder zerschlagen hätte.
Daß die Nacht vorbei war, erfuhren wir aus dem Kommando: „Zur Kontrolle antreten!", das eine laute heisere Stimme auf dem Korridor abgab. Als eine kleine blakende Gefängnislampe in unser unterirdisches Gewölbe hereingetragen wurde, erschien sie uns groß und leuchtend wie die Sonne. Aber plötzlich flackerte ihre Flamme auf und erlosch. Die Aufseher hasteten zur Tür. Belokos befahl auf dem Korridor:
„Laßt die Tür offen, daß etwas Luft hineinkommt. Die haben da was zusammengestunken!"
Ich verbrachte im Karzer sechs Tage oder noch mehr. Dann brachte man mich auf den oberen Korridor, in den Turm.
Im Turm war das Regime leichter als in den großen Zellen. Hier saßen sechs Menschen (darunter der junge Setzer Mischa Mucharewer). Es war nicht allzu eng.
Auf dem Korridor erschollen noch immer Schläge, Schreie, Stöhnen. Wenn wir zum Spaziergang hinausgingen, sahen wir oft auf dem Asphaltboden und auf den Treppenstufen Blutspritzer.
Die Anarchisten sprachen manchmal davon, daß ihre Genossen in der Freiheit den 29. April nicht ungerächt lassen würden ... Aber der Hauptführer der Erschießungen und des Gemetzels, der Oberaufseher Belokos, verließ das Gefängnis nie, und es war schwierig, ihn in die Hand zu bekommen. Wenn ich mich recht entsinne, wurde ein Überfall auf einen seiner Helfer, einen Riesen mit rotem Gesicht und dem Spitznamen „Chan", vorbereitet. Jedenfalls hatten die Anarchisten ein Flugblatt verbreitet, in dem sie die an den Gefängnismißhandlungen Schuldigen mit dem Tode bedrohten. Diese Drohungen waren den Gefängnisaufsehern bekannt geworden.
Eines Morgens — es war schon Anfang Juni — erschien in der großen Zelle der Untersuchungshäftlinge, die neben unserem Turm lag, Belokos in Begleitung von etwa zehn Aufsehern. Sie blieben vor den in zwei Reihen angetretenen Gefangenen stehen, und der Oberaufseher begann seine Rede:
„Ihr habt draußen eure Genossen. Gut! Aber auch ich habe Genossen. Hier ist mein Kampftrupp. Wenn man einen von uns nur mit dem Finger anrührt, machen wir aus euch ein Hundefrikassee ... Eure Genossen draußen mögen sich das gesagt sein lassen ..."
Die Gerüchte, daß die Anarchisten Rache nehmen wollten, genügten immerhin, um weitere Mißhandlungen der Politischen zunächst zu verhindern. Die Aufseher kühlten ihr Mütchen an den schutzlosen gemeinen Verbrechern. Aber als sich herausstellte, daß den Schuldigen an den

Morden im Gefängnis keine Gefahr drohte, setzten die Mißhandlungen der Politischen wieder ein.
Mir schien, man könnte diesen Greueln ein Ende machen, wenn wir uns an die Presse, an die Duma, an die öffentliche Meinung des Auslands wenden würden. Ich weihte einige Genossen in meinen Plan ein, im Gefängnis eine Untersuchung durchzuführen, möglichst viel genaue, streng geprüfte Tatsachen zu sammeln und dieses Material aus dem Gefängnis hinauszuschmuggeln. Besondere Hoffnungen setzte ich auf die Aktion im Auslande — ich rechnete auf Caffi, der über den Anfang der Jekaterinoslawer Mißhandlungen als Augenzeuge berichten konnte.
Die Genossen erhofften wenig von meinem Vorhaben: wie sollte man in einem blutüberströmten Gefängnis Material sammeln? Wie sollte dies hinausgeschmuggelt werden? Und die Hauptsache: wer würde unseren Enthüllungen Aufmerksamkeit schenken?
Trotzdem versprachen sie mir, zu helfen. In jeder Zelle wählten wir einen oder zwei Menschen, die beschreiben sollten, was vor ihren Augen seit dem 29. April geschehen war. Jede Aussage bemühten wir uns durch die Vernehmung anderer Augenzeugen nachzuprüfen.
Das Material häufte sich an. Es entstand ein reich dokumentierter „Bericht", etwa einen Druckbogen stark. Mit Hilfe eines Genossen übertrug ich diesen „Bericht" auf Blättchen feinsten Zigarettenpapiers. Wir schrieben mit scharf gespitzten Bleistiften und so klein, wie wir nur konnten: auf einem Blättchen, das nicht größer als eine Streichholzschachtel war, brachten wir 1000 bis 1200 Buchstaben unter.
Die beschriebenen Blätter wurden zusammengerollt und mittels eines aus dem Handfeger herausgerissenen Hälmchens in die Nähte der Wäsche geschoben, die in die Stadt zum Waschen gegeben wurde. Die Schwierigkeit bestand darin, daß die Blätter nacheinander, ohne die geringste Falte und ohne leere Zwischenräume hineingeschoben werden mußten.
In der Stadt schrieben unsere Freunde diese Zettel in einigen Exemplaren ab — ein Exemplar wurde ins Ausland an Caffi, ein zweites nach Petersburg an die Sozialdemokratische Dumafraktion geschickt. Der Versuch, einen Teil des Materials in der örtlichen Presse zu bringen, mißlang.
Nun hatte ich das Bewußtsein, alles, was ich konnte, getan zu haben.
Aber die Mißhandlungen im Gefängnis dauerten an: die Aufseher hatten sich schon an die Prügeleien gewöhnt; vielleicht die Gefangenen auch.
Plötzlich änderte sich alles.
Es war im November, wohl gegen Ende des Monats. Die Abendkontrolle war schon vorbei. Auf einmal — Alarm auf dem Korridor. Belokos läuft vorüber, die Aufseher rennen geschäftig hin und her, den Gefangenen, die Stubendienst haben, wird befohlen auszufegen, die Schmutzeimer hinauszutragen. Das Gefängnis bereitet sich vor, hohe Gäste zu empfangen.
Durch den Hof kommen sie in Menge, etwa zwanzig Mann. Allen voran der Gouverneur, hinter ihm her Beamte. Als letzter der Gefängnisdirektor.

Sie betreten unseren Korridor, dann die Zelle der Untersuchungshäftlinge.
Ein Kommando:
„Stillgestanden!"
Wir hängen fest am Guckloch und lauschen. Der Gouverneur hält eine Rede an die Gefangenen. Wir vernehmen deutlich die Worte:
„... den dunklen Fleck abwaschen, der auf die höhere Verwaltung durch die Taten der unteren Organe gekommen ist..." — „... hier sind unzulässige Dinge geschehen, aber ich habe davon nichts gewußt ..." — „... niemand darf einen Gefangenen auch nur mit dem Finger berühren!"
Seit dem Tage der Flucht aus dem Polizeirevier auf der Wassilij-Insel hatte ich noch nie so im Herzen triumphiert wie an diesem Abend.

Der Gefängnisinspektor, der die Mißhandlungen begünstigt hatte, wurde abgesetzt. An seine Stelle schickte man aus Petersburg einen anderen Beamten, der mit dem Verhör der in meinem „Bericht" genannten Gefangenen begann. Er vernahm sie mit dem offensichtlichen Wunsch, Material zur Widerlegung zu erhalten. Aber es gelang ihm nicht, auch nur eine einzige Tatsache zu widerlegen, und dies flößte ihm, wie die Zukunft zeigen sollte, Achtung vor den Verfassern der Enthüllungen ein.
Das Regime im Gefängnis blieb noch immer streng. Für jede Kleinigkeit wurde man in den Karzer gesteckt. Die Wachtposten schossen auf die Fenster. Die Verpflegung war abscheulich. Die Aufseher waren grob. Aber es wurde nicht mehr geprügelt.
Die Gefängnisverwaltung brachte heraus, auf welche Weise ihre Heldentaten der Öffentlichkeit bekannt geworden waren. Mein Rechtsanwalt teilte mir das bei seinem ersten Besuch mit und riet mir, ich sollte versuchen, meine Überführung in ein anderes Gefängnis zu erwirken.
Mit der den Rechtsanwälten eigenen Gewohnheit, mit ihren Klienten schonend zu sprechen, suchte er mich auf die unangenehme Mitteilung vorzubereiten:
„Sie dürfen sich nicht aufregen", sagte er, „vielleicht weiß die Verwaltung gar nichts Rechtes und hat nur einen unbestimmten Verdacht ... Aber es wäre immerhin sicherer ..."
Ich unterbrach ihn:
„Meine Rolle in den Enthüllungen der hiesigen Greueltaten mußte früher oder später an den Tag kommen. Wäre ich zu früh entdeckt worden, so würden sie mich erledigt haben, und niemand hätte davon etwas erfahren. Aber jetzt kann ich ihnen was pfeifen, jetzt bin ich immun, jetzt wagt mich keiner anzurühren!"
„Meinen Sie?" fragte der Anwalt mißtrauisch.
„Ich bin dessen sicher! Um das eine bitte ich Sie: Wenn Sie mit dem Gefängnisdirektor sprechen, so geben Sie ihm zu verstehen, daß ich weiß, daß er weiß, wer seine Verbrechen enthüllt hat. Sagen Sie ihm auch, daß man in meiner Familie sowie in der Reichsduma davon unterrichtet ist!"

„Das ist auch eine Methode der Verteidigung", stimmte der Anwalt zu.
Ich benutzte die erste Gelegenheit, um die Lage zu klären. Bei der Haussuchung hatte man bei mir seinerzeit ein Heft beschlagnahmt. Ich meldete mich bei dem Gefängnisdirektor und verlangte, daß mir das Heft zurückgegeben würde, widrigenfalls würde ich mich beschweren. Dem Direktor traten bei solch einer Frechheit die Augen fast aus dem Kopfe, aber das Heft wurde mir am selben Tag zurückgegeben.
Nach einigen Tagen stand ich mit Mucharewer am Fenster. Der Wachtposten bemerkte das und meldete uns dem Oberaufseher. Dieser stürzte herein mit dem Schrei:
„In den Karzer!"
Und dann fragte er:
„Wer hat am Fenster gestanden?"
Ich antwortete:
„Ich."
Belokos wurde klein, er schwieg einen Augenblick und sagte:
„Nein, Sie nicht, Sie sind es nicht gewesen!"
„Doch! Und der Wachtposten hat es gesehen ..."
Der Oberaufseher machte kehrt und ging aus dem Turm, indem er die Tür wütend zuwarf.
Seit dieser Zeit fühlte ich mich im Gefängnis in voller Sicherheit. Nicht nur mir, sondern auch meinen Zellenkameraden gegenüber benahmen sich die Aufseher etwas ängstlich.
Die Polizei hatte längst meinen richtigen Namen entdeckt; ich saß nicht mehr als Alexandrow, sondern als Woytinsky. Die Gendarmen vereinigten meine Sache mit den Sachen der beiden sozialdemokratischen Druckereien, in denen meine Manuskripte beschlagnahmt worden waren. Die Sache war ganz klar, aber die Untersuchung dauerte endlos lange.
Mich bedrückte die aufgezwungene Passivität, ich sehnte mich danach, das Gehirn mit einer Arbeit zu beschäftigen. Aber bei Büchersendungen machte die Gefängnisverwaltung Schwierigkeiten. Aus einem ganzen Stapel Bücher, die man mir auf meine Bitte von zu Hause geschickt hatte, ließen die Gendarmen nur die zwei Bände der Veröffentlichung des deutschen Kaiserlichen Statistischen Amtes über die Tarifverträge im Deutschen Reiche durch.
Einige Monate lang war dies meine einzige Lektüre. Auf Grund dieses Materials schrieb ich eine theoretische Untersuchung der Gesetze des Arbeitslohnes — sie ist später in Petersburg veröffentlicht worden und hat einen gewissen Widerhall in der russischen wissenschaftlichen Literatur gefunden. Für mich hatte diese Arbeit eine große Bedeutung — während mehrerer Monate lenkte sie mich von der widerlichen Gefängniswirklichkeit ab und versetzte mich in die Welt des theoretischen Denkens.
Im Gefängnis wütete zu dieser Zeit der Typhus. Die Epidemie, die angefangen hatte nachzulassen, nachdem die Kranken in den Baracken untergebracht worden waren, flammte wieder auf. Die Verbreitung der

Seuche wurde durch die schlechte Verpflegung im Gefängnis gefördert. Außer einem Pfund schwarzen Brotes erhielten die Gefangenen zweimal täglich eine Schüssel dünner Suppe, die so stank, daß sie bei mir ein unwiderstehliches Erbrechen hervorrief. Nicht viel besser war auch das Brot — nicht durchgebacken, immer feucht wie Lehm oder Fensterkitt, enthielt es Sand, der einem zwischen den Zähnen knisterte, und nußgroße Ziegelstücke. Einmal wurde unserer Zelle einen Monat lang das Recht entzogen, Lebensmittel aus der Stadt kommen zu lassen und Sendungen zu empfangen. Da ich die Suppe nicht essen konnte, so bekam ich diesen ganzen Monat nichts anderes als Gefängnisbrot und Wasser in den Mund. Aber für uns war dies immerhin ein Ausnahmefall — schlimmer war die Lage der Gemeinen, von denen die große Mehrheit überhaupt weder etwas bestellen noch zugeschickt bekommen konnte. Hier eben nistete sich der Typhus ein.

Jeden Tag trug man zwei bis drei Leichen hinaus. Auf diesem Stand hielt sich die Sterblichkeit während des ganzen Winters 1908/1909. Im Frühjahr verschärfte sich die Epidemie. Täglich starben nun schon fünf bis sechs Menschen. Dann sprang die Kurve der Sterblichkeit noch weiter hinauf: in zwei Tagen wurden dreiundzwanzig Menschen dahingerafft.

Insgesamt starben zu meiner Zeit rund eintausendzweihundert Menschen an Typhus. Hätte man an die Stelle der Verstorbenen keine neuen Gefangenen gebracht, so wäre das Gefängnis bald leer geworden ...

Es schien, als ob die Wände des Gefängnisses dermaßen verseucht waren, daß es keinen anderen Weg aus ihnen als den auf den Friedhof gab. Eine besonders reiche Ernte brachte der Tod unter den Gefesselten in den überfüllten großen Zellen ein. In den politischen Zellen, in denen die Gefangenen dank den Lebensmittelsendungen von draußen sich etwas besser nähren konnten, war die Sterblichkeit geringer. In den Türmen erkrankten nur wenige.

Die Verwaltung traf keine Maßnahmen gegen die Epidemie. Die Zahl von neun, zehn Toten täglich machte keinen Eindruck in einer Stadt, wo der Ankläger beim Kriegsgericht in einer einzigen Sache, von der ich später erzählen werde, 132 Todesurteile verlangt hatte ...

Im Gefängnishofe, gerade in der Mitte zwischen dem Hauptgebäude und dem Büro, stand eine Art Glockenturm mit einem Satz Glocken verschiedener Größe. Das Gefängnis hatte auch einen eigenen Glöckner, einer von den Gemeinen, der während des Gottesdienstes in der Gefängniskirche läuten mußte. Plötzlich kam die Verfügung, daß auch geläutet werden sollte, wenn die Leichen hinausgetragen wurden. Diese Verfügung war wohl vom liberalen Geist diktiert und mochte zu den Maßnahmen der Epidemiebekämpfung gehören. Der Glöckner suchte sich eine kurze wehmütige Melodie aus, und alles ging eine Zeitlang gut. Aber der Glöckner holte sich den Typhus und starb. Man suchte lange nach einem Ersatzmann für ihn, endlich fand man einen jungen „Lebenslänglichen". Bei der Messe läutete er so eifrig, daß die Verwaltung mit ihm sehr zufrieden

war. Als er aber am selben Tag mehreren Gefangenen das letzte Geläut geben sollte, begann er ein Tanzlied zu spielen. Der Oberaufseher kam herbeigelaufen:
„Was hast du Schuft dir da ausgedacht?“ schrie er den Glöckner an. „Spiel das Requiem, sonst kriegst du welche in die Fresse!“
Aber der neue Glöckner erklärte, er wäre in einem Kloster aufgewachsen, hätte dort auch das Glockenspiel erlernt, und in den Klöstern wurde zum Begräbnis immer so geläutet.
„Nun, läute, wie du es gelernt hast“, willigte der Oberaufseher ein. „Ich werde mich erkundigen, und wenn ich erfahre, daß du es nicht richtig machst, wirst du im Karzer verfaulen.“
Der neue Glöckner durfte weiter zu den Begräbnissen Tanzmelodien spielen. Ob dies Unfug war oder ob ein eigenartiger Protest dahintersteckte, weiß ich nicht. Aber das Gefängnis gewöhnte sich an dieses Geläute, und die Gefangenen hatten den neuen Glöckner gern ...
Einmal versuchte ich auszurechnen, wie groß die Wahrscheinlichkeit war, am Leben zu bleiben, wenn die Epidemie ein Jahr dauern würde. In einem Monat starben von 1000 Menschen 300, also war die Wahrscheinlichkeit, einen Monat zu überstehen, zu dieser Zeit 70 v. H. Für zwei Monate war sie 49 v. H., für vier Monate 25 v. H., für zwölf Monate 1,6 v. H. Praktisch war der Tod fast unvermeidlich...
Aber plötzlich veränderte sich die Lage, die Verwaltung begann einen energischen Kampf gegen den Typhus: die Nahrung der Gefangenen wurde verbessert, die Spazierzeit verlängert, kochendes Wasser dreimal täglich verteilt, die Wäsche und die Matratzen wurden desinfiziert, die Ecken der Zellen mit Karbolsäure bespritzt. Man setzte sogar die Untersuchungshäftlinge gegen Kaution auf freien Fuß, um die Belegschaft des Gefängnisses zu verringern.
Wodurch war diese Flut von Menschlichkeit hervorgerufen?
Durch einen nichtigen Zufall! In das Gefängnis war der Gouverneur gekommen, ein stattlicher alter General mit rotem Gesicht und grauem Schnurrbart. Er hatte die Zellen nicht betreten, war nur durch den Korridor gegangen. Einige Tage später lag er bereits am Typhus danieder. Die Nachricht davon, daß der Gouverneur sich den Typhus geholt hatte, rief im Gefängnis Jubel hervor. Jetzt hatten die Gefangenen nur einen Wunsch: der Gouverneur sollte sterben, dies wäre die Rettung. Dieser Wunsch ging in Erfüllung, der General starb, und soweit mir bekannt ist, ist der Tod am Gefängnistyphus das einzige tatsächliche Verdienst gewesen, das sich der Gouverneur um die Menschheit erworben hat. Die Epidemie ließ nach den getroffenen Maßnahmen nach und hörte bald vollkommen auf.
Um diese Zeit kam meine Mutter nach Jekaterinoslaw, um mich zu besuchen. Ein freudloses Wiedersehen war es — durch zwei Gitter, zwischen denen ein Aufseher auf und ab ging. Die Mutter wollte meine Lage im Gefängnis irgendwie erleichtern. Man riet ihr, dem Gefängnisarzt

Ruwimow Geld zu geben. Die Mutter suchte ihn in seiner Privatwohnung zu der Sprechstunde auf. Als aber der Arzt sie fragte, was ihr fehlte, geriet sie in Verwirrung und konnte kaum zusammenstammeln, sie hätte sich auf der Reise erkältet und huste nachts. Der Arzt untersuchte ihren Hals und sagte:
„Ich verschreibe Ihnen ein Mittelchen, Fünfundzwanzig Rubel."
Die Mutter legte das Geld auf den Tisch, der Arzt schob es mit einer Handbewegung in die Schublade und sagte höchst liebenswürdig:
„Sie sind wohl geschäftlich zu uns hierhergekommen? Vielleicht Prozeßangelegenheiten? Oder sitzt einer Ihrer Angehörigen im Gefängnis? Ihr Sohn? Nun, das habe ich mir schon gedacht. Schön, ich werde mich um ihn kümmern. Kommen Sie vor der Abreise noch einmal zu mir, ich werde Ihnen noch etwas für den Hals verschreiben. Eine Erkältung, wissen Sie, darf man nicht vernachlässigen."
Am nächsten Tag bestellte mich der Arzt in die Apotheke zu seiner Sprechstunde.
„Was fehlt Ihnen?" fragte er mich entgegenkommend.
„Nichts, ich bin vollkommen gesund."
„Das ist unmöglich, vollkommen Gesunde gibt es im Gefängnis nicht. Ziehen Sie sich aus! Herzerweiterung ... Blutarmut ... Neurasthenie ... Ich werde Ihnen Krankenration verschreiben ... In welcher Zelle sitzen Sie? Liegt sie auf der Sonnenseite? Sie brauchen mehr Sonne, ich könnte Sie in eine andere Zelle verlegen lassen..."
Da ich vom Besuch der Mutter beim Arzt nicht wußte, versetzte mich unser Gefängnisäskulap durch einen solchen Anfall von Wohlwollen in das höchste Erstaunen...
Vor der Abreise ging die Mutter noch einmal zum Arzt, bezahlte ihm wieder 25 Rubel für das Rezept, nahm allen Mut zusammen und erbot sich, ihm den gleichen Betrag weiterhin jeden Monat zu überweisen. Ich erfuhr erst viel später, als ich das Jekaterinoslawer Gefängnis bereits verlassen hatte, von diesem Geschäft. Aber die ganze Zeit, die ich dort verbrachte, war der Arzt rührend um mich besorgt: er pflegte den Feldscher in die Zelle zu schicken, um Erkundigungen über meine Gesundheit einzuziehen, bot immer wieder stärkende Mittel und verschiedene Arzneien an. Das war um so erstaunlicher, als er sich den anderen Gefangenen gegenüber äußerst grob und nachlässig benahm und alle der Verstellung verdächtigte.
Im Turm saß mit mir Mucharewer, der kranke Knabe, dessen Kräfte mit jedem Tag schwanden. Er hustete Blut, wollte sich aber nicht an den Gefängnisarzt wenden. Mit Mühe überredete ich ihn, in die Apotheke zu gehen. Ruwimow schrie ihn dort als einen Simulanten an, drohte ihm mit dem Karzer und jagte ihn weg, ohne ihm eine Arznei verschrieben zu haben. Da Mucharewer auf mein Zureden zum Arzt gegangen war, fühlte ich mich verantwortlich für die ihm unverdienterweise zugefügte Kränkung und entschloß mich, den Arzt zur Rede zu stellen.

Am nächsten Tag nahm ich das blutbefleckte Taschentuch Mucharewers und ging in die Gefängnisapotheke. Ruwimow empfing mich wie stets mit süßlicher Liebenswürdigkeit, aber als er mir ins Gesicht sah, bemerkte er gleich, daß etwas Schlimmes geschehen war.
„Sie sind blaß heute“, sagte er besorgt.
Schweigend überreichte ich ihm das Taschentuch mit blutigen Flecken.
„Das ist ernst“, regte sich der Arzt auf, „ich habe nicht gewußt, daß Ihre Lunge angegriffen ist. Sie haben sich darüber nicht beklagt.“
Ich sagte kein Wort, solange der Arzt meinen Atem und mein Herz abhörte. Er gab mir irgendwelche Pulver und eine Flasche mit einer Arznei und wies den Feldscher an, mir zu der Krankenration noch eine halbe Flasche Milch täglich zu verabreichen. Selten hat in mir so der Wunsch gebrannt, einem Menschen eine Ohrfeige zu versetzen, wie damals, als ich diesen liebreichen Arzt verließ. Dem kleinen Mucharewer sagte ich, ich hätte mit dem Arzt seinetwegen eine Auseinandersetzung gehabt und für ihn die notwendigen Arzneien und Milch erhalten.
Seit diesem Tage ging ich nicht weniger als zweimal wöchentlich in die Apotheke. Im Turm saßen wir zu acht Mann, fast jedem fehlte irgend etwas, vollkommen gesund war vielleicht nur ich. Aber der Arzt erklärte die Kranken für Simulanten, mir aber schlug er nichts ab. Ich bekam von ihm die verschiedensten Arzneien — sowohl als Schwindsüchtiger als auch gegen Herzanfälle, gegen Rheumatismus, Zahnschmerzen, Verstopfung, Durchfall, und ich weiß jetzt schon selbst nicht mehr, gegen was alles noch. Auf dem Wandbrett über meinem Bett marschierte eine ganze Reihe Flaschen verschiedenster Größe auf. Der Aufseher, der mich in die Apotheke begleitete, sah in mir einen bösartigen Simulanten, Ruwimow aber dachte wahrscheinlich, daß Woytinsky für 25 Rubel im Monat zu viel verlange. Mir persönlich aber war dieser liebenswürdige und gefällige Arzt dermaßen widerwärtig, daß ich, als ich tatsächlich erkrankte, es nicht über mich brachte, ihn um Hilfe zu bitten oder seine Arzneien zu benutzen.
Im Winter froren die Mauern unseres Turmes durch und bedeckten sich mit einer Eisrinde, die stellenweise fingerdick war. Unser Atem bildete in der Luft Dampfwolken. Im Turm war zwar ein Ofen, aber man empfing für ihn nur vier Holzscheite täglich — die Gefangenen konnten entweder morgens oder abends heizen. Selbstverständlich konnte davon nicht einmal der Ofen warm werden, aber wir konnten uns wenigstens die Hände am Feuer wärmen. Wir machten Feuer vor dem Schlafengehen und streckten der Reihe nach die Hände durch die Ofentür.
Ich war gewöhnt, mich für einen kräftigen Menschen zu halten, und suchte der Gefängnispsychose der Krankheit und Schwäche zu widerstehen. Als ich ein Frösteln spürte, von dem mir die Zähne klapperten und der ganze Körper zitterte, redete ich mir eine Zeitlang ein, ich fröre eben. Ich suchte mich durch Freiübungen zu erwärmen, aber das half nicht. Dann kam zu dem Frösteln ein Schwächegefühl, und schließlich bekam

ich Kopfschmerzen, Anfälle von Herzklopfen und Atembeschwerden. Nun fühlte ich und begriff, daß mit mir nicht alles in Ordnung war, aber ich hatte nicht mehr die Kraft, gegen die Krankheit anzukämpfen. Ich gab die Besuche in der Apotheke auf, ging nicht zum üblichen Spaziergang im Hofe und lag tagelang auf der Pritsche. Ich wickelte mich in alle warmen Sachen ein, die ich hatte, mich fröstelte aber trotzdem so, daß einer von meinen Zellengenossen, ein Dieb, der in Untersuchungshaft saß, mir lange zuredete, mich beim Arzte zu melden. Ich dankte ihm für seine Sorge um mich, lehnte es aber ab, zu Ruwimow zu gehen. Der Dieb fragte mich ausführlich nach meinem Befinden und den Merkmalen der Krankheit aus. Dann faßte er Mut, meldete sich zum Arzt und brachte mir triumphierend ein Fläschchen mit Brom und Chininpillen. Er war so stolz und glücklich darüber, daß er mir unter Gefahr für seine Rippen die Arzneien verschafft hatte, daß ich diese ärztliche Hilfe nicht ablehnen konnte. So begann meine Kur. Mein Zellengenosse, der Dieb, ging von Zeit zu Zeit in die Apotheke mit meinen Krankheitserscheinungen und holte für mich Arzneien.

Indessen riß man unsere Gesellschaft in der Turmzelle auseinander. Mich brachte man in das Hintergebäude. Hier saßen in jeder Zelle nur je zwei Gefangene. Der Tisch des im Korridor diensttuenden bejahrten und rheumatismuskranken Wächters befand sich gerade vor meiner Zelle. Der Alte fror auf dem Korridor, und da er sich nur an unserem Ofen wärmen konnte, war er natürlich daran interessiert, daß es bei uns immer warm genug war. Anscheinend stahl er einfach Holz aus den Öfen anderer Zellen — jedenfalls prasselte den ganzen Tag das Feuer in unserem Ofen, und in der Zelle war es warm! Was war das für ein Genuß nach den Monaten, die ich im kalten Turm verbracht hatte! Der Aufseher hatte bemerkt, daß ich fröstelte, und dies war für ihn ein guter Vorwand, um seine Sorgen um unseren Ofen zu verdoppeln.

„Steck noch ein paar Scheite hinein", wies er den Wachtposten an, „spar nicht mit dem Staatsholz! Hier in dieser Zelle sitzt ein Kranker!"

Dann öffnete er das Guckloch und erklärte uns:

„Meine Meinung, meine Herrschaften, ist: Wärme ist die Hauptsache. Gefangener oder Aufseher, das ist gleich, jeder braucht Wärme. Wenn ich auch ungebildet bin, das verstehe ich sehr gut, ich habe selbst Rheuma im Kreuz."

Auf mich hatte die Überführung in das Hintergebäude die beste Wirkung. Das Frösteln hörte auf, die Herzanfälle wurden seltener, die Kräfte begannen zurückzukommen. Jetzt kam auch noch der Frühling, und ich fühlte, daß ich mit jedem Tag zum Leben zurückkehrte...

Aber wenn ich aus dem Jekaterinoslawer Gefängnis lebendig und gesund herausgekommen bin, so bin ich dafür in nicht geringem Maße dem in Untersuchungshaft sitzenden Dieb verpflichtet, der für mich Brom und Chinin aus der Apotheke holte, und dem Aufseher mit Rheuma im Kreuz, der das Holz für unseren Ofen bei den Nachbarn stahl.

Die Aufrührer von Gorlowka

In Jekaterinoslaw wurden zu meiner Zeit mehrere hundert Todesstrafen verhängt. Von den vielen Prozessen, in denen es um das Leben ging und die sich vor meinen Augen abgespielt haben, will ich eine Sache erzählen, die der „Aufrührer von Gorlowka“.
Bald nach meiner Verhaftung lernte ich im Gefängnis Grigorij Tkatschenko kennen, von dem mir gesagt wurde, daß er der Führer des Aufruhrs in Gorlowka im Donezbecken gewesen wäre.
Das war ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, von hohem Wuchs, breitschultrig, mit großem Kopf, rundem und zugleich gutmütigem und trotzigem Gesicht, starken Backenknochen und mit einem großen Schopf dichten, ungehorsamen Haars.
Im Jahre 1905 hatte er an der Spitze der Arbeiter des großen Hüttenwerkes in Gorlowka gestanden. Tausende hatten ihn angebetet, die Betriebsverwaltung hatte ihn gefürchtet, und einige Monate lang war er so etwas wie der „rote Direktor“ des Betriebes gewesen. Anfang 1906 wurde er verhaftet. Man mißhandelte ihn im Gefängnis mehrmals, und ein anderer würde wahrscheinlich die Folter nicht ausgehalten haben. Aber Tkatschenko hatte alles überstanden, trotz innerer Verletzungen blieb er genau so energisch und laut wie damals, als man ihn ins Gefängnis eingeliefert hatte.
Von seiner Sache sprach er mit den Gefängnisgenossen nicht. Aber einmal, nachdem er Besuch gehabt hatte, kehrte er äußerst besorgt in die Zelle zurück und bat mich um Rat, wie man eine gemeinsame Verteidigung im bevorstehenden Prozeß vorbereiten sollte.
„Die Sache scheint schief zu laufen“, erzählte er mir, „die Gendarmen drehen uns allen denselben Strick. Mir haben sie bei der Verhaftung erklärt, ich würde als der Anstifter beim Streik angeklagt, später aber hat man mir Aufstand angehängt. So geht es jetzt auch den anderen. Die Zeugen sind dermaßen eingeschüchtert, daß sie selbst nicht mehr wissen, was sie ausgesagt haben. So ist es den Gendarmen nicht schwer, die Aussagen zu fälschen. Wir sind etwa zweihundert Mann angeklagt und werden alle unter Todesstrafeparagraphen gebracht.“
„Wo sind denn die zweihundert Mitangeklagten von Ihnen?“ fragte ich erstaunt.
„Im Gefängnis sind von uns nur etwa zehn Mann“, erklärte Tkatschenko. „Die übrigen sind einstweilen auf freiem Fuß. Viele sind überzeugt, ihre Sache wäre längst niedergeschlagen. Und währenddessen zieht sich die Schlinge um ihren Hals zusammen.“
„Worin besteht denn eigentlich Ihre Sache?“ fragte ich Grigorij.
„Eigentlich haben wir keine gemeinsame Sache. Die Eisenbahner sind für sich losgegangen, wir im Werk und in den Gruben für uns. Seit dem September 1905 fanden bei uns wie überall Versammlungen statt. Schutz-

abteilungen wurden organisiert, für den Fall eines Pogroms. Waffen hatten wir im Werke nur wenig: etwa vierzig Revolver und Büchsen ... Nun, die Eisenbahner hatten noch etwa hundert Mann bewaffnet. Sonst verlief der Oktoberstreik bei uns sowie auf der Eisenbahn vollkommen ruhig. Plötzlich kam Militär an — nicht viel, eine Kompanie. Ein junger Offizier verhaute einen Maschinisten, der sich geweigert hatte, den Zug zu fahren. Von dieser Station wurde ein Telegramm die Eisenbahnlinie entlang losgelassen und um Hilfe gebeten. Und dann ging es tatsächlich los. Von der benachbarten Station kamen die aus der Kampfabteilung, etwa achtzehn bis zwanzig Mann. Im Handgemenge wurde der Offizier getötet. Dann kam viel mehr Militär auf die Station und auch zu uns in das Werk. Die Soldaten richteten sich nicht im Dorfe, sondern am Rande der Steppe ein. Die Betriebsverwaltung begann nun, uns zu drücken. Die Arbeiter schickten eine Deputation zum Direktor, um die Lage zu klären. Ich war an diesem Tage am frühen Morgen aufs Land gefahren. An meiner Stelle mußte Kusnetzow zum Direktor gehen. Hinter ihm her kamen, wie das so geht, die Arbeiter in Scharen. Da der Direktor sich von den Soldaten gedeckt wußte, nahm er sich so viel heraus, daß Kusnetzow die Selbstbeherrschung verlor und ihn an der Brust packte ... Es entstand ein Durcheinander, das Militär griff ein, die Soldaten eröffneten das Feuer auf die Menge. Eine Kugel zerschmetterte Kusnetzow den Arm, zwei Arbeiter wurden getötet, viele verwundet, die übrigen zerstreuten sich. Aber ein paar Hitzköpfe liefen schnurstracks auf die Station und jagten ein Telegramm die Linie entlang, von allen Stationen sollten die Kampfabteilungen in unser Werk kommen. Gegen Abend begannen die Leute sich einzufinden: von einer Station fünf Mann, von einer anderen zwanzig. Manche mit Revolvern oder mit Büchsen, die meisten mit selbstgemachten Piken. Unsere Arbeiter bewaffneten sich auch so gut, wie es ging. In der Nacht versammelten sich um die Station herum etwa tausend Mann, vielleicht auch mehr. Alle drängten sich vor dem Bahnhof und konnten sich nicht entschließen, womit sie anfangen sollten. Ich war weit weg in dieser Nacht, niemand war da, um die Menge zu leiten. Endlich, schon nach Mitternacht, führte der Werkschullehrer Pinega die Menge gegen die Soldaten, die auf der anderen Seite des Dorfes standen. Voran gingen die mit Büchsen und Revolvern, hinterher kam ein Schwanz von Pikenträgern. Man umzingelte die Kaserne, die in einer Talmulde lag, und eröffnete das Feuer. Die Soldaten feuerten ihrerseits. Nacht, Finsternis, von allen Seiten knallten Schüsse, aber wo unsere Leute und wo die Soldaten schossen, das war gar nicht herauszukriegen ... Nun, die Arbeiter kamen bald ins Wanken, und die Soldaten bahnten sich den Weg in die Steppe. Dort bekamen sie Unterstützung (eine Hundertschaft Kosaken), die Offiziere führten ihre Leute auf Umwegen durch den Wald und gingen zum Angriff über. Da änderte sich das Bild gänzlich. Ihre Gewehre trugen fast drei Kilometer weit, unsere Leute dagegen hatten nur armseliges Zeug. Pinega fiel als einer der ersten. Die Arbeiter warfen

die Waffen weg und flüchteten. Nur unsere Schutzabteilung, etwa fünfzig Mann, zog sich in voller Ordnung zum Eisenbahndamm zurück und setzte sich dort fest. Der Offizier bot unseren Leuten eine Kapitulation an, sie sollten mit Waffen und Fahne wegfahren dürfen. Man stellte einen Extrazug zur Verfügung, und sie fuhren, die Marseillaise singend, weg. Den Zurückgebliebenen gab der Offizier den Befehl, die Zarenhymne anzustimmen. Die sangen sie ab. Und damit endete der ‚Aufstand'. Erst später begannen Verhaftungen, alle wurden zunächst nur wegen Beteiligung am Streik angeklagt. Jetzt ist aber die Sache dem Kriegsgericht übergeben, und alle werden mit Todesstrafe bedroht. Sie werden bald sehen, Genosse, wer alles angeklagt wird. Verzanken sich zwei eines Mädels wegen, so laufen sie zum Gendarmen: ‚Er ist Mitglied des Streikausschusses gewesen!' ‚Er ist losgefahren, um den Offizier totzuschlagen.' Nun, die Gendarmen fassen alle beide ..."

Ich besprach mit Grigorij lange den Plan der Verteidigung bei der kommenden Gerichtsverhandlung. Wir schrieben Briefe an mehrere Rechtsanwälte von Ruf. Aber es war eine schlimme Zeit — trotz aller Bemühungen kam die Organisation der Verteidigung nur sehr langsam vorwärts.

Man begann die verhafteten Eisenbahner ins Gefängnis einzuliefern. Was war das für eine bunte Gesellschaft!

Da war der stets lärmende und prahlende Maschinist Filiptschenko, der bei der Vernehmung den Gendarmen erklärt hatte: „Alles ist von mir ausgegangen, ohne mich wäre nichts geschehen, ich bin überall der erste."

Der finstere Schlosser Pawlitschenko, der des zweifachen Mordes angeklagt war: am Vorabend des Zusammenstoßes mit den Soldaten war er mit einer Jagdbüchse auf das Dach seines Häuschens geklettert und hatte zwei Schüsse in die Steppe abgegeben, dann war er herabgestiegen und hatte erklärt, er hätte zwei Kosaken erschossen. Man hatte ihn ausgelacht, da in der Nähe gar keine Kosaken waren und da der Schlosser so betrunken war, daß er mit der Büchse das Tor auf drei Schritte verfehlt haben würde; am nächsten Tage hatten alle den Vorfall schon vergessen. Und ein Jahr später tauchte die Sache wieder auf, Pawlitschenko wurde zu einem der Hauptangeklagten in dem Prozeß wegen des Aufstandes.

Genau den Gegensatz zu Pawlitschenko stellte der graubärtige stellvertretende Stationsvorsteher Bronski dar. Während des Streiks hatte der Stationsvorsteher den Mut verloren, sich krank gemeldet und Bronski die Leitung übergeben. Auf der Station liefen Gerüchte um, daß Strolche die beladenen Güterwagen überfallen wollten, die sich auf den Nebengleisen angesammelt hatten. Die beiden Stationsgendarmen waren spurlos verschwunden. Bronski organisierte einen Selbstschutz und ging in der Nacht mit einer Jagdbüchse auf der Schulter, von drei Arbeitern begleitet, sämtliche Dienstgebäude und Nebengleise ab und prüfte, ob die Sicherheitsplomben und Schlösser in Ordnung waren.

Der Streik ging vorüber. Der Gouverneur sprach amtlich den Eisenbahnbeamten seinen Dank dafür aus, daß sie „in den schweren Tagen der Unruhen das Staatsgut vor Ausplünderung geschützt hatten“. Aber zwei Monate später wurde die revolutionäre Bewegung unterdrückt. Die oberen Behörden begannen energisch zu werden — sie mußten durch verstärkte Strenge ihr erschüttertes Ansehen wiederherstellen, und da begann man nach dem Schuldigen zu suchen. Wer hatte gestreikt? Wer hatte den Streik zugelassen? Weswegen hatte die Gendarmerie nicht aufgepaßt?

Der Stationsvorsteher sagte aus, in diesen Tagen hätte er nichts unternehmen können, da die Macht in den Händen seines Stellvertreters Bronski gelegen hätte. Die Gendarmen gaben an, sie hätten den Bahnsteig nicht betreten dürfen, weil die Station in den Händen der Eisenbahner mit Bronski an der Spitze gewesen wäre. Und vor allem lag die Tatsache auf der Hand: Bronski war, eine Büchse auf der Schulter, jede Nacht die Station abgegangen ... Beweise gab es mehr als notwendig. Bronski wurde angeklagt, die Station als Revolutionär in seine Gewalt gebracht zu haben ...

Unter den Angeklagten in der Gorlowka-Sache zeichneten sich bald zwei Gruppen voneinander ab, die einen hielten noch immer zu Tkatschenko und zu dem einarmigen Kusnetzow, die anderen wollten mit diesen nichts gemein haben.

Inzwischen kam es im Gefängnis zu dem Gemetzel, von dem ich schon erzählt habe, es begann die Zeit der Gefangenenmißhandlungen. Der Instinkt der Selbsterhaltung riet den Eisenbahnern, von den Revolutionären möglichst abzurücken. Allmählich bildete sich aus ihnen eine besondere Gruppe heraus, die sich den Gefängnisbeamten gegenüber außerordentlich ergeben benahm. Manche von ihnen ekelten sich nicht einmal vor Angebereien. Die Vorgesetzten wußten das Benehmen der Eisenbahner zu schätzen. Man verprügelte sie nicht, und schließlich brachte man die meisten von ihnen in eine besondere privilegierte Zelle.

Einige Monate vergingen. Der Herbst war vorüber. Die Sessionen des Kriegsgerichtes begannen und endeten. Gegen den Schluß jeder Session füllten sich die Verliese mit den zum Tode Verurteilten, gegen den Anfang der nächsten Session standen sie wieder leer. Aber die Gorlowka-Sache kam noch immer nicht zur Verhandlung.

Die Eisenbahner warteten auf die Gerichtsverhandlung mit den heißesten Hoffnungen. Bei ihnen hatte sich die feste Überzeugung herausgebildet, daß sich alles vor Gericht aufklären müßte. Das Gericht werde gleich erkennen, daß sie keine Revolutionäre seien!

Unter den Verhafteten war ein hochaufgeschossener Bursche, Jegerew — er wurde in der Anklageschrift „Soldat“ genannt, weil er kurz vor dem Dezemberaufstand vom Militärdienst in sein Dorf zurückgekehrt war und eine Soldatenmütze getragen hatte. Vor seiner Dienstzeit war er als Akrobat auf den Jahrmärkten aufgetreten, kannte kein anderes Hand-

werk und fiel durch seine außerordentliche Schüchternheit auf. Von seiner Anteilnahme an dem Aufstand erzählte er mir:
„Ich stand an der Schnapshandlung. Geld hatte ich keines, aber ich dachte, vielleicht wird mich jemand bewirten. Da kamen auf einmal die Jungens von der Hütte vorbei, und so hastig, sie eilten irgendwohin. Sie fragten mich: ‚Was tust du hier, Jegerew?' — ‚Nichts', sagte ich, ‚tue ich.' — ‚Dann komm mit!' — ‚Wohin?' — ‚Auf die Station!' Nun, warum nicht? Ich ging mit, und dort war ein großes Gedränge. Ein Maschinist war da, der ordnete alles, stellte alle in Reih und Glied auf. Da ich groß bin und eine Soldatenmütze aufhatte, so stellte er mich in die erste Reihe. Nun, von mir aus. Andere, bessere als ich, standen da, ich stellte mich auch hin. Dann ging's in die Steppe, ich ging mit. Dann entstand ein Lärm, die Jungens hatten sich wohl mit den Soldaten überworfen, andere sagten, es hätte Politik gegeben, jedenfalls wurde aus den Flinten gefeuert. Ich aber hatte keine Flinte, so daß ich mich im Graben versteckte. Und dann hieß es: ‚Rette sich, wer kann.' Alle liefen, ich wieder mit. Das ist alles ..."
Die Anklageschrift machte Jegerew zu einem der Hauptführer des Aufstandes, aber er hoffte fest auf eine Freisprechung und hatte gute Gründe dazu. Im Sommer hatte er an einer Augenkrankheit gelitten und war in das Lazarett überführt worden. Zufällig besuchte das Gefängnis zu dieser Zeit eine Kommission, um die Verbreitung des Augenstars unter den Gefangenen zu erforschen. An der Spitze der Kommission stand ein Militärarzt von gewichtigem Äußeren — ein General, meinte Jegerew. Aus irgendeinem Grunde interessierte er sich für die Augen Jegerews.
„Tun dir die Augen schon seit langem weh?" fragte er den Gefangenen.
„Zu Befehl, nein, Exzellenz!" schrie Jegerew zur Antwort.
„Du bist wohl Soldat?"
„Jawohl, Exzellenz!"
„Und in der Dienstzeit haben dir die Augen nicht weh getan?"
„Nein, Exzellenz! Das kann nicht vorkommen, daß einem Soldaten die Augen weh tun!"
„Warum können einem Soldaten die Augen nicht weh tun?" verwunderte sich der Militärarzt.
„Die Vorgesetzten erlauben das nicht, Exzellenz!"
„So—o—o!" sagte der Arzt gedehnt. „Und weswegen bist du ins Gefängnis gekommen?"
„Wegen bewaffneten Aufstandes, Exzellenz!"
„Wie, du, ein tüchtiger Soldat, hast dich auf eine solche Sache einlassen können?"
„Nein, Exzellenz! Das kann nicht vorkommen, daß ein tüchtiger Soldat sich auf eine solche Sache einläßt. Aber Seine Hochwohlgeboren der Herr Gendarm haben ein Protokoll geschrieben!"
„Was haben sie gegen dich geschrieben?"
„Ich weiß nicht, Exzellenz!"
Der Arzt überlegte sich das einmal, zweimal, dann sagte er:

„Ich sehe dir an, daß du ein tüchtiger Soldat bist und dem Zaren und dem Vaterland treu dienen willst. Ich werde für dich ein Wort beim Vorsitzenden des Gerichtes einlegen.“
Jegerew glaubte fest an das Versprechen des Arztes und wartete hoffnungsvoll auf den Tag der Gerichtsverhandlung.
Endlich war der Verhandlungstag da. Achtzig Menschen wurden aus dem Gouvernementsgefängnis vorgeführt, zweiundfünfzig stellten sich freiwillig. Aber schon in der ersten Sitzung beantragte der Staatsanwalt, alle, die freiwillig erschienen waren, in Haft zu nehmen. Im Gefängnis erschienen neue Menschen — drei Ingenieure und eine Menge kleiner Eisenbahner, die vor den Ingenieuren als vor Vorgesetzten stramm standen. In der nächsten Sitzung beantragte der Staatsanwalt, die individuellen Anklagen gegen jeden der Angeklagten durch eine gemeinsame Anklage auf Grund von zwei Paragraphen zu ersetzen, die die Todesstrafe vorsahen. Was der Staatsanwalt redete, bedeutete:
„Es lohnt sich nicht, die Sache jedes einzelnen dieser einhundertzweiunddreißig Menschen zu untersuchen. Sie müssen alle aufgehängt werden.“
Der Verteidiger versuchte gegen diese Forderung Einspruch zu erheben, aber vergebens, das Gericht gab dem Antrag des Staatsanwaltes statt. Es begann die endlose Vernehmung der Zeugen. Die meisten wußten von der Sache nichts. Der Vorsitzende des Gerichtes schrie sie an, beschimpfte sie als Staatsfeinde, Betrüger, drohte ihnen. Nur wenige blieben bei ihrem: „Ich vermag in der Sache nichts auszusagen!“ Die anderen bestätigten am Ende alles, was der Vorsitzende verlangte. Und mit jedem Tag zog sich die Schlinge um den Hals der einhundertzweiunddreißig Angeklagten enger zusammen.
Die Verzweiflung bemächtigte sich der Angeklagten immer mehr. Da tauchte bei ihnen der Gedanke auf, zu versuchen, ob sie nicht durch ein Gnadengesuch an den Zaren dem Galgen entgehen könnten. Der Verfechter dieses Gedankens war einer der Ingenieure. Eines Abends, nach der Rückkehr aus dem Gericht, nahm er einige seiner Mitangeklagten beiseite und wandte sich an sie mit folgender Rede:
„Meine Herren, ich habe diese Tage viel daran gedacht, was aus uns werden soll. Unsere Sache steht schlimm ... Diese ‚aufgeklärten Herrschaften‘, die uns ins Gefängnis gebracht haben, werden uns jetzt endgültig ertränken. Wegen ihrer Zeugen glaubt das Gericht auch unseren Zeugen nicht. Wir müssen den Richtern deutlich zeigen, daß wir keine Revolutionäre sind. Sonst kommen wir an den Galgen.“
Und er machte den Vorschlag, Seiner Majestät dem Zaren ein Glückwunschtelegramm zum Geburtstag am 6. Dezember zu senden.
Am 4. Dezember abends meldete sich der Ingenieur in der Gefängniskanzlei und übergab dem Direktor ein Telegramm an den Zaren mit achtundachtzig Unterschriften. Am selben Abend wurde das Telegramm dem Gouverneur überreicht, der davon angenehm überrascht war. Am 6. Dezember war das Telegramm in Petersburg.

Das ganze Gefängnis regte sich auf, als sich in den Zellen die Nachricht von dem übermittelten Telegramm verbreitete.
Am selben Tag erlebte das Gefängnis noch eine Überraschung: Zwei von den Eisenbahnern gingen zum Gefängnisdirektor und trugen ihm die Bitte vor, einen Gottesdienst in der Gefängniskirche mit einem Gebet um langes Leben für den Zaren abzuhalten. Rasch wurde ein Chor organisiert. Ihn zu leiten übernahm ein junger Dorfschullehrer namens Steklow, ein großgewachsener rotbackiger Bursche, der gern Späße und zynische Witze machte. Nach dem Mittagessen hallte das Gefängnis von feierlichem Gesang wider.
Schon lange hatten die Gefängnismauern solche Laute nicht gehört. Die Gemeinen verspotteten schadenfroh die Politischen...
In mehreren Zellen kam es an diesem Tage zu stürmischen Zusammenstößen zwischen den Gefangenen. Zusammenstöße gab es auch in der Zelle jener Eisenbahner, die keine Reue zur Schau trugen.
Kusnetzow war außer sich:
„Schufte", schrie er, „mit demselben Fußtritt, mit dem ihr euch rettet, wollt ihr uns in den Abgrund stoßen? Wie Reptilien müßte man euch alle zertreten, solange ihr aus dem Gefängnis noch nicht heraus seid. Aber ihr werdet noch was erleben, wartet nur!..."
Tkatschenko war so niedergeschlagen, daß er kein Wort sagte. Blaß, in seine Gedanken versunken, ging er in der Zelle hin und her.
Aber unter den anderen Gorlowka-Leuten fühlte man schon eine Schwankung: einige, die das Telegramm nicht mitunterschrieben hatten, bereuten dies bereits. Am nächsten Tag nahm die Verwaltung eine Umgruppierung unter den Gefangenen von Gorlowka vor: Tkatschenko, Kusnetzow und noch etwa zehn andere wurden in den Turm überführt, die übrigen wurden mit den Reumütigen zusammengebracht. Noch einige Tage vergingen. Dann benachrichtigte des Nachts der Direktor auf Grund einer Anzeige aus der Zelle, in der die Reumütigen saßen, den Staatsanwalt, daß er unter den Gefangenen in der Sache von Gorlowka eine Verschwörung entdeckt hätte. Am nächsten Morgen, wenn die Gefangenen zum Gericht geführt werden würden, sollten zwölf Mann mit Tkatschenko und Kusnetzow an der Spitze über die Soldaten herfallen, sich ihrer Gewehre bemächtigen und das Feuer auf die Begleitung eröffnen. Die Verbrecher, auf die sowieso der Galgen wartete, glaubten, die Begleitmannschaft werde im Durcheinander sämtliche Gefangenen erschlagen, darunter auch die achtundachtzig, die ihr Verbrechen bereut und am 6. Dezember den Zaren um Begnadigung gebeten hatten.
Am nächsten Tag kam als Begleitmannschaft für die Angeklagten eine verstärkte Abteilung in das Gefängnis. Der Offizier ließ die zwölf Mann nach einem Verzeichnis herausrufen und befahl ihnen, einzeln vorzutreten. Sie wurden von einem doppelten Ring Soldaten umzingelt.
Dann erst wurden die übrigen Gefangenen aus dem Gefängnis gebracht und aufgestellt.

„Die da vorne werden gefesselt!“ ordnete der Offizier an. „Die Handschellen nachsehen!“
Dann wandte er sich an die Soldaten:
„Wenn irgend so ein Luder einen Fluchtversuch macht, so stecht die Vorderen nieder! Die Übrigen rührt nicht an!“
Im Gerichtssaal wurden die zwölf Verschwörer getrennt von den anderen gesetzt und neben ihnen eine besondere Wache aufgestellt.
Seit diesem Tage wurden Tkatschenko, Kusnetzow und die anderen zehn im Gefängnis als zum Tode Verurteilte betrachtet. Der Prozeß der Eisenbahner näherte sich seinem Ende.
In dieser Zeit gelang es mir, einen Zettel an Tkatschenko zu senden. Nach zwei Tagen bekam ich von ihm Antwort:
„Ich danke Ihnen, Genosse, daß Sie mir geschrieben haben. Aber das stimmt nicht, daß das Leben noch nicht zu Ende sei. Für mich ist es zu Ende. In einer Woche, nicht später, wird das Urteil verkündet: der Strick. Und ich weiß sogar nicht mehr, was mir schwerer fallen würde: weiterzuleben oder zu sterben. So viel Schmutz, so viel Gemeinheit habe ich jeden Tag sehen und hören müssen, daß ich es nicht erzählen kann. Menschen, an die ich wie an mich selbst, mehr als an mich selbst geglaubt habe! Ach, Genosse! Zuweilen glaube ich auch an mich selbst nicht mehr. Das heißt, ich weiß schon, daß ich sterben werde, ohne mich zu ergeben. Aber das ist doch wohl zu wenig. Habe ich die Sache so geführt, wie ich sie hätte führen sollen? Und war sie überhaupt notwendig? Alles so schwere Gedanken, daß es manchmal scheint, gleich zerspringt mir der Kopf.“
Die Plaidoyers waren kurz. Der Ankläger wie der Verteidiger wußten, daß das Urteil bereits abgefaßt war. Sehr kurz war die Beratung der Richter — genau soviel Zeit beanspruchte sie, wie man brauchte, um das Urteil verlesen zu hören und zu unterschreiben: Vierundvierzig Menschen wurden zum Tode verurteilt, neunundvierzig bekamen Zuchthaus, neununddreißig wurden freigesprochen.
Zum Tode verurteilt wurden Kusnetzow und Tkatschenko, die notorisch an dem Gefecht mit den Soldaten nicht teilgenommen hatten.
Zum Tode verurteilt wurde Pawlitschenko, der in betrunkener Aufschneiderei von sich selbst gesagt hatte, er hätte auf die Kosaken gefeuert, die an diesem Tag gar nicht in die Nähe des Dorfes gekommen waren.
Der Soldat Jegerew war unter den Freigesprochenen.
Als die Verurteilten auf die Straße geführt wurden, empfing sie das laute Heulen der Frauen, die vor den Toren auf die Entscheidung des Schicksals ihrer Männer, Söhne und Brüder gewartet hatten. Sie kannten bereits das vom Gericht verkündete Urteil.
Am nächsten Morgen meldeten sich zwei Gorlowka-Ingenieure zum Direktor: die Verurteilten hatten beschlossen, sechs telegraphische Gnadengesuche nach Petersburg zu senden — an den Zaren, an die Zarin, an die Zarin-Witwe, an den Thronerben, an den Petersburger Metropoliten und an den Präsidenten der Reichsduma. Achtundsiebzig Menschen hatten

ihre Unterschrift gegeben. Sie flehten um Begnadigung und versprachen, alle Kräfte ihrer Nachkommenschaft bis ins zehnte Glied dem Kampf mit den inneren und den äußeren Feinden zu widmen...
Die Weihnachtsfeiertage waren da. Jeden Tag wurde ein feierlicher Gottesdienst in der Gefängniskirche abgehalten, jedesmal sang der Eisenbahnerchor unter der Leitung des zum Tode verurteilten Steklow. Fast jeden Tag hielten die Eisenbahner mit Genehmigung der Verwaltung in der Gefängniskirche Bittgottesdienste ab.
Gerade unter der Kirche waren die Verliese der Todgeweihten. Zwei Sessionen des Kriegsgerichtes, die gleichzeitig mit der Verhandlung der Gorlowka-Sache stattgefunden hatten, waren vor den Feiertagen mit ihrer Arbeit fertig geworden, die Verurteilten fing man aber erst jetzt, drei Tage vor Weihnachten, zu hängen an. Die Verliese waren von Todgeweihten überfüllt. In den tiefliegenden Fenstern, hinter den Gittern sah man ihre blassen, entstellten Gesichter. Über ihren Köpfen erscholl der festliche Gesang.
Am Neujahrstage hielt man den Bittgottesdienst besonders feierlich ab. An diesem Tage erwartete man die Antwort auf die Telegramme. Aber als der Gottesdienst zu Ende war, erscholl das Kommando: „In die Zellen!“ Und enttäuscht verließen die Eisenbahner die Kirche.
Nach einer Viertelstunde begann im Gefängnis ein geschäftiges Treiben. Man scheuerte hastig den Fußboden im Korridor, wischte den Staub von den Schränken, putzte die Schlösser, trug die Schmutzeimer aus den Zellen hinaus. An das Guckloch der Eisenbahnerzelle trat der Oberaufseher:
„Bringt alles in Ordnung, daß kein Stäubchen mehr da ist! Die Betten bauen! Die Kleider ordnen! Der Inspektor kommt gleich!“
Noch eine Stunde eiliger Vorbereitungen und gespannter Erwartungen verstrich. Wiederum lief der Oberaufseher durch den Korridor.
„Alles fertigmachen!“
Dann öffnete sich die Tür.
„Alle auf dem Korridor antreten! In zwei Gliedern ... Richt euch ...“
Der zweite Assistent des Direktors hielt einen Bogen Papier in der Hand.
„Vielleicht sind hier welche, die das Telegramm nicht unterschrieben haben?“
Verlegen traten drei vor.
„In die Zelle zurück!“ befahl ihnen der Assistent.
Auf dem Korridor blieben achtundsiebzig Häftlinge.
„Stillgestanden!“
In die Tür traten die Vorgesetzten ein. Vorn ging ein großer, starker Herr mit glattrasiertem Gesicht und kleinen Augen hinter den Gläsern eines goldenen Kneifers. Er trug die Generalsuniform der Gefängnisverwaltung. Ihm folgte der Gefängnisdirektor. In achtungsvoller Entfernung kamen hinter ihm die Assistenten. Der Oberaufseher und die Wächter schlossen den Zug.

Der General lächelte freundlich den auf dem Korridor stehenden Häftlingen zu und legte einen Finger an die Mütze.
„Guten Tag!“ sagte er in freundschaftlichstem Ton.
Zur Antwort erscholl es aus der Reihe der Häftlinge:
„Guten Tag, Euer Exzellenz!“
Der General blieb in einer ungezwungenen Pose mitten im Korridor stehen, rückte mit zwei Fingern den Kneifer auf der Nase zurecht und wandte sich an die Gefangenen:
„Ich bin gekommen, meine Herren, um Ihnen zu der Allerhöchsten Gnade zu gratulieren. Ich freue mich herzlich für Sie. Seine Exzellenz, der Herr Gouverneur, hat die Absicht, das Gefängnis heute zu besuchen und persönlich mit Ihnen zu sprechen ... Aber ich meinerseits möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie für alles Ihrem Gefängnisdirektor dankbar sein müssen, der Ihnen das beste Zeugnis ausgestellt hat: dies wurde zu einer der wichtigsten Grundlagen für die Erleichterung Ihres Schicksals ... Sie müssen die Gnade Seiner Majestät zu schätzen verstehen.“
Nach diesen Worten riß er die Mütze vom Kopf, hielt sie in der Luft und schrie aus aller Kraft:
„Hurra!“
„Hurra! Hurra!“ stimmten die Häftlinge ein.
Dann wandte sich der General an den Direktor:
„Wo haben Sie diejenigen, die nicht unterschrieben haben?“
Die Herren gingen zum Turm. Das Schloß knarrte.
„Stillgestanden! Achtung!“
Der Oberaufseher rannte mit seinen Helfern in den Turm. Der General blieb an der Schwelle stehen.
„Ihre Genossen“, sagte er, „haben ihre Reue über das Begangene zum Ausdruck gebracht, und der Zar hat befohlen, ihnen das Leben zu schenken. Sie haben einen großen Fehler begangen, indem Sie sich von Ihren Genossen getrennt haben. Ich betrachte es als meine Pflicht, nicht als Vorgesetzter, sondern einfach als Mensch, Ihnen das zu sagen. Vielleicht wünscht einer unter Ihnen, sich dem Gnadengesuch anzuschließen?“
Aus dem Turm trat niemand hervor.
„Nun, mögen Sie es sich noch einmal überlegen!“ sagte der General.
Am Nachmittag kam der Gouverneur ins Gefängnis. Den Korridor, in dem die Häftlinge in einer langen Reihe aufgestellt waren, betrat er mit stolzem Schritt. Sein breites, rotes, von einem grauen Bart umrahmtes Gesicht strahlte vor Befriedigung. Den Gouverneur begleitete ein großes Gefolge.
Er ging an der Linie der Gefangenen entlang und warf ihnen zu:
„Guten Tag!“
Er hatte die scharfe, abgehackte Stimme eines Menschen, der gewöhnt ist, Untergebene zu kommandieren und anzuschreien.
Donnernd kam die Antwort der Häftlinge:

„Guten Tag, Euer Exzellenz!"
„Ich bin hierhergekommen", fuhr der Gouverneur fort, „um euch die Allerhöchste Gnade bekanntzugeben. Seine Majestät der Zar hat befohlen, euch das Leben zu schenken und euer Schicksal zu erleichtern. Mögen es eure Kinder auf ihrem Sterbebett den Enkeln übermitteln, damit auch sie wissen, wie groß die Güte des russischen Zaren ist! Was seid ihr denn? Aufrührer, Verbrecher ... Die Juden haben euch ja wohl vor dem verdienten Galgen nicht gerettet? Ihr seid in unseren Händen. Laßt ihr es euch einfallen zu meutern, so hängen wir euch auf! Seid ihr gehorsam, so sind wir euch gnädig!"
Noch lange sprach der Gouverneur. Dann sangen die Gefangenen auf seine Aufforderung die Zarenhymne und schrien Hurra.
Der Gouverneur ging in den Turm. Man öffnete die Tür, die Aufseher rannten in die Kammer. Der Gouverneur schrie in die Tiefe des Zimmers hinein:
„Wer sich dem Gesuch um Begnadigung anschließt, trete in den Korridor!"
Zwei Männer traten hervor.
„Keiner sonst?" fragte der Gouverneur.
„Keiner!"
„Dann krepiert hier!"
Der Gouverneur fuhr weg. Die Verhafteten wurden in den Zellen eingesperrt. Aber gegen Abend holte man sie wieder in den Korridor. Diesmal war der Gerichtsvorsitzende ins Gefängnis gekommen. Ohne den Gruß der Gefangenen zu beantworten, redete er sie schroff an:
„Seiner Majestät hat es gefallen, euer Los zu erleichtern. Ich habe den Auftrag bekommen, zu ermitteln, wieviel man jedem von euch nachlassen kann."
„Gehorsamsten Dank, Euer Exzellenz!"
„Maul halten! Dies geschieht nicht um euretwillen, sondern um eurer Kinder willen, auf den Befehl des Zaren. Seine Majestät lebe hoch!"
„Hoch! Hoch!"
Wie gut erinnere ich mich an diesen Neujahrstag und an diese Hoch- und Hurrarufe, die die Gefängnisgewölbe über den unterirdischen Verliesen erfüllten!
Die politischen Gefangenen konnten den Eisenbahnern die erlittene Demütigung nicht verzeihen. Die „Reuigen", die bereits 83 Mann zählten, wurden zum Gegenstand des Hasses und der Verachtung aller.
Die Reuigen forderten die zehn „Verstockten" auf, sich ihrem Gesuch um Begnadigung anzuschließen. Aus dem Turm wies man diese Aufforderung zurück. Jeder von den Zehn schrieb eine besondere Antwort. Abschriften dieser Briefe wanderten durch die Zellen und erregten viel Gerede. Besonders scharf war der Brief von Kusnetzow.
Etwa nach zwei Tagen steckte ein Häftling, der Stubendienst tat, ein kleines, in gelbes Papier eingewickeltes Päckchen durch das Guckloch in meine Zelle herein: es war ein Kassiber von Tkatschenko.

Oben stand: „An alle Genossen.“ Tkatschenko schrieb:
„Man redet im Gefängnis viel über das Gesuch der Eisenbahner an den Zaren. Und dabei wird viel Ungerechtes gesprochen. Man wirft alle dreiundachtzig in einen Topf und schreit: das sind Verräter. Aber unter diesen dreiundachtzig verdienen nicht alle gleichermaßen ein solches Urteil. Unter ihnen sind Alte und wiederum Menschen, die eben angefangen haben zu leben. Da sind Gebildete und auch solche, die nicht einmal ihren Namen schreiben können. Da sind alte Parteimitglieder und solche, die nie etwas mit der Revolution gemein gehabt haben. Wenn man sie alle in einen Topf wirft, so macht man es genau wie die Regierung, die auch alle zusammengeworfen und alle verurteilt hat.
Jetzt sagt man noch, wegen dieser dreiundachtzig wird man uns aufhängen. Das ist eine feige Lüge! Hätten wir auf einer Barrikade gekämpft und diese dreiundachtzig wären davongelaufen und wir zehn geblieben, so hätte man uns niedergeschossen. Aber wir wären gefallen nicht durch die anderen, sondern durch uns selber. Und jetzt ist es nicht anders.“
Dieser Brief ging durch das ganze Gefängnis. Die Gemeinen zuckten verständnislos mit den Achseln. Von den Politischen waren die einen mit Tkatschenko einverstanden, die anderen warfen ihm Sentimentalität vor. Immerhin verfehlte dieser Brief seine Wirkung auf die Gefangenen nicht.
Einige Monate verstrichen. Die Eisenbahner gingen eifrig zum Gottesdienst in der Gefängniskirche und sandten an jedem Feiertag Telegramme nach Petersburg mit dem Ausdruck ihrer Untertanentreue und mit flehentlichen Bitten um Linderung ihres Loses ...
Zuweilen gingen sie in ihrem Eifer so weit, daß sogar die Behörden in Verlegenheit gerieten. Damals verbreitete sich das Gerücht, die Kaiserin Alexandra sei in Hoffnung, und ein Wundertäter hätte vorausgesagt, sie würde einen Sohn bekommen. Die in der Sache von Gorlowka Verurteilten erfuhren irgendwoher, an welchem Tage das glückliche Ereignis stattfinden sollte, verfaßten ein Telegramm mit entsprechendem Inhalt und flehten den Gefängnisdirektor an, es nach Petersburg am Vorabend der Entbindung zu senden, damit ihr Glückwunsch als erster eintreffe. Der Direktor wandte sich an den Staatsanwalt, der Staatsanwalt an den Gouverneur; dieser ordnete an, das Telegramm erst abzuschicken, wenn die Nachricht von der Geburt des Kaisersohnes eingelaufen sein würde. Er hatte dafür gewichtige Gründe:
„Gewiß, es ist vorausgesagt worden, es werde ein Sohn geboren, aber es kann immer ein kleiner Fehler vorkommen. Und was dann, wenn die fünfte Tochter in die Welt gesetzt wird?“
Aber die Entbindung fand an dem angegebenen Tag nicht statt, und später stellte es sich heraus, daß die Kaiserin überhaupt nicht schwanger und ihre Erwartung eines Kindes nichts als eine hysterische Selbsttäuschung gewesen war. Für die Verurteilten in der Gorlowka-Sache war dies ein schwerer Schlag.
Irgendwo arbeitete die Kommission, die bestimmen sollte, wieweit das

Los jedes einzelnen unter den Verurteilten zu lindern wäre. Aber an ihrer Spitze stand der grausame General, der den Vorsitz in der Gerichtsverhandlung gegen die Eisenbahner geführt hatte, und dies flößte den Eisenbahnern wenig Hoffnung ein.
Die dreiundachtzig Reuigen warteten trotzdem von einem Tag zum anderen auf ihre Freilassung oder wenigstens auf eine entscheidende Wendung in ihrer Lage.
Im Turm saßen die zehn „Verstockten" mit Fesseln an den Füßen. Acht von ihnen erwartete der Galgen. Zwei waren zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Und niemand wußte, ob das Urteil bestätigt worden war und ob die acht gehängt werden würden.
Ich saß zu jener Zeit in einer Doppelzelle im ersten Stock, gerade gegenüber den Verliesen der Todgeweihten. Das Fenster meiner Zelle ging auf den engen Gefängnishof hinaus. Und zwanzig Schritt von meinem Fenster entfernt gähnten dicht am Erdboden die Fensterhöhlen der vier Verliese. Ich spähte in diese Fenster und suchte unter den blassen Gesichtern hinter den Gittern die Züge der Genossen zu erkennen, die ich in der Freiheit und im Gefängnis kennengelernt hatte. Einmal bemerkte ich zwischen den dicken Gitterstäben das charaktervolle breite Gesicht Tkatschenkos. Er stand am Fenster und klammerte sich mit den beiden gefesselten Händen an einen Querstab. Sein Gesicht war in diesen Monaten eingefallen und abgemagert, er schien um zehn Jahre gealtert. Er wollte mir mit den Fingern in der im Gefängnis üblichen Taubstummensprache etwas übermitteln. Aber ein Wachtposten näherte sich uns und warf das Fenster des Verlieses zu. Bis zum Abend vermochte ich nicht mit Tkatschenko auch nur ein paar Worte zu wechseln. Dann sank die Nacht herab.
Am nächsten Morgen warf mir der Gefangene, der Stubendienst hatte, einen Zettel in die Zelle. Auf einem abgerissenen Stück Papier waren mit einem schlechten Bleistift einige Zeilen von Tkatschenko gekritzelt:
„Guten Tag, Genosse Ssergej! Gestern hat man uns acht hierher in das Verlies übergeführt. Bald wird man uns aufhängen. Ich schreibe Ihnen, um von Ihnen Abschied zu nehmen und mit Ihnen meine letzte Freude zu teilen. Im Verliese habe ich Boris getroffen. Er ist der erste Mensch, den ich — sechs Jahre ist das her — in die Sozialdemokratische Partei hineingezogen habe, er war damals fast ein Knabe. Einige Jahre hatte ich von ihm nichts gehört. Und gestern traf ich ihn, an Armen und Beinen gefesselt, im Verlies. Mir wurde das Herz schwer, als ich ihn sah. Und er tröstete mich, erzählte mir von seiner Arbeit in diesen Jahren und dankte mir dafür, was ich für ihn getan, indem ich ihm den Weg im Leben gewiesen. Wir saßen bis in die Nacht hinein zusammen und merkten nicht, wie die Zeit verging. Und dann haben sie ihn geholt ... In der Tür sagte er laut zu mir: ‚Ich danke dir für alles!' Wenn der Henker mir den Strick über den Hals ziehen wird, werde ich nur diese Worte hören. Wenn die Unsrigen so mutig in den Tod gehen wie Boris, kann man dann zweifeln? Leben Sie wohl, Genosse! Ich umarme Sie fest. Grigorij."

Im Laufe des Tages konnte ich beim Spaziergang Tkatschenko zu verstehen geben, daß ich seinen Zettel erhalten hatte. Er antwortete mir mit einem Lächeln. Und in der Nacht wurde er mit den sieben anderen zur Hinrichtung geholt.

Die Verliese der zum Tode Verurteilten

Den ganzen Hof entlang, auf den die Fenster meiner Zelle hinausgingen, zog sich ein Drahtgitter. Hier ließ man die Gefangenen spazierengehen. Links im Hintergrund des Hofes befand sich die Leichenkammer. Vor den dicht vergitterten Fenstern der Verliese, die gerade gegenüber meiner Zelle lagen, stand Tag und Nacht ein Wachtposten. Da er aber stets nach den Fenstern der Verliese schaute, konnten wir an das Fenster unserer Zelle treten und sehen, was in den Verliesen vor sich ging — die letzten Tage und Stunden der Verurteilten verliefen vor unseren Augen. Nicht selten erschien hinter dem Gitter ein bekanntes Gesicht, zuweilen konnten wir den abschiednehmenden Blick des Freundes auffangen. Nie werde ich vergessen, wie Pawel am Vorabend seiner Hinrichtung hinter dem dichten Gitter stand und schweigend von mir Abschied nahm.

Nach dem mißglückten Versuch, die Gefängnismauer zu sprengen, hatte sich eine enge Freundschaft zwischen Pawel und mir gebildet; aber wir saßen in verschiedenen Zellen — Pawel war unter den gefesselten Gemeinen. Einmal erhielt ich mehr als einen Monat lang keine Nachricht von ihm. Zufällig traf ich ihn, gebeugt, abgemagert, auf dem Korridor und erfuhr die Nummer seiner Zelle. Es gelang mir, ihm durch den Gefangenen, der Stubendienst tat, einen Zettel zu senden. Am nächsten Morgen bekam ich von ihm eine Antwort, die mich in großes Erstaunen versetzte.

„Genosse, Sie fragen, wie es mir geht. Mich quälen seltsame Gedanken, die ich früher nicht gekannt habe. Es scheint mir, als ob die ganze Erde und diese Mauern um uns herum über die Leiden und Verbrechen stöhnen, mit denen die Menschen ihr Leben ausfüllen. Besonders nachts höre ich dieses Stöhnen. Die Erde murrt. Die Erde ist müde und will keine Leichen mehr aufnehmen. Das Blut steht in Lachen. Und über dem allem — ein Gelächter, ein schauderhaftes Gelächter, ein Gelächter des Satans. Über uns lacht der Satan, über uns, die sein Reich zerschlagen wollten. Genosse, lieber Genosse! Hören Sie denn nicht dieses Gelächter? ‚Mein Reich ist ewig!‘, lacht der Satan, ‚ihr werdet es nicht erschüttern, nur eure Köpfe werdet ihr zerschlagen an den Mauern, mit denen ich euch umgeben habe.‘ Schon Tausende von Jahren lacht der Satan, und wer sein Gelächter vernommen hat, der wirft sich wie ein Wahnsinniger auf ihn und kommt um. Und uns alle leitete dieses Gelächter ...“

Mich wunderte dieser Brief, und mein erster Gedanke war, daß der, der ihn geschrieben hatte, den Verstand verloren haben müßte. Aber ich erinnerte mich, wie er mich am Tage vorher im Korridor angeschaut hatte ... Nein, er war nicht irrsinnig! Wahrscheinlich hatte er einfach in einer allegorischen Form seine Qual ausdrücken wollen. Aber was bedeuteten die Worte von dem Gelächter des Satans, das uns geleitet haben sollte?

Wiederum schickte ich ihm einen Zettel, voll von Worten der Ermunterung und Freundschaft. Nach zwei Tagen kam die Antwort:

„Sie haben mich nicht verstanden, Genosse", schrieb Pawel. „Bereue ich denn den Weg, den ich gewählt habe? Nein, wenn ich tausend Leben hätte, würde ich sie alle so leben, wie ich mein kurzes Leben verlebt habe. Und von meinen Freunden, die dahingegangen sind, sage ich dasselbe ... Ich hatte doch viele Freunde, mit denen ich alles gemeinsam hatte — Gedanken und Gefühle. Sie alle sind dahin, und ich bin jetzt allein; die Reihe ist an mir ... Einmal mußte ich bei einem Gefecht einen verwundeten Genossen erschießen, der sonst den Feinden in die Hände gefallen wäre. Er bat uns selbst darum. Ich umarmte ihn, küßte ihn zum letzten Male, setzte ihm meinen Revolver an die Schläfe und feuerte. Er sah mir ins Auge, als ich feuerte, und sagte ‚Danke!' Aber er brachte das Wort nicht zu Ende. Und ich schaute in seine Augen und sah, wie sein Schädel auseinanderflog ... Ich würde auch jetzt so handeln. Wir alle mußten zugrunde gehen, weil wir das Gelächter des Satans gehört hatten, und er rief nach uns. Das Übel ist ewig in der Welt, weil der Satan der Herrscher der Welt ist. Und er fordert die Menschen zum Kampf heraus und lacht, wenn sie untergehen. Denn kämpfen kann man mit zwei Waffen: mit der Liebe und mit der Gewalt. Die Liebe — das ist die Waffe Christi. Und die Gewalt ist die Waffe des Satans. Und wenn wir das Gelächter des Satans hören, werfen wir wie wahnsinnig die Waffe Christi weg und greifen nach der Waffe des Satans. Und der Satan lacht, wenn er unseren Wahnsinn sieht. Wir aber stürzen uns mit der Waffe des Satans auf den Herrscher der Welt, auf den Fürsten der Gewalt, und sind verloren. Und dann lacht der Satan wieder. Und sein Gelächter ruft neue Kämpfer ins Feld. Die besten Jünglinge und jungen Mädchen gehen in den Kampf, und sie gehen alle unter. Das Gelächter des Satans aber erschallt mit jedem Tag lauter und lauter über die Erde hin. Und bald wird es alle anderen Laute übertönen."

Zu diesem Gelächter des Satans kehrte sein gequälter Gedanke immer wieder und wieder zurück. Es war offenbar eine Halluzination, die ihn verfolgte.

Er schrieb mir noch einige Male, und in einem seiner Briefe versuchte er seine neuen Anschauungen zusammenzufassen. Zu meinem Erstaunen stellte es sich heraus, daß er sich in der Richtung der Tolstoj-Lehre von der Gewaltlosigkeit entwickelte:

„Der radikalste Revolutionär", schrieb er, „war Christus. Und seine Taktik

war die extremste. Wir aber haben, anstatt im Kampf seine Waffen zu benutzen, die Kampfmethoden unserer Feinde angenommen ..."
Der Terrorist, der eine Motivierung für seinen Terror ablehnte, war im Gefängnis zu einem Tolstojaner geworden. Zum Teil hatte ihn dazu die Entwicklung seines alten Grundsatzes „Richte den Menschen nicht" gebracht. Aber in seiner Evolution war noch etwas anderes: auch für ihn, den Starken und Mutigen, erwies sich der Kampf mit all seinen unzähligen unnützen Opfern als zu schrecklich. Seine Nerven hielten den täglichen Hinrichtungen nicht stand. Und das Gelächter des betrunkenen Wächters auf dem Korridor — oder vielleicht das Gelächter eines im Verlies wahnsinnig gewordenen Todgeweihten — erweckte in ihm Halluzinationen.
Pawel war eines Raubes angeklagt, mit dem er nichts zu schaffen hatte. Bei der Gerichtsverhandlung verzichtete er auf die Verteidigung und sagte nur einige Worte:
„Ich habe es nicht getan. Und Sie wissen es. Aber Sie müssen mich aufhängen als einen Anarchisten. Ihr Gericht ist nur eine Komödie, und ich werde nicht an ihr teilnehmen. Was Sie auch mit mir machen wollen — tun Sie es offen und ehrlich."
Er wurde zum Tode durch den Strick verurteilt. Zum letzten Male sah ich ihn im Fenstergitter am Vorabend der Hinrichtung. Er stand da, ruhig, wie mit allem versöhnt. Und als mein Zellengenosse und ich während des Spazierganges an ihm vorbeigingen, sah er uns mit seinen traurigen, freundlichen Augen an.
Die vier unterirdischen Verliese waren eng, feucht, in ewiges Halbdunkel getaucht, sie erinnerten an das Grab. Während der Verhandlungen des Kriegsgerichtes wurde unter den Todgeweihten im Gefängnis folgende Ordnung eingehalten: Am Morgen des Verhandlungstages traten die auf Grund eines Todesparagraphen Angeklagten mit all ihren Sachen und ihrem Strohsack auf den Korridor. Das geschah, damit der zum Tode Verurteilte nach der Verhandlung nicht wieder in seine Kammer ginge, wo er vielleicht ein Messer, Gift oder etwas Ähnliches versteckt hielt. Wurde der Angeklagte freigesprochen oder zu Zuchthaus verurteilt, so erhielt er nach dem Schluß der Verhandlung den Strohsack und seine Sachen zurück und kam wieder in seine frühere Zelle. Die im Korridor zurückbleibenden Strohsäcke gaben die Zahl der an einem Tag zum Tode Verurteilten an. Diese kehrten nicht in die Zellen zurück: man gab ihnen unter dem Torgewölbe andere Wäsche und Anzüge und ließ sie sich auf der Stelle umkleiden, fesselte sie an Händen und Füßen und führte sie in eins der Verliese. Im Laufe der Verhandlungen des Kriegsgerichtes füllten sich die Verliese mit jedem Tag mehr. Gegen Ende der Verhandlungen saßen in ihnen fünfzig und mehr Menschen. Dann begannen die Verliese sich allmählich zu leeren; manche zum Tode Verurteilten wurden zu Zuchthaus begnadigt, die anderen wurden bald einzeln, bald zu zweien oder zu dreien oder in noch größeren Gruppen in das Vierte Revier geführt und dort gehängt.

Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, der kann sich schwer vorstellen, was das Leben in diesen Verliesen bedeutete. In einer engen, feuchten Kammer ohne Lager, ohne Pritschen, ohne irgendwelche Möbelstücke saßen zehn bis zwölf Mann. An Händen und Füßen gefesselt, konnten sie sich weder auf den Boden legen noch setzen, ohne daß das Eisen in ihr Fleisch einschnitt. Sie konnten weder ihre steif gewordenen Glieder recken, noch die Wäsche wechseln, noch sich genug Bewegung machen, um sich zu erwärmen. Die Verliese wurden fast gar nicht geheizt, die zerbrochenen Fensterscheiben nicht durch neue ersetzt. Die Verhafteten gingen, um sich etwas zu erwärmen, hin und her. Tag und Nacht vernahm man aus den Verliesen das schrille Klirren der Hand- und Fußketten. Wenn die Todgeweihten durch irgend etwas den Zorn der Verwaltung auf sich lenkten, so wurden ihnen die Hände auf den Rücken gelegt und hinten gefesselt. Dann konnten sie nicht anders trinken und essen als auf die Weise, daß sie den Kopf in das Gefäß mit Wasser oder in den Topf mit dem Gefängnisessen steckten. Die auf dem Rücken angelegten Handketten spannten sich und klirrten fast gar nicht. Aus den Verliesen drang zuweilen nur das Gerassel der schweren Fußketten.

Den Todgeweihten wurden sämtliche Bücher und das Schreibzeug entzogen, meist auch Tee und Zucker. Aber am schwersten litten sie wohl unter dem Entzug des Tabaks. Bei der fürchterlichen Nervenanspannung, in täglicher und stündlicher Erwartung der Hinrichtung empfindet der Mensch bis zur Schmerzhaftigkeit das Bedürfnis, sich wenigstens durch eine Zigarette zu betäuben ... In der Literatur liest man oft bei der Schilderung von Hinrichtungen, daß der letzte Wunsch des Verurteilten darin besteht, noch einmal zu rauchen. Ich glaube wohl, daß dies keine Entstellung ist: wenigstens klagten die Todgeweihten in den Verliesen über nichts so sehr wie darüber, daß sie den Tabak entbehren mußten ... Die anderen Häftlinge erfanden alle möglichen Kniffe und Schliche, um den Todgeweihten ein wenig Tabak und einige Streichhölzer zukommen zu lassen. Zuweilen gelang es, ihnen durch ihr Fenster ein Päckchen Tabak zuzuwerfen. Zuweilen prallte das Päckchen an den Gitterstäben ab und fiel dicht unter dem Fenster auf die Erde; dann quälten sich die Todgeweihten mit gefesselten Händen eine halbe, eine ganze Stunde ab, um das winzige Päckchen mit einem halben Achtel Tabak heraufzubefördern. Manchmal hatte der Wachtposten unter den Fenstern der Verliese ein mitleidiges Herz, und es gelang den Häftlingen, ihn zu bewegen, den Todgeweihten ein wenig Tabak zu übermitteln. Zuweilen drang lautes Gelächter oder der Klang eines Liedes aus den Verliesen zu uns. Ja, auch in diesen schrecklichen Verhältnissen verließ die Fröhlichkeit die Menschen nicht immer.

Die Todgeweihten hatten oft Zusammenstöße mit den Wachtposten wegen des Fensters. In schwüler, dunkler Gruft zog es die Eingesperrten unwillkürlich zum Fenster. Zu schwer war es, in der Tiefe des Verlieses zu atmen, zu düster war es in ihrem unterirdischen Raum. Und durch das

Fenster konnte man ein Stückchen Himmel sehen, die Fenster des gegenüberliegenden Gefängnisgebäudes, die mitleidsvollen Gesichter anderer Gefangener. Die Wachtposten ließen die Todgeweihten nicht ans Fenster heran, verjagten sie mit Bajonettstößen vom Gitter. Oft fügten sich die Todgeweihten ohne Murren. Aber manchmal spielten sich peinliche Szenen ab.
Hinter dem Gitter des Verlieses die bleichen Gesichter der Todgeweihten. Der Posten stellt sich dem Fenster gerade gegenüber auf, aber die Eingesperrten tun, als ob sie ihn nicht bemerken.
„Weg vom Fenster! ...“
Aus dem Verlies läßt sich eine unsichere bittende Stimme vernehmen:
„Herr Wachtposten! Hier kann man ja nicht atmen! Sehen Sie, wie vollgestopft der Raum ist ... auch Kranke sind hier!“
„Maul halten! Weggehen, wenn es befohlen ist!“
„Herr Wachtposten, wir können nicht atmen ...“
„Maul halten! Sträflingsfresse! Ich schieße euch wie Hunde nieder! Macht das Fenster zu!“
„Nun schieß doch, feu're! Wir fürchten dich nicht!“
Der Wächter zielt mit dem Gewehr bald nach dem einen, bald nach dem anderen Eingesperrten.
Diese beschimpfen alle, einer den anderen unterbrechend, laut den Wachtposten, suchen ihn so zu reizen, daß er feuert, damit die Kugel aus seinem Gewehr wenigstens einen von ihnen von den Qualen befreie. Aber der Wachtposten ist verwirrt und weiß nicht, was er tun soll. Er fährt fort zu drohen und zu schreien, entschließt sich aber nicht zu feuern und entfernt sich vom Verlies. Die Todgeweihten bleiben hinter dem Gitter mit bleichen, düsteren Gesichtern. Der Tod, der leichte Tod, hat ihnen soeben nur zugelächelt, sie haben aber vergeblich auf ihn gehofft.
Einen von den Todgeweihten niederzuschießen, hatte für die Gefängnisverwaltung keinen Sinn. Aber man mißhandelte sie grausam. Auf die Beschwerde der Wachtposten und der Aufseher hin schlug man sie wegen aller möglichen kleinen Verletzungen der Disziplin, man schlug sie auch ohne jeden Anlaß. Zehn bis zwölf bewaffnete Wächter traten zugleich in das Verlies, und während zwei oder drei von ihnen einen Eingesperrten prügelten, hielten die übrigen die Mündungen der geladenen Revolver auf die anderen Todgeweihten. Man hörte dumpfe Schläge, das Stöhnen der Geschlagenen, wildes Geschrei und Kettengerassel.

Durch die Fenster konnte man sehen, wie die Todgeweihten zur Hinrichtung abgeführt wurden. Sie wurden bei der Abendkontrolle aus den Verliesen herausgeführt. Etwa fünfzehn Wächter drängen sich gleichzeitig in das Verlies. Die meisten haben einen Revolver in der Hand, die anderen einen Karabiner. Die in der Erwartung der Kontrolle angetretenen Todgeweihten wissen, was das zu bedeuten hat. Sie wissen auch, wer heute an der Reihe ist. Zwei Wächter nähern sich dem zur Hinrichtung

bestimmten Arrestanten und packen ihn bei den Schultern. Sie führen ihn in die Mitte des Verlieses, drücken ihn zur Erde, so daß die Kette, mit der seine Hände gefesselt sind, die Erde berührt.
„Heb das Bein! ...“
Man faßt den Verurteilten beim Fuße und zwingt ihn, über die auf dem Boden liegende Kette, die seine Hände fesselt, einen Fuß hinüberzusetzen. Dann zieht man ihn am Rücken in die Höhe und läßt ihn sich halb aufrichten. Die gekreuzten Hand- und Fußfesseln ziehen sich zusammen, und der Unglückliche kann Hände und Füße nicht mehr bewegen. Zwei Wächter fassen ihn von hinten, der dritte stellt sich mit schußfertiger Waffe vor ihn hin:
„Vorwärts! ...“
Und die Gruppe von vier Menschen setzt sich in Bewegung. Zwei Wächter tragen den Todgeweihten, der dritte beschließt den Zug. Die festangezogenen gekreuzten Fesseln klirren nicht. Leise verhallen die letzten Worte aus dem Munde des Todgeweihten:
„Lebt wohl, Genossen! ...“
Eines Tages drang aus dem überfüllten Verlies ein furchtbares, verzweifeltes Gebrüll. Dieses Gebrüll hallte durch das ganze Gefängnis und übertönte alle anderen Geräusche. Die Gefangenen stürzten an die Fenster. Das Fenster eines der Verliese ließ einen nackten Menschen sehen. Er hatte weder Hemd noch Hose an. An den Händen und Füßen hatte er Fesseln. Seine Hände und Füße ragten weit durch die Gitterstäbe hinaus. Er klammerte sich mit dem ganzen Körper an das Gitter und schrie mit wilder, unmenschlicher Stimme. Weder Worte noch irgendein Ausdruck waren in diesem Schreien, als wäre es nicht die Stimme eines Menschen, sondern das Geheul eines Tieres. Im Hintergrund sah man die erschreckten Gesichter der Genossen des Unglücklichen. Sie versuchten ihn von dem Gitter loszureißen, ihn zu beruhigen, sie packten ihn bei den Schultern.
Zum Fenster rannte ein Wächter, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett in der Hand. Als er den Wahnsinnigen sah, blieb er verwirrt stehen. Die Aufseher kamen schnell gelaufen, der Assistent des Gefängnisdirektors erschien. Aber der Gefangene sah niemanden, hörte nichts und schrie immer weiter. Sein wildes Geschrei ließ jetzt etwas wie einen Wortsinn erkennen, in dem tierischen Geheul gewannen einzelne Worte Artikulation:
„Laßt mich ... Laßt los ... Ich fürchte mich ... Ich habe A ... a ... angst ... A—a!“
Einige Aufseher betraten das Verlies und rissen den Wahnsinnigen mit Gewalt vom Gitter weg. Aber aus dem Inneren des Verlieses ertönte sein Geschrei wie vorher. Endlich verstummten die Laute ...
Andere Fälle von Geistesstörung verliefen stiller, aber die wesentliche Idee des Deliriums, der Ausgangspunkt der Geistesumnachtung waren in allen Fällen die gleichen.

Ob das Geschrei eines Wahnsinnigen immer so wirkt oder ob dieses Geschrei gerade hier so schaurig klang, weiß ich nicht ... Aber ... ich habe immer geglaubt, daß ich starke Nerven habe... und trotzdem — als ich den Wahnsinnigen schreien hörte, schien es mir, daß auch ich im nächsten Augenblick ebenso schreien werde wie er.
Ein anderer Geisteskranker sah die ganze Zeit vor sich ein schauriges, aber zugleich außerordentlich lustiges Schauspiel. Er lachte laut, klatschte in die Hände, schrie, als ob er von einer rasenden Begeisterung ergriffen wäre. Aus manchen Worten, die aus seinem Geschrei hervordrangen, konnte man erraten, daß das amüsante Schauspiel, das sich seiner Einbildung bot, nichts anderes war als ... der Galgen und die Hinrichtung. Diesen Menschen hielt die Verwaltung anfangs für einen Simulanten und ließ ihn sehr lange im Verlies ...
Der Wahnsinn war ein so natürlicher Ausgang aus der Lage eines Todgeweihten, daß ich mich oft fragte, wieso ein so geringer Prozentsatz von ihnen den Verstand verliert.
Ein zweiter natürlicher Ausgang aus der Lage des Todgeweihten ist der Selbstmord. Zu meiner Zeit haben sich neun unter den Todgeweihten das Leben genommen. Und wie viele versuchten, Selbstmord zu verüben, suchten sich Mittel dazu zu verschaffen!
Der zur Hinrichtung Verurteilte hat nur zwei Wege, die ihn vom Galgen befreien: die Begnadigung zu Zuchthaus oder den Selbstmord. Wer nicht auf den ersten Ausweg hofft, der hofft, dem Galgen durch Selbstmord zu entgehen. Fast jeder Todgeweihte denkt an Selbstmord. Die verschiedenen Selbstmordarten und ihre Vorzüge bilden den üblichen Gegenstand der Gespräche unter den Todgeweihten. Welche Ader man sich mit einem Glasscherben am leichtesten öffnen, womit man sich am sichersten vergiften kann — das ist der Kreis der Fragen, in denen sich die Gedanken im Verlies bewegen.
Das Gespenst des Galgens macht für den Todgeweihten den Gedanken, sich das Leben durch Aufhängen zu nehmen, widerwärtig; ich habe im Laufe von anderthalb Jahren nur e i n e n derartigen Versuch gesehen. Noch seltener greifen die Todgeweihten, die Selbstmord begehen wollen, zum Messer. Das ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß nur wenige an die Möglichkeit glauben, mit Hilfe eines selbstangefertigten Blechmesserchens schnell ihrem Leben ein Ende zu machen ... Und sich erst leicht verletzen und quälen, um dann dennoch von der Hand des Henkers zu sterben ... Nein! Dann ist es besser, ruhig zu warten, bis sie einen zur Hinrichtung abholen ... Von solchen verzweifelten Versuchen, wie sich selbst zu verbrennen, sich den Kopf an Steinen zu zerschellen oder zu verhungern, sahen die meisten deshalb ab, weil alle diese Todesarten mit grausamen physischen Qualen verbunden sind. Die Todgeweihten sehnten sich nach Gift und suchten nach ihm.
Nicht minder eifrig bemühten sich auch die um Gift, deren Angehörige oder Freunde in den Verliesen den Tod erwarteten. Wie kommt das Gift

ins Gefängnis? Auf welche Weise kommt es in die Hände der Todgeweihten? Eben auf demselben Weg, auf dem Waffen und Dynamit ins Gefängnis gelangen: dank der Bestechlichkeit der Wachmannschaft ... Der Traum eines jeden zum Tode Verurteilten war Zyankali. Aber dieses Mittel ist auch außerhalb des Gefängnisses sehr schwer zu beschaffen. Nur die besaßen es, die sich schon früher, bevor sie ins Gefängnis kamen, auf den Tod vorbereitet und einen Weg ausfindig gemacht hatten, das Gift ins Gefängnis mitzunehmen ... Viel häufiger wurde Morphium und Strychnin angewandt. Aber bei den Vergiftungsversuchen mit Morphium — und deren kamen zu meiner Zeit etwa zwanzig vor — geschah etwas Eigenartiges: das Morphium wirkte nicht auf die Todgeweihten. Ich weiß nicht, wie sich das erklärt. Vielleicht war das Morphium, über das die Todgeweihten verfügten, von schlechter Beschaffenheit. Vielleicht teilten sie das kostbare Gift in zu winzige Dosen, oder vielleicht waren die Dosen in einzelnen Fällen wiederum zu groß. Vielleicht wirkt das Morphium, das ja wohl das Zentralnervensystem angreift, nicht auf Menschen, deren Nerven sich in übermäßiger Spannung befinden. Schwer war das Erwachen der Todgeweihten, die erfolglos versucht hatten, sich das Leben mit Hilfe von Morphium zu nehmen.
Viel sicherer wirkte Strychnin. Im Gefängnis war es ein Festtag, wenn sich in den Zellen das Gerücht verbreitete, daß es einem oder zwei Todgeweihten gelungen war, Selbstmord zu begehen. War es doch ein Sieg über den Galgen! Die Eingesperrten waren schadenfroh, daß die Hoffnungen des Henkers sich nicht erfüllt hatten und daß ihm sein Akkordlohn — Geld und Abkürzung der Haftfrist — entgangen war.
Im Jekaterinoslawer Gefängnis gab es im Jahre 1906 keinen Henker. Einige Male wurde die Vollstreckung der Todesurteile um viele Monate hinausgeschoben, weil es den Behörden nicht gelang, einen Menschen ausfindig zu machen, der das Urteil vollzogen hätte. Im Jahre 1907 fand sich einer. In einer großen Kammer hatten die Gemeinen einen aus ihrer Mitte verhauen. Der Verprügelte bat die Verwaltung, ihn in eine Einzelzelle zu überführen. Dort begann er, sich zu überlegen, wie er Rache an seinen Feinden nehmen könnte, und trug der Direktion seine Dienste als Henker an. Es war ein starker, kräftiger Mann mit stumpfem Gesicht. Er saß wegen eines Einbruchs mit Mord.
Ich habe diesen Henker im Vierten Revier gesehen. Die Aufseher erzählten, daß er für jeden Gehenkten fünfundzwanzig Rubel und drei Monate Strafnachlaß erhielt.
Da es viel Arbeit gab, arbeitete dieser Henker seine Zeit sehr schnell ab und erlangte bereits im Jahre 1908 die Freiheit. Aber nach einigen Monaten wurde er wieder ins Gefängnis gebracht — diesmal als zum Tode Verurteilter. Es stellte sich heraus, daß er in der kurzen Zeit seiner Freiheit eine ganze Reihe von Einbrüchen verübt hatte, von denen einige mit Morden verbunden waren. Ohne die Gerichtsverhandlung abzuwarten, reichte er ein Gesuch ein, man solle ihm erlauben, sein früheres

Handwerk wieder aufzunehmen. Aber zu jener Zeit war bereits ein zweiter Henker aus den westlichen Provinzen eingetroffen, und die Kollegen mußten die Arbeit teilen. Der neue Henker hieß Grischin, er war klein, breitschultrig, untersetzt. Er ging gebückt, pflegte sich nach allen Seiten umzusehen und im Ärmel stets einen Stein oder einen Stock verborgen zu halten, als ob er beständig einen Überfall aus dem Hinterhalt befürchtete. Ein tief zwischen den Schultern steckender Kopf; eine schmale, schiefe Stirn; dichte, schwarze, über der Nase fast zusammengewachsene Augenbrauen; kleine, böse, unruhig hin und her flackernde Augen, über die das schwarze Haar herabfiel; ein kleines, bartloses Gesicht mit dem Ausdruck eines Raubtieres; ein großer niemals lächelnder Mund, mit schmalen unbeweglichen Lippen und starken Zähnen.
Grischin genoß bei der Verwaltung besondere Gunst. Nach der Explosion im Gefängnis am 29. April hatte man seine Zelle geöffnet, und er wanderte den ganzen Tag auf dem Gefängnishof umher, schlenderte bald auf diesem, bald auf jenem Korridor umher, guckte in die Zellen, in denen die Verhafteten mit Todesparagraphen saßen. Lange blieb er vor den Fenstern der unterirdischen Verliese stehen, drängte sich an das Gitter und sah sich die Todgeweihten an.
„Was glotzt du?“ schrien ihm die Eingesperrten zu.
„Ich sehe mir das Gesindel an, das ich hängen werde“, antwortete er unter beifälligem Gelächter der Aufseher.
Grischin nahm auch an den Mißhandlungen der Eingesperrten auf dem Wege in den Karzer und im Karzer selbst teil. Oft versammelten sich die Aufseher um ihn auf dem Korridor oder auf dem Treppenabsatz, und er erzählte ihnen laut von seinem Handwerk. Mehr als einmal zeigte er eine aus einem alten, am steinernen Fußboden geschärften Nagel selbstangefertigte Ahle und erklärte, daß er diese Ahle in den Körper der Todesopfer zu stoßen pflegte, wenn sie noch lebten.
Die ersten Tage nach der Explosion verbrachte Grischin zu einem großen Teil vor den Frauenzellen. Er verspottete die Wächter dafür, daß sie während des Gemetzels nicht die Frauen mißbraucht hätten.
„Hättet ihr mich einen Tag früher hinausgelassen, würde ich euch was gezeigt haben...“
Dieser Henker war auch ein Todgeweihter gewesen. Es wurde erzählt, daß er irgendwo in der Politischen Polizei gearbeitet, zugleich aber Raubüberfälle verübt habe... Dann kam er vor das Kriegsgericht. Zu einer Freiheitsstrafe begnadigt, arbeitete er jetzt seine Frist ab. Die beiden Henker saßen zusammen in einer Zelle. Bald gesellte sich ihnen ein dritter hinzu. Dieser hatte in seinem Äußeren nichts Abstoßendes. Eine Zeitlang tat er in dem Einzelzellengebäude Stubendienst. Jeden Tag brachte er an die Tür unserer Zelle Brot, Wasser, Mittagessen und Teewasser. Es war noch ein ganz junger Bursche, ohne jeden Bartwuchs im Gesicht, groß und schlank, mit farblosem und vollem Gesicht, langem Haar und weicher, einschmeichelnder Stimme. Die zusammengekniffenen Lider ließen die

Augen durch einen engen Spalt sehen. Er war immer von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, flink und zuvorkommend... Er hieß Fedja. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß dieser junge Bursche bereits sechs Mann gehängt hatte. Das Gerücht bestätigte sich. Nun wurde der Henker vom Korridor weggenommen und in die Zelle überführt, in der seine beiden Berufsgenossen saßen.
Zwischen den drei Henkern kam es infolge der beruflichen Konkurrenz zu Streitigkeiten und sogar zu Schlägereien. Für drei reichte die Arbeit nicht aus: im Durchschnitt kamen nicht einmal drei Todgeweihte monatlich auf jeden. Zunächst versuchten zwei Henker — Fedja und Grischin — den alten Henker, der seine Zeit schon abgearbeitet hatte, zu überreden, er solle um Versetzung nach einem anderen Gouvernement einkommen. Aber er willigte nicht darin ein. Dann verbündete sich Fedja mit dem alten Henker gegen Grischin. Es gelang ihnen, ihn beiseitezuschieben und die ganze Arbeit für sich zu bekommen.
Das ganze Gefängnis verfolgte mit Interesse den Streit der drei Henker. Das war ein unerschöpfliches Thema für die Unterhaltung der Wächter, der Gemeinen und besonders der Todgeweihten.
Eines Morgens beugte sich ein Wächter, in einem Anfall gutmütiger Klatschlust, zum Fenster eines der Verliese hinab und erzählte den Todgeweihten:
„Grischin, der Henker, hat sich in der Nacht aufgehängt — Gott soll mich strafen!"
„Der mit der Ahle?" erscholl es aus dem Hintergrund des Verlieses.
„Eben der ..."
Im Verlies wurde wüstes Schimpfen laut, das von Lachsalven unterbrochen wurde. Das Lachen der Galgenopfer...

Ein Freund

Ich habe schon erwähnt, daß Ende des Jahres 1908 die Mißhandlungen der Verhafteten aufhörten. Die Aufseher verhehlten ihre Unzufriedenheit mit dem Einschreiten der oberen Behörden nicht, das ihre Rechte und Freiheiten schmälerte. Belokos drohte öfters in den Gemeinschaftszellen: „Verlaßt euch nicht zu sehr auf eure Verteidiger. Man darf euch nicht schlagen? Nun gut! Dann werden wir euch peitschen. Mit der Rute. Gemäß dem Gesetz."
Andere Aufseher sagten:
„Euer Erfolg wird nicht lange vorhalten — bald kommt wieder unsere Stunde. Ertappen wir euch mal wieder mit Bomben oder Revolvern — dann werden wir es euch vergelten."
Indessen saßen im Gefängnis über vierhundert Untersuchungshäftlinge, über denen der Todesparagraph schwebte, über hundert lebenslängliche Zuchthäusler, alles Menschen, die nichts zu verlieren hatten. In den

anderen isolierten „speziellen“ Zellen saßen über sechzig Provokateure, Denunzianten, Kandidaten für den Henkerdienst. Sie lebten in ewiger Angst vor den übrigen Verhafteten und waren zu allem bereit, um ihnen etwas einzubrocken.
Natürlich mußten wir fürchten, daß Belokos und sein „Kampftrupp“ diese Lage ausnutzen würden, um ein neues Gemetzel im Gefängnis zu veranstalten. Die Politischen waren auf der Hut; sie suchten die schwankenden und abenteuerlustigen Elemente des Gefängnisses zu beobachten und warnten sie, auf Provokationen hereinzufallen.
Im Frühjahr 1909 bekam meine Mitangeklagte, die Sekretärin in der Jekaterinoslawer sozialdemokratischen Organisation, Alexeewa, die in dem Einzelzellengebäude saß, zwei Briefe von ihrem Mann. Dem ersten Brief war ein Zettel beigelegt mit folgendem Inhalt:
„Dieser Brief hätte den Gendarmen zugehen müssen, aber Sie bekommen ihn sogleich, niemand hat ihn gelesen.“ Unterschrift: „Ein Freund.“ An dem Poststempel auf dem Briefumschlag war zu sehen, daß der Brief am selben Tag ins Gefängnis gekommen war.
In dem zweiten Umschlag lag ein Zettel:
„Auch diesen Brief erhalten Sie ohne Wissen der Gendarmen. So werden jetzt alle Briefe für Ihre Zelle bestellt werden. Auch die Briefe, die Sie schreiben, können Sie unter Umgehung der Zensur schicken, wenn Sie auf den Umschlag, in die Ecke oben, den Buchstaben „B“ schreiben. Übermitteln Sie in die Freiheit, daß Briefe, mit diesem Buchstaben versehen, ohne Verzögerung weitergeleitet werden und niemand sie lesen wird. Ihr wohlmeinender Freund B.“
Da Frau Alexeewa eine Falle argwöhnte und den geheimnisvollen Freund ans Licht bringen wollte, schickte sie nach außen hin einen Brief harmlosen Inhaltes, machte auf dem Umschlag den verlangten Vermerk und beauftragte während eines Besuches ihre Freunde, ihr aus der Freiheit einen auch vollkommen harmlosen Brief mit demselben Vermerk zu senden.
Der Brief kam sehr schnell an, und wieder mit einem Zettel:
„Sie sehen, ich habe mein Wort gehalten. Sie können sich auf mich verlassen. Was ich verspreche, das halte ich.
Ihnen und Ihren Freunden ergeben W. B.“
Im Zettel stand noch ein Satz:
„Teilen Sie das dem Fräulein Ssolomachina mit.“
Fräulein Ssolomachina saß in derselben Zelle wie Frau Alexeewa. Es war ein junges Mädchen, Tochter eines Dorfgeistlichen, die wegen Teilnahme an den Agrarunruhen im Jahre 1905 zum Tode verurteilt, aber als Minderjährige zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden war. Sie bekam die Schwindsucht, aber trotz der Krankheit und der Arrestantenkleidung war sie sehr hübsch — mit üppigem Goldhaar, zarten Gesichtszügen und kindlich-naiven blauen Augen.
Einige Tage vergingen. Der „Freund“ wurde immer zudringlicher. Seine

Zettel erschienen auch in der Zelle der Untersuchungshäftlinge, bei einem Anarchisten, der zum Tode verurteilt war.
Endlich kam das längst von uns erwartete Angebot. Es war eine Epistel, die in den Brief an Frau Alexeewa eingesteckt, aber an Fräulein Ssolomachina adressiert war.

„Sehr verehrtes Fräulein Ssolomachina! Sie haben sich davon überzeugen können, daß ich Ihnen tatsächlich ein ergebener Freund bin und es gut mit Ihnen meine. Deshalb erlaube ich mir, Ihnen ganz offen zu schreiben. Ich will Ihnen helfen, aus dieser Hölle zu entkommen. Dazu könnte ich Revolver und Bomben ins Gefängnis schaffen. Schreiben Sie Ihren Freunden in der Freiheit, daß sie sich mir anvertrauen sollen, und geben Sie mir deren Namen und die Adressen an, wo ich sie treffen könnte, und auch die Parole. Ich werde sie mit dem Plan des Gefängnisses bekannt machen, und sie werden mir Waffen für Sie und für jene kühnen Genossen übergeben, die sich entschließen werden, mit Ihnen zusammen zu fliehen. Für mich bitte ich um eine Gnade: mir die allerstärkste Bombe zu geben und mich am Tage der Flucht auf den gefährlichsten Posten zu stellen. Mit Wonne werde ich die Bombe in die Gefängniskanzlei werfen und alle, die sich dort befinden, in die Luft sprengen. Ich werde glücklich sein, für Sie zu sterben. Ihr ergebener Wassilij Budilenko."

Wir bekamen zugleich den Namen des geheimnisvollen „Freundes" und erschöpfende Beweise einer Provokation.
Da Budilenko sich bloßgestellt hatte, konnte er das Spiel nicht mehr in die Länge ziehen. Es war zu erwarten, daß er in den nächsten Tagen den Todgeweihten ähnliche Vorschläge machen werde. Vollkommene Gewißheit, daß wir seine ganze Korrespondenz mit dem Gefängnis verfolgten, hatten wir nicht. Dies zwang uns, schnell zu handeln.
Zunächst mußten wir feststellen, wer Budilenko war. Im Gefängnis war ein durchaus anständiger Wächter namens Dutikow: er trug in den Kammern die Briefe aus und erwies den Verhafteten gern kleine Gefälligkeiten, wobei er nie etwas von ihnen annahm und sogar die ihm angebotene Zigarette ablehnte. Ich fragte ihn, wer in der Gefängnisverwaltung Budilenko sein könnte. Der Wächter antwortete, er kenne keinen Budilenko, aber es gäbe im Gefängnis einen Budilow, der sei Assistent des Direktors und bearbeite die Korrespondenz.
Die Abweichung im Familiennamen verwunderte mich nicht: es war natürlich, daß ein Ukrainer Budilenko sich dienstlich auf großrussische Art mit der Endung -ow, in seiner privaten Korrespondenz aber seinen Namen ukrainisch schrieb. Den neuen Assistenten kannten wir sehr gut, nur sein Name war uns unbekannt. Er war von der Polizei zum Gefängnisdienst übergetreten und zeichnete sich durch grobes Benehmen den Verhafteten gegenüber aus.
Um diese Zeit herum bekam einer der Untersuchungsgefangenen ein Papier aus der Gefängniskanzlei — wohl die Ablehnung irgendeines

Besuches — mit der Unterschrift Budilows. Die Unterschrift hatte einen Schnörkel, die Endung des Namens war nicht deutlich zu entziffern, aber die ersten fünf Buchstaben — Budil — waren vollkommen deutlich geschrieben. Wir verglichen die beiden Unterschriften, die unter dem Schriftstück aus der Gefängniskanzlei und die unter dem Brief an Fräulein Ssolomachina. Die Gleichheit der Handschrift stand außer jedem Zweifel.

Dann setzten wir uns mit den anderen Zellen in Verbindung und beschlossen, den Staatsanwalt in das Gefängnis zu bestellen und ihm das ganze Material zu übergeben mit der Forderung, die Gefangenen vor der geplanten Provokation zu schützen.

Die Verhandlungen mit dem Staatsanwalt sollte Prigara führen, der, zur Verschickung nach Sibirien verurteilt, im Einzelzellengebäude saß und mit Fräulein Ssolomachina einen Briefwechsel unterhielt. Er richtete an die Gefängniskanzlei ein Gesuch, er möchte den Staatsanwalt in einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Der Staatsanwalt kam, ging in die Einzelzelle Prigaras, schickte die Wächter weg und sprach lange mit ihm. Gegen Abend rückte Militär auf den Gefängnishof. Die Soldaten umstellten die Kanzlei, diese wurde durchsucht.

Wir triumphierten.

Aber am nächsten Morgen verbreitete sich im Gefängnis die Nachricht: anschließend an die Haussuchung war der Bruder des Gefängnisassistenten Budilow verhaftet worden, ein sechzehnjähriger Junge, der im Büro als ein Schreibergehilfe gearbeitet hatte. Dies war eine große Überraschung. Niemand von uns hatte von der Existenz dieses Jünglings eine Ahnung, wir kannten nur seinen älteren Bruder. Wir begannen Auskünfte einzuziehen und erfuhren folgende Einzelheiten:

Der Assistent hieß mit dem Vornamen Dmitrij, sein jüngerer Bruder Wassilij. Die Brüder standen in offener Feindschaft gegeneinander; mehr als einmal hatte Dmitrij den Wassilij vor den Augen der Wächter ins Gesicht geschlagen. Wassilij hatte weder ein Zimmer noch einen eigenen Winkel und schlief auf der Bank in der Kanzlei. Er arbeitete für einen Hundelohn, dessen Hauptteil die Verpflegung aus der Arrestantenküche bildete. Bei der Haussuchung hatte man in seinem Sack einen Haufen Detektivgeschichten gefunden. Auf die Frage des Staatsanwaltes, ob er eine illegale Korrespondenz mit den Verhafteten unterhalten hätte und zu welchem Zwecke, antwortete der Jüngling:

„Ich korrespondierte mit den Verhafteten, weil ich auf ihrer Seite bin und sie befreien wollte."

Auf die Frage, warum er sich gerade an die Ssolomachina gewandt hatte, verweigerte er die Antwort.

Nach dem Verhör wurde er verhaftet und in das Vierte Revier übergeführt. Dort saß er ein halbes Jahr, danach brachte man ihn in das Gefängnis, und zwar in den Turm. Während des Spazierganges begegnete ich ihm. Er hatte ein unbedeutendes Gesicht, aber offene, ehrliche Augen,

denen man glauben mußte. Er redete wenig, aber stets wie ein Mensch, der weiß, was er will, und machte den Eindruck eines Jünglings mit gutem Herzen und festem Charakter. Über die Aufrichtigkeit seiner Absichten konnten keine Zweifel bestehen. Ich erzählte ihm, unter welchen Umständen wir seinen Brief dem Staatsanwalt überreicht hatten. Er antwortete darauf, wir wären vollkommen im Rechte gewesen, weil wir Grund gehabt hätten, eine Provokation zu argwöhnen und Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Er erklärte mir auch die unverständliche Geschichte mit der Prüfung der Handschriften: er hatte die Papiere an die Verhafteten an Stelle seines Bruders Dmitrij Budilow unterschrieben. Dann vermieden wir es, auf diese peinliche Angelegenheit zurückzukommen.

Die Genossen schlugen Wassilij vor, sich der Zellenkommune anzuschließen. Er lehnte es zuerst (aus Stolz, da er keine Pakete bekam) ab, nahm aber später an. Er las viel, lernte, entwickelte sich zusehends, wurde im Gefängnis reifer. Man hielt ihn über ein Jahr in Haft, dann wurde die Sache eingestellt: der Untersuchungsrichter in besonders wichtigen Sachen, ein kluger und ehrlicher Alter, der sich mit dieser Angelegenheit befassen mußte, begriff ihren Hintergrund: die Liebe des armen, schlecht behandelten Knaben zu dem zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Mädchen, dessen zarte Schönheit inmitten des Schmutzes, der Roheit und der Grausamkeit einen besonders tiefen Eindruck machen mußte. Wassilij wies hartnäckig diese Vermutung des Untersuchungsrichters zurück, aber eben seine Hartnäckigkeit war für den Alten die Bestätigung, daß seine Vermutung richtig war, und er beschloß, die Sache nicht vor Gericht zu bringen.

Als Wassilij auf freien Fuß gesetzt wurde, brachte man ihn sofort als Privatangestellten unter. Wir wollten die Hoffnung hegen können, daß das tragische Mißverständnis, das er mit einem Jahr im Gefängnis büßen mußte, ihm verholfen hatte, sich aus dem verhaßten Milieu loszureißen...

Vor dem Kriegsgericht und auf der Etappe

In der Untersuchungshaft blieb ich sechzehn Monate. Erst im Sommer 1909 kam meine Sache vor das Kriegsgericht. Ich wurde der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei angeklagt.

Außer mir gab es fünf Angeklagte: die Sekretärin der Organisation, Alexeewa, Mucharewer, das Ehepaar Chilkewitsch und einen Studenten, der eine sehr lose Verbindung mit der Partei hatte. Als Prozeß war es eine wenig interessante Sache. Mucharewer und das Ehepaar Chilkewitsch waren in den illegalen Druckereien festgenommen, bei Frau Alexeewa waren eine Menge Parteipapiere, Scheckbücher, der Stempel der Parteiorganisation und anderes mehr gefunden, auch bei dem Studenten hatte man verbotene Schriften entdeckt, ich wurde durch die Handschrift der

in den Druckereien beschlagnahmten Artikel und des bei Frau Alexeewa gefundenen Aufrufs an die Arbeiter überführt.
Da man für Frau Chilkewitsch und den Studenten Freispruch erwarten konnte, beschlossen wir, der Sache keinen Demonstrationscharakter zu verleihen und das Handeln unseren Verteidigern zu überlassen. Mein Verteidiger beschränkte seine Bemühungen darauf, die Überzeugung der Richter von der Identität meiner Handschrift zu erschüttern. Mir persönlich schien seine Beweisführung wenig überzeugend, den Militärrichtern offenbar auch. Einen größeren Eindruck machte auf diese die Verlesung von Briefen Petersburger Universitätsprofessoren, die zu meiner Überraschung — wahrscheinlich auf die Bitte meiner Eltern — sich an das Gericht wandten, um ein „Fehlurteil" zu verhindern, das nach ihrer Ansicht der russischen Wissenschaft einen empfindlichen Schlag versetzen würde, da der Angeklagte zu großen Hoffnungen usw. — alles, was in solchen Fällen geschrieben zu werden pflegt.
Nach der Verlesung dieser Briefe beantragte der Staatsanwalt, den auch bei den Akten befindlichen Bericht der Petersburger Gendarmerieverwaltung bekanntzugeben. In diesem Bericht wurde von meiner revolutionären Arbeit in Petersburg, von der Organisation des Sowjets der Arbeitslosen, der fast als anarchistische Räuberbande charakterisiert wurde, von den Verbindungen mit der Militärorganisation, von der Flucht aus dem Polizeigefängnis und so weiter erzählt. Es wurde auch erwähnt, daß ich nach Jekaterinoslaw mit einem falschen Paß und gefärbtem Haar gekommen war. Damit wurden die Briefe der Petersburger Professoren um ihre Wirkung gebracht.
Mehr Erfolg hatte der Verteidiger des Ehepaars Chilkewitsch. Er führte alles, was nur möglich war, zur Verteidigung unseres Setzers an, behandelte dann die Schuld seiner Frau und schloß:
„Die Sache ist vollkommen klar — nach dem Gesetz ist die Frau nicht verpflichtet, den Mann anzuzeigen. Bei der Aufstellung dieses Grundsatzes war der Gesetzgeber von hohen moralischen Ideen getragen. Weswegen ist aber jetzt diese Frau angeklagt? Deswegen, daß sie mit ihrem Mann gelebt hat? Aber das ist doch nicht strafbar!"
Sehr günstig sagten die Zeugen des mit uns angeklagten Studenten aus. Die Beratung der Richter dauerte nicht lange. Der Student und Frau Chilkewitsch wurden freigesprochen, alle anderen bekamen vier Jahre Zuchthaus. Für Mucharewer traten wegen seiner Minderjährigkeit an die Stelle des Zuchthauses drei Jahre Gefängnis, und ihm wurde die Untersuchungshaft angerechnet. Aber die Gesundheit des Jünglings war bereits endgültig durch die Haft untergraben, er mußte schwerer als wir alle büßen.
Das Urteil des Kriegsgerichtes bedurfte, um Rechtskraft zu erlangen, der Bestätigung durch den General Kaulbars, den Satrapen von Odessa, der durch seine Grausamkeit berühmt war. Es konnte kein Zweifel sein, daß er unser Urteil bestätigen werde, nur der Form halber reichten unsere

Verteidiger die Kassationsbeschwerden ein. Aber jemand aus Kaulbars' Umgebung mußte mich wohl persönlich oder meine Familie von Petersburg her kennen. Genau habe ich die Triebfedern dieser Affäre nicht feststellen können. Etwa eine Woche nach dem Urteil wurde ich unerwarteterweise in die Gefängniskanzlei befohlen. Am Schreibtisch im Zimmer des Direktors saß ein junger Offizier mit Adjutantenschärpe, der Gefängnisdirektor stand in achtungsvoller halber Verbeugung neben ihm. Der Offizier erhob sich, grüßte mich höflich und sagte:
„Ich bin vom Herrn Generalgouverneur hierhergeschickt worden. Von Seiner Exzellenz wird die Bestätigung Ihres Urteils verlangt. Sie sind zu Zuchthaus verurteilt."
„Ganz richtig", antwortete ich. „Aber ich habe wie auch die anderen Verurteilten die Kassationsbeschwerde eingereicht."
„Die Kassation wird vom Herrn Generalgouverneur abgelehnt werden. Aber Ihnen ist bekannt, daß der Herr Generalgouverneur die Befugnis hat, bei der Bestätigung des Urteils das vom Gericht festgesetzte Strafmaß zu ändern?"
„Das ist mir bekannt."
„Seine Exzellenz interessiert sich für Ihre Sache. Ich bin hierher mit dem persönlichen Auftrag von Seiner Exzellenz geschickt worden, Sie zu fragen, ob Sie eine Strafmilderung wünschen?"
Also: der gefürchtete General Kaulbars forderte mich auf, um Strafmilderung einzukommen, baute mir aber dabei eine goldene Brücke. Er verlangte von mir weder ein Gesuch noch eine alleruntertänigste Bittschrift an Seine Majestät — nur ein kurzes „Ja" sollte ich in der Gegenwart des Gefängnisdirektors dem Adjutanten sagen.
„Ich habe die Kassationsbeschwerde eingereicht. Zusammen mit den anderen Verurteilten in dieser Sache habe ich die Aufhebung des Urteils angestrebt, und nicht eine Strafmilderung für meine Person."
„Die Kassation wird vom Herrn Generalgouverneur zurückgewiesen werden", schnitt der Offizier ab. „Das Urteil wird nicht aufgehoben. Ich habe nur Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie sich eine Strafmilderung wünschen?"
„Nein", antwortete ich.
„In der Gegenwart des Gefängnisdirektors frage ich Sie zum dritten Male: Wünschen sie eine Strafmilderung?"
„Nein."
„Soll ich diese Antwort dem Herrn Generalgouverneur übermitteln?"
„Ja."
Man führte mich in die Zelle ab. Nach einigen Tagen wurde das Urteil in unserer Sache bestätigt.
Danach wurde meine Lage im Gefängnis etwas heikel: als Zuchthäusler mußte ich laut Gesetz in Ketten gelegt werden und mit der Überführung in die Kammer der Kettengefangenen die eigenartige „Immunität" verlieren, die mich vor der Rache Belokos' und seiner Bande geschützt hatte.

Ich sagte zu mir selbst: „Komme, was kommen mag“, und ging in dieser Stimmung in die Gefängniskanzlei zu der „Aufnahmekommission“. Die Kommission bildeten drei Personen: der Gefängnisarzt, unser Direktor und der Gefängnisinspektor Frenkel, ein Herr mit ziemlich gutmütigem und durchaus zivilem Aussehen.
Zu jener Zeit waren die meisten russischen Gefängnisse in den Händen ungebildeter, durch ihre Unverantwortlichkeit verdorbener Menschen, aber in der Zentralen Gefängnisverwaltung prahlte man ganz gern etwas mit Liberalismus und Menschlichkeit. Einerseits herrschten Zustände wie die, deren Zeuge ich im Jekaterinoslawer Gefängnis war, andererseits war unter den Leitern der Zentralen Gefängnisverwaltung ein namhafter Kriminalist der Petersburger Universität. Unter den Gefängnisinspektoren waren Menschen vorherrschend, die bereit waren, jedes Verbrechen der Gefängnisbeamten zu rechtfertigen, nur nicht Nachgiebigkeit gegen die Verhafteten. Aber es kamen auch Inspektoren anderer Art vor — man pflegte sie an wenig verantwortlichen Stellen zu halten, aber manchmal erteilte man ihnen, um der öffentlichen Meinung entgegenzukommen, den Auftrag, diesen oder jenen Gefängnisdirektor, der ganz wild geworden und aus Rand und Band geraten war, in seine Schranken zurückzuweisen.
Frenkel war eben so ein „liberaler“ Inspektor. Er war nach meinen Enthüllungen nach Jekaterinoslaw gekommen. Als er hinkam, hatte der Gouverneur den Mißhandlungen bereits ein Ende gemacht. Frenkel hatte nur die Untersuchung durchzuführen und das Material zu sammeln, das meine Berichte an die Presse und an die Reichsduma widerlegen sollte. Er verhörte sämtliche von mir genannten Personen und viele Zeugen, suchte ihnen Widersprüche nachzuweisen und von ihnen Aussagen zu erhalten, die das Bild der von mir geschilderten Greuel abschwächen würden. Aber er benahm sich beim Verhör anständig, versuchte nicht, die Eingesperrten einzuschüchtern, im Gegenteil: er unterstrich, daß niemand für seine Aussagen zur Verantwortung gezogen werden würde. Mich vernahm er nicht, aber beim Verhör eines meiner Mitangeklagten ließ er die Worte fallen: „Wir wissen, daß die Presse von Woytinsky das Material bekommen hat. Mit ihm werde ich nach dem Schluß der Untersuchung sprechen.“ Es war jedoch keine Drohung — eher wollte der liberale Inspektor nur die Meinung geltend machen, daß mein Bericht tendenziös und einseitig wäre. Da sich aber meine sämtlichen Mitteilungen in vollem Maße bestätigten, so verzichtete der Inspektor auf die Aussprache mit mir.
Jetzt stand ich vor ihm und sollte endgültig unter die Zuchthäusler eingereiht werden. Der Inspektor sah mich an und fragte nachlässig:
„Sie leiden an keiner Krankheit, die Sie hindert, Ketten zu tragen?“
„Nein.“
„Seltsam, alle beklagen sich über etwas, und Sie sehen doch nicht gesunder als die anderen aus.“

„Ich bin vollkommen gesund.“
Der Inspektor wandte sich an den Arzt:
„Woytinsky hat sich nicht an Sie um ärztliche Hilfe gewandt? Vielleicht wegen Rheumatismus?...“
„Aber gewiß doch, ich habe ihm doch Einreibungen verordnet, eine Chloroformsalbe.“
„Na, sehen Sie, ich habe es mir gedacht.“
Der Inspektor beugte sich zum Gefängnisdirektor und flüsterte ihm etwas zu. Ich vernahm: „Universität... Schriftsteller...“ Ich schwieg verwirrt: es war widerwärtig, eine Vergünstigung zu genießen, die im Zuchthaus nur ausnahmsweise Schwerkranken gewährt wurde, aber andererseits wäre es zu dumm gewesen, zu protestieren und nach den Ketten zu verlangen.
Nachdem der Inspektor eine Weile mit dem Direktor geflüstert hatte, befahl er dem Arzt:
„Untersuchen Sie den Arrestanten!“
Nach einer Untersuchung, die kaum eine Minute dauerte, stellte der Arzt bei mir Blutarmut, Neurasthenie, Störungen in der Herztätigkeit, Rheuma und noch etwas fest.
„So, so“, stimmte der Inspektor zu. „Und Sie sagen noch, Sie wären vollkommen gesund!“
Das war schon zu viel. Ich sagte entschlossen:
„Ich leide an keiner Krankheit, die mich hindern würde, Ketten zu tragen.“
Der Inspektor winkte ärgerlich mit der Hand ab:
„Das ist Sache der Kommission.“
Die Kommission erkannte mich als „unfähig, Ketten zu tragen“. Danach kleidete man mich in Zuchthäuslerzeug um, führte mich aber nicht in die Gemeinschaftszelle, sondern ließ mich weiter im Turm — offenbar wiederum auf Anordnung des Inspektors.
Bald danach, im Spätherbst, brachte man mich in die Etappenzelle: ich sollte nach Nowgorod zu der Session des Petersburger Kreisgerichtes in der alten Sache von Borowenka gebracht werden. Das Petersburger Gericht forderte mich irrigerweise an: es wußte nicht, daß das Jekaterinoslawer Urteil die Strafe, die mir wegen der Propaganda unter den Bauern in der bewegten Zeit der ersten Revolution drohte, bereits deckte.
Die Etappenzelle war winzig, finster und schmutzig, mit niedriger, gewölbter Decke, sie war vollgepfropft mit Menschen. Zerlumpt, schmutzig, eng aneinandergedrückt, standen oder saßen sie auf dem Fußboden. Durch die von Ausdünstungen erfüllte dicke Luft konnte man im Hintergrund der Zelle, gerade unter der Decke, kaum ein kleines Fensterloch sehen, das mit breiten Eisenstangen dicht vergittert war. Das Fenster war offen. Aber die frische Luft wagte sich nicht in diesen steinernen Sack herein.

Die erdrückende Enge und das Halbdunkel ließen mich die Gesichter meiner Nachbarn nicht deutlich sehen. Ich bemerkte nur, daß unter ihnen keine gefesselten Zuchthäusler und ziemlich wenig Arrestanten in Gefängniskleidung waren. Die Mehrzahl hatte die eigenen Kleider an — genauer, die eigenen Lumpen.
Plötzlich öffnete sich die Tür unserer Zelle. In dem finsteren Loch erschien die Gestalt des Aufsehers.
„Einzeln in den Korridor heraustreten!“ schrie er. „Die Sachen mitnehmen! Schnell!“
Die Eingesperrten stießen gegeneinander wie eine Herde und stürzten zur Tür. Und jeden von uns in der Tür wie ein Schaf betastend, zählte uns der alte Aufseher mit dem grauen Bart und der blauen Nase.
Ein Feldscher kommt mit einem großen Haufen Papiere in der Hand: dies waren unsere Begleitpapiere. Der Feldscher ist ein junger Deutscher, voll und kräftig gebaut, mit gutmütigem Gesicht, mit roten Backen und Stupsnase. Er überblickt uns schnell und beginnt den Namensausruf.
„Jegorow Peter! Gesund?“
„Jawohl!“
Der Ausruf geht glatt vonstatten. Nur einer von den Etappenarrestanten, ein Mann von etwa 30 Jahren, mager wie ein Skelett, mit todbleichem Gesicht und merkwürdigen, glühenden Augen, antwortet anders.
„Gesund?“ fragt ihn der Feldscher.
„Krank, Euer Wohlgeboren...“
Der Feldscher runzelt seine weißen Augenbrauen, versucht streng auszusehen und tritt an den Arrestanten heran.
„Was fehlt dir?“
„Ich habe Brustschmerzen, Euer Wohlgeboren... Kann nicht atmen...“
„Kannst nicht atmen? Was kann ich dafür? Kann ich denn für dich atmen? Wie bist du hierhergekommen?“
„Ich habe Schwindsucht... Kann nicht gehen... Lassen Sie mich wenigstens ruhig sterben...“
„Mach die Füße bloß!“ ordnet der Feldscher mit entschlossener Miene an.
Der Kranke läßt sich mühevoll auf den Fußboden nieder und fängt an, langsam die Fußlappen von den mageren knochigen Füßen abzuwickeln; der Feldscher beugt sich über ihn, ernst und aufmerksam. Plötzlich sagt er triumphierend:
„Nun, was machst du einen irre? Hältst nur die anderen auf. ‚Ich kann nicht gehen‘ ... Aber die Füße sind heil! Wirst zum Bahnhof laufen können. Zieh die Schuhe an! Der nächste!“
Der Namensausruf geht weiter. Alle sind gesund.
Nach dem Namensausruf (der zugleich die „Untersuchung“ durch den Feldscher darstellte) wird die ganze Gruppe in den Hof gebracht. Hier warten bereits die Begleitsoldaten auf uns.
Sie schreien und schimpfen, wie es sich für Begleitsoldaten gehört, wenn der Vorgesetzte in der Nähe ist.

Aber trotz ihres wüsten Schimpfens scheinen sie mir im Vergleich mit den Gefängnisaufsehern gutmütige und gemütliche Kerle zu sein. Auch ihre Gesichter — gewöhnliche Soldatengesichter, vom Drill abgestumpft, sonnenverbrannt und staubbedeckt — sehen gegen die Aufsehergesichter so sympathisch und gescheit aus.

Leibesuntersuchung. Dem einen werden Handschellen angelegt, die anderen mit ebensolchen Handschellen paarweise aneinandergefesselt. Man führt uns auf die Straße, stellt uns zu vieren auf, die Begleitsoldaten umzingeln uns mit gezogenen Säbeln — und der Zug setzt sich in Bewegung.

Bis zum Bahnhof sind es etwa drei Kilometer, und wir mußten durch die belebtesten Straßen der Stadt gehen. Der Tag neigte sich. Die Abendsonne spielte auf den Schaufenstern der Läden. Das Laub der Bäume in den Gärten und Alleen rauschte lustig. Nach dem Gefängnis schien mir alles so leuchtend, lustig, die Passanten, die Häuser, die Kutscher, die Bäume, das zarte Gras, das längs den Bürgersteigen sproßte, die untergehende Sonne, der blaue Himmel mit leichten federartigen Wolken, und sogar die Pflastersteine. Ich atmete leicht und frei und ging munter in der Schar der Arrestanten, ohne die Ketten zu spüren, die sich in die Handgelenke einschnitten, ohne das Schimpfen der Begleitmannschaft zu hören.

Die freudige Stimmung verließ mich bis zum Bahnhof nicht. Erst als ich mich im Wagen auf die Bank niederließ, fühlte ich, wie müde mir die Beine geworden waren, die im Gefängnis jede Bewegung verlernt hatten, wie die gefesselten Hände anschwollen und schmerzten.

Im Wagen war es eng und schwül. Alle Fenster waren geschlossen, und die Begleitsoldaten erlaubten uns nicht, sie zu öffnen, solange der Zug auf dem Bahnsteig blieb. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Man begann, den Arrestanten die Fesseln abzunehmen. Durch das Geräusch des fahrenden Zuges hörte man deutlich, wie die Schlösser der Handfesseln aufschnappten, wie die auf den Boden geworfenen Ketten rasselten.

Ich sehe zum offenen Fenster hinaus. Auf dem finsteren Himmel leuchten tausend Sterne. In schwarzem gezacktem Band hebt sich der Wald vom Himmel ab. Die Lichter der Eisenbahnwärterhäuschen, der einsamen Bauernhöfe in den Steppen und der Dörfer huschen vorbei. Und jedes erleuchtete Fenster spricht von einem gemütlichen Heim, von dem fernen Leben in Glück oder Unglück, in Stille oder Sturm, aber in Freiheit und von so ganz anderer Art als das Leben des Eingesperrten im Gefängnis.

Frische Nachtluft dringt ins Fenster. Niemals, als ich frei war, ist mir die Nacht so bezaubernd schön erschienen wie jetzt. Das Fenstergitter versinkt, verschwindet in der Nachtdunkelheit. Und ich habe ein Gefühl, als ob ich als freier Mann in der Eisenbahn fahre und zum Fenster hinausschaue und mich an den funkelnden Sternen und den vorbeihuschenden Lichtern freue. Es war eine Illusion der Freiheit. Und es ist schwer, mit Worten auszudrücken, wie tröstlich, wie süß diese Illusion war...

Die Begleitmannschaft in unserem Wagen wird abgelöst. Die neue unter-

sucht sorgfältig die Arrestanten, nimmt ihnen überflüssige Lappen weg, prüft die besonderen Kennzeichen jedes einzelnen. Der Unteroffizier erweist sich als Halbanalphabet. Er entziffert nur mit Mühe unsere Begleitpapiere, verwechselt Namen und Vornamen, Altersangaben und Stadtbezeichnungen. Ihm scheint es, daß die Arrestanten ihn absichtlich irreführen, er wird rot und schimpft wüst. In völlige Verzweiflung bringen ihn die Tataren und die Juden, mit deren schwierigen Familiennamen seine Zunge nicht fertig werden kann. Endlich überzeugt er sich, daß er den Trupp Arrestanten doch nicht, wie es sich gehört, übernehmen kann, und beschließt, die Angelegenheit der göttlichen Vorsehung zu überlassen, wird hastig und zählt die zweite Hälfte der Arrestanten einfach ab.
Diesmal fährt ein Offizier mit uns. Die Soldaten sind auf der Hut. Angestrengt und drohend stehen die Posten vor den Türen und wenden den Blick nicht von den Eingesperrten ab, sie gestatten kein Aufstehen von der Bank noch irgend sonst eine Bewegung. Ihre ärgerlichen Anschnauzer hören nicht auf.
„Du da! Was drehst du den Kopf! Gleich drehe ich ihn dir so mit dem Säbel um, daß du nicht mehr piep sagst!"
Diese Schreie erweckten kein bitteres Gefühl mehr, denn Menschen, die lange im Gefängnis sitzen, gewöhnen sich daran, Drohungen nicht zu beachten. Aber äußerst unangenehm war das Gefühl: ringsherum stehen Menschen mit Säbeln und Revolvern und denken ununterbrochen daran, bei welcher Bewegung sie dir einen mit dem Säbel über den Hals ziehen oder dir eine Kugel in den Leib jagen sollten.
Des Nachts erwachten wir vom Schrei des Unteroffiziers:
„Ihr da! Was schlaft ihr? Aufwachen! Wer ist hier Afanassij Efremow? Zum dritten Male rufe ich dich, du Aas! Afanassij Efremow!"
Die Begleitsoldaten rütteln die verschlafenen Arrestanten wach. Aber Efremow ist nicht unter ihnen. Der Unteroffizier schimpft noch einmal und verläßt den Wagen, indem er droht, es dem unfaßbaren Efremow heimzuzahlen.
In einer halben Stunde kehrt er zurück.
„Afanassij Efremow!" schreit er. „Ich werde dir Schuft die ganze Fresse zerlöchern. Du wirst an mich denken, Schurke, Hundesohn, wirst lernen, dich auf den ersten Aufruf zu melden, Afanassij Efremow! Hörst du? Posten, wie viele hast du im Wagen?"
„Vierunddreißig, Herr Unteroffizier! Achtundzwanzig Männer und sechs Weiber!"
„Zähl nach! Vielleicht schnarcht jemand unter der Bank..."
Die Soldaten zählen die Arrestanten auf. Alle sind da, nur leider kein Afanassij Efremow.
„Wohin hat er sich verstecken können?" fragt der Unteroffizier ganz verzweifelt. „In den anderen Wagen ist er auch nicht. Er muß hier sein. Afanassij Efremow! Wenn er nicht gefunden wird, lasse ich alle in Ketten legen!"

So seltsam es ist, die sinnlose Drohung des Unteroffiziers half. Von einer Bank erhob sich ein Mann mit aufgedunsenem Trinkergesicht, aber etwas besser als die anderen gekleidet. Der Unteroffizier stürzte sich auf ihn mit geballten Fäusten:
„Du bist Afanassij Efremow? Warum meldest du Aas dich nicht früher?"
„Zu Befehl, Herr Unteroffizier! Ich bin Denissow Pawel aus Poltawa. Aber erlauben Sie nur, daß ich Ihnen sage... Vielleicht ist es im Papier nicht so sehr deutlich geschrieben... Da ich früher als Schreiber in allen Ministerien gedient habe, ist mir diese Sache auf gesetzlicher Grundlage bekannt. Manchmal steht in einem amtlichen Papier so etwas geschrieben, daß ein solcher Vorname in der ganzen Welt nicht existiert!"
„Was bildest du dir ein? Ich kann selbst lesen!" brauste der Unteroffizier auf. „Hier steht deutlich geschrieben: Afanassij Efremow. Hier! Alle Buchstaben stehen an ihren Stellen!"
„Erlauben Sie, daß ich einen Blick..."
Der Schreiber aus Poltawa schaut über die Schulter des Unteroffiziers in den Ausweis.
„Ja, es ist schon so, Herr Unteroffizier, wie ich Ihnen gesagt habe. Hier steht: „A-na-sta-ssi-ja E-fi-mo-wa" ... Also eine Frau. Nur daß die Buchstaben nicht so speziell ausgeführt sind..."
„Ach Teufel", staunt der Unteroffizier, „jetzt werde ich sie finden, die verfluchte Hexe. A-na-sta-ssi-ja E-fi-mo-wa! Eine Frau! Anastassija Efimowa! Ein Weib!"
Niemand meldet sich.
„Also in den anderen Wagen", folgert der Unteroffizier und läuft weg, um dort nach Anastassija Efimowa zu suchen.
Nach einer Stunde kehrt er in unseren Wagen zurück und schreit mit verzweifelter, heiserer Stimme:
„Efimowa! Eine Frau! Anastassija!"
„Herr Unteroffizier! Hier ist so eine da... Vielleicht ist sie es...", antwortet eine Stimme aus dem Nachbarabteil.
Der Unteroffizier stürzt hin.
„Wo ist sie denn? Donnerwetter!"
„Hier, in der Ecke ..."
Ich werfe über die Lehne der Bank einen Blick in das Nachbarabteil. In der Ecke kann man einen grauen Haufen Lumpen sehen. Aus den Lumpen zeigt sich das runzlige gelbe Gesicht einer Alten mit erloschenen Augen, mit eingefallenem zahnlosem Mund — ein fürchterliches Bild des Sterbens.
„Großmutter! Bist du Anastassija Efimowa?" schreit ihr der Unteroffizier ins Ohr.
Die Alte dreht sich nicht einmal um.
Der Unteroffizier will sie fest an der Schulter packen, aber ihr Körper gibt widerstandslos seiner Hand nach, und der Unteroffizier springt schnell zurück.

„Daß nur nichts passiert", murmelt er, „man wird noch zur Verantwortung gezogen."
„Sieh mal unter den besonderen Kennzeichen nach", rät einer von den Begleitsoldaten dem Unteroffizier.
Der betrachtet lange das Papier und schreit endlich mit triumphierender Stimme:
„Taubstumm! 78 Jahre! Ja, das ist sie ... Die Hexe ... zwei Stunden habe ich gesucht, mir die Füße wund gelaufen ... Und sie ist hier!"
Die Soldaten gehen einer nach dem anderen zu der Alten und betrachten ihr lebloses Gesicht.
„Wo soll die abgefertigt werden?" fragt nachdenkend einer von den Soldaten.
„Nicht weit von hier", antwortet der Unteroffizier, „zwei Stationen vor Charkow."
„Wie soll man die abliefern, wenn sie sich nicht einmal auf den Beinen halten kann? ..."
„Nun, irgendwie ..."
Der Unteroffizier denkt lange nach, indem er die Augenbrauen runzelt. Endlich findet er einen Ausweg.
„Merkulow Ssemjon!" schreit er.
„Hier", antwortet aus der Schar der Arrestanten ein kräftiger Bursche mit rotem Gesicht.
„Du mußt gleich mit der Alten aussteigen ... Nimm sie auf den Arm."
„Ich kann nicht, Herr Unteroffizier", erwidert Merkulow mit gemacht weinerlicher Stimme, „ich bin ganz krank ... Wenn ich nur nicht selbst umfalle und dabei die Alte solchen Schaden nimmt, daß sie stirbt."
„Maul halten! Tu, was man dir sagt!"
„Herr Unteroffizier ..."
„Was, willst du welche an den Hals kriegen? Bei mir geht das schnell."
Mit Mühe und Not wurde Anastassija Efimowa aus dem Wagen getragen.
Polternd rollte unser Zug weiter. Und immer stand vor meinen Augen diese tragikomische Gruppe. Die gelähmte, halbblinde, taubstumme 78jährige, und um sie herum ein Dutzend strammer Soldaten, die diese Ruine bis zur Ablieferungsstation gebracht hatten und nicht wußten, wie sie sie auf den Bahnsteig tragen sollten, daß sie dabei nicht auseinanderfiel.
Wahrscheinlich war sie irgendwo den Leuten zur Last geworden. Man beschloß, sie nach einem anderen Ort zu senden. Und da die Post die Zustellung lebendiger Menschen nicht übernimmt, benutzte man dazu das universale Mittel, die „Etappe"...
Je näher wir Moskau kamen, um so enger und immer enger wurde es im Wagen. Fast auf jeder Station wurden neue Vagabunden in den Wagen hereingebracht. Unter ihnen waren auch schwächliche Greise — allerdings nicht so gebrechlich wie Anastassija Efimowa — und ganz junge Burschen.

Alle waren jämmerlich gekleidet. Die ausgemergelten, geschwollenen Gesichter waren bei vielen mit blauen Flecken und Wunden bedeckt.
Auf mich kam ein Bursche von etwa 25 Jahren mit dem gedunsenen gelben Gesicht eines Gewohnheitssäufers zu. Er betastete mit der Hand meinen grauen Arrestantenkittel, bückte sich, betrachtete aufmerksam meine Stiefel und fragte mit gemacht gleichgültiger Stimme:
„Kommen Sie von weit her?"
„Aus Jekaterinoslaw."
„Dort geben sie aber gute Kittel. Und auch die Stiefel sind noch fast neu... Nach Butyrka gehen Sie?"
„Jetzt nach Butyrka und dann weiter..."
„Dort wird man Ihnen bestimmt den Kittel wegnehmen. Die Sache wird ganz nutzlos verlorengehen. Lassen Sie uns tauschen, gemacht!"
„Nein."
„Warum nicht? Sowieso wird Ihr Gut verlorengehen. Nun, ich lege noch vier Kopeken zu... Wollen Sie?"
„Nein, ich will nichts tauschen."
Der Bursche betastete noch einmal meinen Kittel und meine Stiefel, seufzte betrübt und ging mit enttäuschtem Gesicht in das Nachbarabteil. Dort ging er auf einen jungen Kerl in rosafarbenem Hemd zu.
„Ist das ein eigenes oder ein Staatshemd? Wo hast du es gekriegt?"
„In Kaluga. Dort bekommen alle so eins, die kein eigenes haben."
„Woher haben sie da auf einmal solche Hemden? Ich bin im vorvorigen Jahr durch Kaluga gekommen. Damals haben sie Lumpen gegeben, die einem in den Händen auseinanderfielen."
„Jetzt haben sie da noch welche vom Kriege her. Das Rote Kreuz hat für die Soldaten Zeug hergestellt, und das kriegen wir jetzt. Die Hemden sind nicht schlecht, sonst gibt es auch wohl blaugestreifte. Unterhosen kriegt man dort auch gute — welche kriegen baumwollene, andere zwilchene."
Der Bursche mit dem gelben Gesicht dachte angestrengt nach. Dann fragte er:
„Und wie ist die Verpflegung in Kaluga?"
„Famos. Gutes Brot. Die Rübensuppe mit eingebrocktem Brot ist beim wahrhaftigen Gott besser als in Butyrka. An den Fasttagen gibt es Erbsen. Sonntags Buchweizen- oder Weizengrütze. Butter fünfzehn Gramm auf den Kopf. Was willst du mehr? Famose Verpflegung."
„Soll ich mich vielleicht auch nach Kaluga melden?" dachte der Bursche laut vor sich.
„Warum nicht! Nach Kaluga gehen jetzt viele. Hauptsächlich dieser Hemden wegen."
„Prügeln sie dort auch nicht?" schwankte der Bursche noch immer.
„Wenn einer es durchaus will, kriegt er überall welche in die Fresse oder an den Hals, auch in Kaluga. Aber wenn du dich in acht nimmst, dann kriegst du keine ab. So sehr wird dort nicht geprügelt."

„Nun gut“, entschloß sich der Bursche und bekräftigte seinen Entschluß mit einem Fluch. „Sag mal, Freund, welches Dorf soll ich denn angeben?“
Im Wagen ging ein flotter Tauschhandel vor sich. Man tauschte Hemden, Hosen, Stiefel, Hüte. Wenn die Waren nicht als gleichwertig galten, zahlte man zwei bis drei Kopeken zu, zuweilen auch fünf Kopeken.
Ein graubärtiger Alter von ehrwürdigem Aussehen, der nicht weit von mir saß, sagte zu mir:
„Was ist das alles für ein Volk! Sie tauschen Lumpen aus, die es einen ekelt auch nur zu berühren. Wegen eines Baumwollfetzens gehen sie tausend Kilometer, liegen zwei Monate in allen Etappengefängnissen herum, ernähren mit ihrem Fleisch die Staatsläuse. Und für den Fetzen ist der richtige Preis am Markttag eine Kopeke. Früher war es anders. Früher bekam man Vollstücke. Ja!“
„Vollstücke? Was ist das?“
„Ein kompletter Anzug wurde bei uns so genannt. Wegen eines Vollstückes den Weg zu machen, hat wenigstens Sinn. Wegen eines Vollstückes bin ich auch zweimal gegangen, einmal bis zum Baikal, das andere Mal bis Jakutsk. Es heißt, in Jakutsk werden auch jetzt Vollstücke gegeben, nur nicht an alle. Dorthin werden übrigens meistens die Politischen versandt. Unsereinen schicken sie nicht nach Jakutsk. Also gelingt uns diese Nummer nicht mehr. Wer gescheiter ist, muß sich jetzt irgendeinem anderen Geschäft hingeben. Das gemeine Pack aber bummelt hin und her um Moskau herum. Richtige Bummler... Moskau, Tula, Kaluga — weiter wissen sie nichts. Na, das sind Zeiten! Solche Menschen hat es früher nicht gegeben!“
Die Bummler lauschten mit einer gewissen Achtung den zornigen Worten des graubärtigen Alten.
Moskau... Wieder gehe ich unter den Arrestanten mit gefesselten Händen durch belebte, lärmende Straßen. An uns vorbei fahren Wagen mit schwerer Last, rattern Droschken, eilen Fußgänger, rasseln lärmend Straßenbahnwagen. Inmitten dieses lauten Lebens schreitet langsam und still eine graue Menschenmenge, umgeben von einem Ring von Soldaten mit gezogenen Säbeln.
Das Benehmen meiner Nachbarn versetzte mich in immer größeres Erstaunen. Als wir uns dem Gefängnis näherten, begannen mehrere unter ihnen ihre schon genug zerlumpte Kleidung in Stücke zu reißen. Ein Junge von etwa 18 Jahren tat sich besonders hervor: schließlich war er fast nackt, die Arme, die Brust und die Beine bis über die Knie waren bloß; der Rücken war nur mit einem Stoffetzen bedeckt, der wie durch ein Wunder am Kragen hängengeblieben war.
Wozu sie sich die Kleider zerrissen, wurde mir erst im Aufnahmeraum des Butyrka-Gefängnisses klar, als man begann, die Arrestanten zu sortieren und die herauszusuchen, die man neu einkleiden mußte.
In der riesigen Etappenzelle, wohin man mich gebracht hatte, war die Luft erfüllt vom Geräusch vieler Stimmen. Rings herum, alle vier Wände

entlang zogen sich festgebaute Pritschen. Auf ihnen saßen und lagen nicht weniger als zweihundert Menschen. Und trotzdem war die Zelle noch nicht voll. Die hohe Decke und sehr große Fenster schufen zunächst den Eindruck der Sauberkeit und Ordnung. Erst nach einigen Minuten bemerkte ich, daß auf den Wänden, auf den Pritschen, auf den Leibern und Kleidern der Arrestanten Myriaden Wanzen und Läuse krochen.
An allen Enden der Zelle sah man Menschen, die ganz nackt ihre Wäsche untersuchten, aus allen Nähten und Falten das Ungeziefer herausholten und es auf der Stelle mit dem Daumennagel zerknackten. Aber an Stelle der erledigten Parasiten kamen ganze Armeen neuer, die sich hier offenbar als Herren der Lage fühlten.
In dem erfolglosen und ermüdenden Kampf gegen sie verbrachte auch ich den ganzen Nachmittag.
Draußen dämmerte es schon. In der Zelle flammten elektrische Lampen auf. Die Arrestanten fingen an, sich schlafen zu legen. Auch ich wollte mich hinlegen. Aber weit gefehlt! Die Parasiten wurden beim elektrischen Licht noch dreister und unternehmungslustiger als im Laufe des Tages. Und ich mußte mich bald überzeugen, daß an Schlaf nicht zu denken war. Ich setzte mich auf den Rand einer Pritsche, begoß die Bretter um mich herum mit Wasser (das übliche Mittel im Gefängnis, um sich wenigstens ein bißchen vor dem Ungeziefer zu schützen) und wartete auf den Tag...
Wieder ging es mit gefesselten Händen durch die Stadt. Wieder der Arrestantenwagen. Übernachten mußten wir im Etappengefängnis einer kleinen Stadt. Ein geräumiges Holzhaus, vor den Fenstern ein langer Brettertisch. Wenn an den Fenstern keine Gitter wären, würde das Haus einem Gefängnis nicht ähneln. Und die Arrestanten waren auch keine richtigen Sträflinge — es war Bummlervolk, das aus der Hauptstadt nach dem Wohnort zurückgeschickt wurde. Als erfahrener Arrestant war ich schon gewohnt, jedes Gefängnis mit dem ersten Blick auf Fluchtmöglichkeiten zu prüfen: aus dieser Etappe wäre es nicht schwergefallen zu flüchten. Aber leider war ich der einzige Zuchthäusler in der Gruppe, und die Soldaten ließen ihre Augen nicht von mir. Der Führer der Begleitmannschaft wählte selbst den Platz für mich aus: tief in der Stube, am Ofen — und setzte sich neben mich, um sich die lange Zeit der nächtlichen Wache zu vertreiben. Er behandelte mich mit Vertraulichkeit, bot mir Zigaretten und Schnaps an und konnte nicht verstehen, weshalb ich beides ablehnte. Aber unter all dieser Gutmütigkeit war zu sehen, daß er auf der Hut war — er legte nicht einmal die aufgeknöpfte Revolvertasche ab.
Ein Vagabund mit vom Saufen aufgedunsenem, dicht behaartem Gesicht setzte sich zu mir.
„Wie heißen Sie, Genosse?“ fragte er mich.
Ich nannte meinen Namen.
„Dann habe ich mich also versehen“, meinte der Vagabund, „ich habe Sie für einen anderen gehalten.“
„Für wen denn?“

„Für unseren Vorsitzenden, Ssergej Petrow. Schon zwei Jahre sind es, daß er verschwunden ist. Manche sagen, er wäre nach Sibirien verschickt, die anderen meinen, er wäre erschossen — jedenfalls ist er spurlos verschwunden.“
„Woher kennen Sie Petrow?“ wollte ich wissen.
„Ich bin ein Arbeitsloser, und er hat unsere arbeitslose Sippe geleitet; wie viele Male habe ich ihn in den Versammlungen gehört!“
„Und bin ich dem Ssergej Petrow ähnlich?“
Der Vagabund sah mich prüfend an und bekam plötzlich feuchte Augen: „Sie sind doch Petrow, das ist doch seine Stimme, sein Wuchs, und sein Bart...“
Und indem er mich mit dem Spiritusgeruch umgab, wollte er mich zum Erstaunen der Begleitmannschaft umarmen...

In Nowgorod

Im Nowgoroder Gefängnis wurde ich zusammen mit den Gemeinen untergebracht. Die Gesellschaft war äußerst unangenehm.
Zur Kontrolle kam der Wachtmeister, ein kleiner, magerer Alter mit rasiertem Kinn und langem Schnurrbart. Auf mein Gesuch um die Überführung in die Zelle der Politischen antwortete er barsch:
„Ich kenne das Petersburger Volk. Da stiehlt einer ein Paar Stiefel, und schon ist er ein Politischer. Nein, zeige mir deinen Ausweis.“
Ich zeigte ihm meinen Zuchthausausweis, aber es stellte sich heraus, daß der Alte den Paragraphen, nach dem ich verurteilt worden war, nicht kannte. Er nahm meinen Ausweis mit in die Kanzlei und versprach:
„Wenn Sie ein Politischer sind, werden Sie zu den Politischen gebracht, und wenn du ein Gemeiner bist, bleibst du hier.“
Eine Stunde später wurde ich in die Zelle der Politischen gebracht, auf den „Festungskorridor“.
In der Kammer saßen außer mir sieben Menschen, darunter drei Soldaten. Alle drei hatten dreieinhalb Jahre Strafbataillon wegen Beleidigung von Personen des Herrscherhauses — des Zaren selbst, der Zarin und ihrer Töchter. Alle drei waren angeklagt, dasselbe Schimpfwort gebraucht zu haben.
Das Regime im Gefängnis war leicht. Ein langer Spaziergang, täglich Bestellung von Lebensmitteln, und in der Hauptsache das Benehmen der Wache den Verhafteten gegenüber hatte nichts von jener Grobheit und jenem Haß, die in Jekaterinoslaw üblich waren.
Der Wachtmeister erwies sich bei näherer Bekanntschaft als ein selten guter Mensch. Die Politischen waren für ihn „gebildete Menschen“, und die Gemeinen faßte er, wie es das russische Volk tat, als „Unglückliche“ auf. Er war sehr ehrlich, paßte streng auf die Wächter auf, damit sie nicht stahlen, und sagte zu ihnen:

„Hast du einem freien Menschen was gestohlen, so bist du ein Dieb. Hast du aber einem Eingesperrten was gestohlen, dann bist du ein ganz gemeiner Mensch."
Unter den Gemeinen genoß er große Autorität. Wenn irgendeiner von denen begann, mit ihm zu streiten, erhob er die rechte Hand, die eine tiefe rote Narbe hatte, zeigte auf die Narbe und sagte:
„Siehst du dies? Also schweig!"
Und der Gemeine wurde still.
Ich erfuhr bald, was diese Geste bedeutete. Vor einigen Jahren hatte ein Arrestant bei der Aufnahme des Trupps vor dem Gefängnistor zu flüchten versucht. Eine Jagd nach ihm setzte ein. Als erste erreichten den Flüchtling ein Soldat und der Wachtmeister. Der Soldat holte mit dem Säbel aus, aber der Wachtmeister schrie ihn an:
„Halt! Nicht zuschlagen!"
Der Soldat wurde wütend:
„Was, nicht zuschlagen? Das wirst du sehen!"
Und er führte mit ganzer Wucht einen Schlag gegen den Kopf des Arrestanten. Aber der Wachtmeister konnte noch den Arm vorhalten und erhielt den Hieb auf die rechte Hand.
Danach wurde er zum Helden der gemeinen Gefangenen. Und er hatte ein Mittel gefunden, diese Bande in Gehorsam zu halten. Mit seiner verkrüppelten Hand erinnerte er den Gemeinen daran:
„Ich habe mich nicht geschont, um einen von euch vom Tode zu retten. Also müßt ihr mir gehorchen..."
Meine Mutter und Schwester waren aus Petersburg gekommen und durften mich im Gefängnisbüro aufsuchen. Die Gouvernementsverwaltung wußte nicht, welche Vorschriften für mich galten, und der Staatsanwalt, dem die Gefängnisse unterstanden, ordnete an, mich als einen Untersuchungsgefangenen zu behandeln, da ihm wohl bekannt war, daß ich nach Nowgorod zur Gerichtsverhandlung gebracht worden war, er aber amtlich keine Nachricht hatte, daß ich zu Zuchthaus verurteilt war. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft erschien er persönlich im Gefängnis, trat in unsere Kammer ein und fragte mich, ob ich irgendwelche Beschwerden hätte. Ich wußte nicht, daß dieser junge Beamte in Nowgorod einen tadellosen Ruf hatte und alles tat, was in seiner Macht war, um den Verhafteten zu helfen, und sogar Mitglied der lokalen (illegalen) Organisation des politischen „Roten Kreuzes" war. Fast zwei Jahre Aufenthalt in Jekaterinoslaw hatten mich daran gewöhnt, jede Uniform mit goldenen Knöpfen anzusehen, eben wie der Arrestant sie ansieht: in der Uniform konnte nur ein Feind stecken, und vom Feind brauchte ich weder Liebenswürdigkeiten noch Vergünstigungen. Der junge Staatsanwalt, sichtlich verlegen, fragte mich, ob ich von der Etappenreise nicht müde wäre, ob ich keine Bücher brauchte u. a. m. Ich stand vor ihm, finster und mürrisch, und gab einsilbige Antworten. Der Beamte ging sichtlich bekümmert fort, und als meine Schwester ihn einige Tage später aufsuchte

und um die Erlaubnis eines Besuches bat, bemerkte er zu ihr, ich wäre wohl von sehr schwierigem Charakter. Er erlaubte ihr, mich zu besuchen, und zwar so, als ob er tatsächlich nicht wüßte, daß ich zu Zuchthaus verurteilt war — täglich eine Stunde, ohne Gitter.

Ich habe mich im Nowgoroder Gefängnis nicht nur ausgeruht, sondern mich körperlich erholt. Von großer Bedeutung war schon allein, daß ich mich jeden Tag satt essen konnte — in Jekaterinoslaw waren wir höchstens einmal in der Woche, am Tage, wo Pakete ausgehändigt wurden, satt. Die Festungshäftlinge führten in jeder Kammer eine gemeinsame Wirtschaft. Jeder bekam anstatt der Gefängnisverpflegung zwanzig Kopeken täglich. Die Wächter kauften für uns die Lebensmittel auf dem Markt ein, und wir kochten das Essen auf einer Petroleummaschine — jeder war Koch, wenn die Reihe an ihn kam.

Anfang Dezember kam ich vor Gericht. Die Verhandlung war öffentlich. Ich war der einzige Angeklagte. Als Zeugen wurden etwa zehn Bauern aus dem Dorf Chorino geladen. Der Gerichtssaal war voll von Nowgoroder Intellektuellen. Aber die Gerichtssitzung dauerte nicht länger als fünf Minuten. Schon am Anfang, auf die Frage nach meinem Stand, antwortete ich:

„Ohne Standesrechte, zu Zuchthaus verurteilt."

Bewegung unter den Richtern. Der Staatsanwalt beantragte, die Verhandlung bis zum Eingang einer amtlichen Auskunft über diesen neuen Umstand auszusetzen. Die Sitzung wurde geschlossen. Und eine Woche später beschloß das Kreisgericht, die Sache einzustellen.

Die Genossen in der Kammer baten mich viele Male, ihnen vom Jekaterinoslawer Gefängnis, von dem Gemetzel am 29. April, von den Kriegsgerichten und besonders von den Hinrichtungen zu erzählen. Zuerst wich ich diesen Themen aus. Aber nach der Gerichtsverhandlung versprach ich, einen „Vortrag" zu halten.

Material hatte ich viel. Der „Vortrag" nahm zwei Abende in Anspruch und machte auf die Genossen einen starken Eindruck. Aber noch stärker wirkte auf mich selbst die Notwendigkeit, die Bilder, die hinter mir in Jekaterinoslaw geblieben waren, wieder auferstehen zu lassen. Ein unwiderstehliches Bedürfnis, allen zu sagen, was ich in Jekaterinoslaw gesehen hatte, wurde wach, und ich begann eine Abhandlung zu schreiben, der ich den Titel „Inmitten der Galgen" gab. Diese Arbeit quälte meine Nerven. Die Gestalten der Gemarterten zogen im Gedächtnis vorüber. Viele waren nicht mehr am Leben — der eine erschossen, der andere aufgehängt, noch andere vom Typhus dahingerafft, noch andere hatte die Schwindsucht im Gefängnis aufgezehrt und ausgelöscht. Und die übrigen — immer noch da, in den Händen des Belokos und seiner Bande...

Ich fühlte mich in einer besonders privilegierten Lage, aber merkwürdigerweise bekümmerte und ärgerte mich dies. Warum haben sie mich nicht gefesselt wie die anderen? Warum gewährt man mir, dem zu Zuchthaus Verurteilten, als Gefangenen eine Behandlung, als ob ich nur

eine Festungshaft zu verbüßen hätte? Sogar der Umstand, daß ich unter dem von der Verwaltung gegebenen Kittel eigene Wäsche und Unterjacke trug, empfand ich als einen mich herabsetzenden Kompromiß. Je länger ich über das Jekaterinoslawer Gefängnis schrieb, um so schärfer und qualvoller wurde diese Stimmung. Am Schluß der Abhandlung schrieb ich:
„... nachdem man die Gefängnisschwelle überschritten hat, kann man diese blutigen Greuel nicht mehr loswerden. Das Schreckliche liegt dabei nicht darin, daß hier, in nächster Nähe, Menschen durch den Henker getötet werden und ich diesen Mord nicht verhindern kann. Das Schreckliche ist, daß dieser Mord überhaupt stattfindet... Ich hätte jenseits der Gefängnismauer sein können, hätte nichts sehen, nichts hören können. Wäre dies besser? Nein! Weil es nichts Widerwärtigeres gibt als die Ruhe, die dadurch erkauft wird, daß der Mensch nicht sieht und nicht hört, was fern von ihm geschieht. Mag das Herz brechen, aber der Mensch muß alles sehen, alles hören. Das ist besser als ein zufriedenes Dasein mit geschlossenen Augen und verstopften Ohren."
Nachdem ich die Schrift in die Freiheit hinausgeschmuggelt hatte, reichte ich am selben Tage dem Gefängnisdirektor ein Gesuch um Rücksendung nach Jekaterinoslaw ein.
Der Direktor wurde stutzig und ließ mich in die Kanzlei kommen.
„Ich habe Befehl, Sie bis zur Herstellung Ihrer Gesundheit hierzubehalten", sagte er zu mir. „Sie brauchen sich nicht zu beeilen, nehmen Sie Ihr Gesuch zurück."
Ich antwortete, ich hätte mich vollkommen erholt und würde das Gesuch nicht zurücknehmen.
„Aber bei mir haben Sie es doch besser!" drang der Direktor in mich. „Ihre Frist läuft, als ob Sie im Zuchthaus wären, und bei mir bleiben Sie auf dem Festungskorridor!"
„Vielleicht gefällt mir gerade dies nicht", erwiderte ich.
Der Direktor zuckte die Achseln — ein merkwürdiger Arrestant, bei ihm kann man nichts verstehen. Aber der junge Staatsanwalt, der meine Schrift „Inmitten der Galgen" von den Nowgoroder Genossen vertraulich erhalten und, wie er später sagte, mit großer Ergriffenheit gelesen hatte, verstand meine Stimmung durchaus. Eine Woche später saß ich im Arrestantenwagen.

Im Arrestantenwagen

In Moskau im Etappengefängnis wurde der Wachtmeister bei meiner Aufnahme darauf aufmerksam, daß ich keine besondere Erlaubnis besaß, einen Zwicker zu tragen. Ich bat, meine Augen durch einen Arzt untersuchen zu lassen, der meine starke Kurzsichtigkeit wohl feststellen würde. Der Wachtmeister erwiderte streng:
„Eine solche Vorschrift haben wir nicht — bei den Etappenarrestanten

werden die Augen nicht untersucht, nur wenn es sich um Typhus handelt. Der Zuchthäusler muß dem Papier entsprechen, und du entsprichst dem nicht: ein Unterhemd ist im Ausweis erwähnt, das ist richtig, warum du aber ohne Fesseln gehst, ist aus dem Ausweis nicht zu sehen."

Da ich meine Befreiung von den Fußfesseln für unrichtig hielt, antwortete ich:

„In bezug auf die Fußfesseln sage ich nichts, aber was den Zwicker betrifft, so bitte ich um Meldung an den Arzt — ohne Augenglas bin ich wie ein Blinder."

Der Wachtmeister überlegte eine Weile und befahl, mich zu fesseln und den Zwicker den Begleitsoldaten mit einem besonderen Papier zu überreichen: darin stand, daß ich ihn bei besonderen Gelegenheiten (beim Einsteigen in den Wagen und auch beim Aussteigen aus dem Wagen) bekommen durfte, die übrige Zeit müßte er bei der Begleitmannschaft bleiben und bei deren Wechsel gegen eine Quittung weitergegeben werden.

Jetzt, ohne Zwicker und in Fesseln, tauchte ich in der Arrestantenmenge vollkommen unter. Vielleicht war es auch besser so.

Vom Rückweg aus Moskau nach Jekaterinoslaw ist mir eine Szene im Gedächtnis haftengeblieben. Es war bei dem Aufenthalt in Charkow. Unser Zug stand hier die ganze Nacht auf den freien Gleisen. Man wartete auf die Etappenpartie aus dem Gouvernements-Gefängnis.

Am Morgen wurden die Arrestanten aus dem Gouvernements-Gefängnis gebracht. In geschlossenen Reihen zogen graue Gefängniskittel mit roten und gelben Vierecken auf den Rücken heran. Unter den Arrestanten waren viele Zuchthäusler in Fesseln. Es gab auch lebenslängliche Zuchthäusler mit Ketten an Händen und Füßen. Die graue Menge stand lange auf den Gleisen, während man sie auf die Wagen verteilte. In unseren Wagen kamen zwölf Mann. Braune magere Gesichter, Adlernasen und schwarze, glühende Augen ließen sie als Kaukasier erkennen. Sie standen eng aneinandergeschmiegt im Gang, zwischen den Bänken, und erwarteten die Leibesuntersuchung. Sie hatten weder Gepäck noch Päckchen mit Brot, Tee und Zucker, die die Arrestanten auf den Weg mitzunehmen pflegen. Nur einige von ihnen hatten Teekessel mit, ohne die es unterwegs am schlimmsten ist. Zerrissene Kittel — bei den einen zu lang, bei den anderen zu kurz. Schmutzige Tuchlappen anstatt Mützen. Zerlumpte und geflickte, irgendwie mit Holzstäbchen anstatt Knöpfen geschlossene Hosen. Grobe Nesselhemden, die kaum die Brust zudeckten. Stinkende Fußlappen und schlechte Stiefel an den Füßen. Und schwere eiserne Ketten...

Es war etwas Wildes und Düsteres in dieser Gruppe der gefesselten Kaukasier, die unbeweglich und gleichgültig standen. Der Namensaufruf der Neuangekommenen begann. Die Soldaten verdrehten wie immer erbarmungslos die Namen und Vornamen der Kaukasier. Niemand von den letzteren antwortete. Der Wachtmeister schimpfte und drohte. Aber die Kaukasier schwiegen teilnahmlos, da sie weder seine Fragen noch seine

Drohungen oder seine Schimpfworte verstanden. Endlich sagte einer von den Kaukasiern, der jung und schlank war und ein schönes und strenges, wie in dunklen Stein gehauenes Gesicht hatte:
„Schimpf nicht, sondern frag richtig. Sie werden antworten. Ich werde es ihnen ins Georgische übersetzen."
Und er begann die Fragen des Wachtmeisters zu übersetzen und wiederholte nach ihnen die Namen der Aufgerufenen. Alles ging glatt vonstatten.
„Sich ausziehen, alles ablegen, die Ketten herunterlassen!" befahl der Wachtmeister.
Mützen, Kittel, Hosen flogen zu Boden. Die heruntergelassenen Ketten rasselten.
Jetzt standen die Kaukasier inmitten der Soldaten halbnackt, nur in der zerrissenen Wäsche und in eisernen Ketten. Die Soldaten bückten sich, betrachteten und prüften jedes Kettenglied. Und die gefesselten Menschen standen vor ihnen — teilnahmlos, mit regungslosen Gesichtern. Es sah aus, als ob diese demütigende Zeremonie sie nicht berühre. Und am strengsten, am unbeweglichsten war das Gesicht des jungen Georgiers, der die Fragen der Soldaten den Genossen übersetzt hatte.
Unterwegs gelang es mir, mit dem jungen Georgier ins Gespräch zu kommen. Er erzählte mir, daß die ganze Gruppe der Kaukasier, zu der er gehörte, nach dem Zuchthaus in Orel zur „Bändigung" geschickt werde; er erzählte auch seine einfache Geschichte: er war Arbeiter, hatte in seiner Wohnung einem von der Polizei gesuchten Genossen, der an einem Überfall teilgenommen hatte, Asyl gewährt und war dafür zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt.
„Und Ihre Landsleute, sind sie Politische oder Gemeine?" fragte ich ihn.
„Frag den, der sie gerichtet hat", antwortete er. „Wie kann ich wissen, ob sie Politische oder Gemeine sind, wenn sie selbst es nicht einmal wissen! Unsere Leute werden nicht lügen. Aber frag sie, weswegen sie verurteilt sind, sie wissen es selbst nicht. Diesen da", und er zeigte mit dem Finger auf einen Mann mit schneeweißem Haar, runzligem Gesicht, aber noch brennenden Augen, „kenne ich. Er heißt Mirsiaschwili und ist aus demselben Dorf wie ich. Seinen Bruder hatte jemand erstochen. Und nach einem Jahr wurde der Mörder tot aufgefunden. Man begann nachzuforschen, wer ihn getötet haben könnte. Da hieß es: ‚Er hat den Bruder von Mirsiaschwili erstochen.' Man vernahm den Mirsiaschwili. Er sagte: ‚Ja, erstochen.' Das sollte heißen, daß jener seinen Bruder erstochen hatte. Aber man trug es so in die Papiere ein, als ob er gestanden hätte, jenen erstochen zu haben. Man brachte ihn ins Gefängnis. Dann kam die Gerichtsverhandlung. Man vernahm ihn vor Gericht von neuem. Er dachte, man frage ihn, wie jener seinen Bruder erstochen hatte. Und er schilderte ausführlich: mit einem Dolch, und auch weitere Einzelheiten. Und das Gericht verstand, er erzähle von sich, daß er jenen Mann erstochen hätte. Er kriegte zehn Jahre Zuchthaus. Sie hätten ihm noch mehr geben können, aber wegen des Geständnisses ließ man ihm nach. Und er versteht auch

jetzt noch nicht, warum er ins Zuchthaus soll. Zuerst dachte er, er wäre verurteilt, weil er den Bruder nicht entsprechend den Sitten gerächt hatte."

Bald wurden die Kaukasier aus unserem Wagen abgeführt. Man brachte sie in das Zuchthaus in Orel, von dem die allerdüstersten Gerüchte verbreitet wurden. Dort wurden die Eingesperrten mißhandelt wie nirgendwo anders. Man mißhandelte alle, ohne Ausnahme, und mit besonderer Grausamkeit die Politischen, Intellektuellen und Fremdstämmigen: Kaukasier und Juden. Ich hatte viel von diesem Zuchthaus gehört, nachdem sich dort mein Genosse Ssapotnitzkij, der die Mißhandlungen nicht aushalten konnte, aufgehängt hatte. Und ich wußte, daß von meinen Weggefährten, den Kaukasiern, die in dieses schreckliche Gefängnis geschickt wurden, nur wenige am Leben bleiben würden. Teilnahmlos und gleichgültig stiegen diese Menschen aus dem Wagen und gingen den Qualen und dem Tod entgegen. Vielleicht wußten sie nicht, was sie erwartete? Vielleicht waren sie mit dem Gedanken an den Tod bereits vertraut? Oder ihre Ruhe war bloß eine Maske, die sie trugen, um ihre seelische Qual den sie umgebenden verhaßten Feinden nicht zu verraten? ...

Wieder im Jekaterinoslawer Gefängnis

In Jekaterinoslaw kam ich am Heiligen Abend an. Weihnachten saß ich zusammen mit den Gemeinen in der Etappenkammer. Dort feierte ich auch das Neujahr. Bald darauf wurde ich in den Turm übergeführt.

Noch einen Monat etwa trug ich die Ketten: die Verwaltung wartete, daß ich ein Gesuch einreichen würde, mich von den Ketten zu befreien. Bei der Kontrolle blieb Belokos vor mir stehen und fragte, zur Seite sehend:

„Woytinsky, haben Sie Beschwerden?"

Ich antwortete gelassen:

„Nein."

Dies ärgerte den Oberaufseher; er konnte durchaus nicht verstehen, was dahintersteckte, und kam auf den Verdacht, ich wolle ihm eine Grube graben und mich über ihn wegen ungesetzlicher Fesseln beschweren. Einmal hielt er bei der Kontrolle, ohne sich an mich persönlich zu wenden, eine ganze Rede:

„Bei uns geht jetzt alles nach dem Gesetz. Die Arrestanten müssen, jeder für sich selbst, dafür sorgen. Jeder muß sich melden, wenn was nicht in Ordnung ist. Haben Sie Beschwerden?"

Niemand wollte sich beschweren — ich am allerwenigsten.

Ich war schlecht gefesselt, die Kettenringe waren zu schmal, so daß man durch sie keine weichen Unterleger hindurchstecken konnte. Es bildeten sich deshalb unter den Ketten Wunden. Aber um eine bessere Fesselung zu bitten, wäre schon gar zu dumm gewesen, und ich ließ die Dinge laufen.

Als irgendein Vorgesetzter das Gefängnis besuchen sollte und auf dem

Korridor gescheuert, gewaschen und reingemacht wurde, kam Belokos in unseren Turm gelaufen:

„Woytinsky in die Schmiede!“

Er überwachte die Abnahme der Ketten persönlich und setzte mir dabei auseinander:

„Wir haben 1200 Mann Gefangene, der Oberaufseher kann unmöglich auf alles aufpassen, wenn die Arrestanten sich nicht melden.“

Das Regime in Jekaterinoslaw hatte sich während meiner Abwesenheit gelockert. Zum Teil war dies darauf zurückzuführen, daß man im Gefängnis Arbeiten für die zu Zuchthaus Verurteilten eingeführt hatte.

Dem Gesetz nach mußten die Verurteilten diese oder jene Arbeiten ausführen. Einst wurden die Zuchthäusler in Rußland hauptsächlich als Bergarbeiter verwendet — so haben die Teilnehmer des berühmten Dezemberaufstandes des Jahres 1825 unter Tage arbeiten müssen. Die Vorstellung der Zwangsarbeit war unzertrennlich von der Vorstellung der Zuchthausstrafe — es existierte sogar eine alte Instruktion für die Zuchthäuser, die verlangte, daß die Arrestanten, falls es keine andere Arbeit gäbe, Kanonenkugeln im Gefängnishof von einem Platz auf den anderen schleppen sollten. Unter der Herrschaft Nikolaus' II. stieg die Belegschaft der Zuchthäuser derart an, daß die Organisation von produktiven Arbeiten für die Verurteilten unmöglich wurde. An manchen Orten verwendete man die Häftlinge zum Hanfschwingen, an anderen Orten mußten sie Säcke nähen, in Sibirien wurden sie beim Straßenbau und teilweise in den Bergwerken und Landwirtschaftsbetrieben der Gefängnisse verwendet, aber in den meisten Fällen fehlte jede Arbeitsorganisation für sie.

So war es auch in Jekaterinoslaw, wo es nicht weniger als fünfhundert zur Arbeit im Zuchthaus Verurteilte gab, aber keine Arbeiten; beschäftigt waren nur die Reinemacher, Köche, Bäcker, etwa fünf, sechs Mann in der Nähstube, etwa soviel in der Schusterwerkstatt, drei, vier Mann in der Schmiede und zwei in der Sargwerkstatt. Die übrigen taten nichts, und für sie war das aufgezwungene Nichtstun in den überfüllten, vergifteten Kammern schlimmer als jede Zwangsarbeit.

Im Anfang des Jahres 1910 wurden auf Befehl des Gefängnisinspektors Tischler- und Zimmermannswerkstätten im Gefängnis eröffnet. Die Stadtverwaltung gab ihnen eine Bestellung auf Zeitungsbuden und Marktstände.

Im Gefängnishof wurden Bretter und Balken aufgestapelt. Da klopften nun Beile, kreischten Sägen und Hobel, schimmerten weiße Hobelspäne und harzduftende Holzabfälle.

Wenn wir an einem klaren Sonnentag in dem drahtumzäunten Raum spazierten und zehn Schritte von uns die Arbeit im vollen Gange war, nagte an mir der Neid auf die Arbeitenden. Ein Erlebnis hat in mir die Sehnsucht nach physischer Arbeit und Bewegung besonders gestärkt.

Es war ein schöner Sommertag. Die Zimmerleute schwitzten, aber sie alle

schienen so gesund, froh und kräftig zu sein. In diesem Augenblick trug man aus dem Gefängnisgebäude eine Bahre mit einem Schwerkranken hinaus und stellte sie an unseren Zaun hin. Ich konnte den Kranken nicht gleich erkennen; da ich aber seinen scharfen Blick erhaschte, begann ich, ihn mir auch anzusehen, und versuchte mich daran zu erinnern, wo ich diese unbeweglichen grauen Augen gesehen hatte. Und plötzlich erinnerte ich mich: Boris Anissimow!

Ich hatte ihn vor zwei Jahren kennengelernt, als ich nach dem mißlungenen Fluchtversuch aus der Typhusbaracke im Gefängnisspital lag. Einmal in der Nacht brachte man einen Verwundeten zu uns herein. Er war ohne Bewußtsein. Der Feldscher betrachtete ihn, machte eine hoffnungslose Handbewegung und ließ ihn liegen, ohne ihn zu verbinden. Aber am Morgen kam der Arzt und interessierte sich für den Kranken:

„Ein seltener Fall! Vierzehn Löcher, fünf durchgehende Schußwunden, vier Steckschüsse, davon zwei Kugeln im Kopfe ..."

Und er befahl dem Feldscher, die Wunden auszuwaschen und zu verbinden — der Fall war tatsächlich ein ganz außerordentlicher. Und einige Stunden später wußten wir schon aus einem Zeitungsausschnitt von draußen, wer der Verwundete war und wie er zu einem so seltenen Fall geworden war.

Anissimow Boris war ein hervorragender Anarchist, Mitglied des Kampftrupps. Er war kurz vorher nach Jekaterinoslaw gekommen. In der Vorstadt, wo er wohnte, verbreitete sich das Gerücht, daß Anarchisten dem Apotheker ein „Mandat" mit der Aufforderung zu einer Zahlung zugeschickt und gedroht hatten, im Falle der Nichterfüllung dieser Forderung die Apotheke in die Luft zu sprengen. Boris war empört:

„Allerhand Banditen maßen sich an, sich als Anarchisten auszugeben!"

Er beschloß, in die Apotheke zu gehen und einerseits dem Apotheker klarzumachen, das Mandat stamme nicht von Anarchisten, sondern von gewöhnlichen Schwindlern, andererseits sich mit den Herren Mandatszustellern auseinanderzusetzen. Zuerst wollte er unbewaffnet, d. h. nur mit einem Browning in der Tasche gehen. Dann aber änderte er seine Absicht und steckte in den Gürtel noch einen Revolver. Als ein glänzender Scharfschütze, gewohnt, mit einer Kugel auf fünfundzwanzig Schritte eine Patrone zu treffen, fühlte sich Boris geschützt genug, wenn er zwei Revolver gegen wahrscheinlich vier Mandatszusteller hatte.

Als er in die Apotheke eintrat, bemerkte Boris im Warteraum zwei Käufer und eine Frau, die auf der Bank eingenickt waren. Ein gut gekleideter Herr las aufmerksam eine Heilmittelreklame an der Wand des Warteraums. Im Apothekenraum selbst stand am Ladentisch noch ein Käufer.

Boris ging an die Kasse und wandte sich an den an der Kasse sitzenden Apotheker:

„Sie haben ein Mandat auf fünfhundert Rubel angeblich von Anarchisten erhalten?"

Der Apotheker nickte bestätigend mit dem Kopf. Boris fuhr fort:
„Als Mitglied der Anarchistengruppe halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu erklären, daß wir Anarchisten solche Erpressungen..."
Er hörte hinter seinem Rücken ein verdächtiges Geräusch und drehte sich rasch um ... Gerade ins Gesicht flammte Mündungsfeuer ... Fast zu gleicher Zeit knallten zwei Schüsse ... Boris riß seinen Revolver aus dem Gürtel, und ohne zu zielen, ohne auch nur den Arm auszustrecken, schoß er auf den Herrn, der eine Minute vordem das Plakat studiert hatte ... Dann sprang er zur Seite und wollte den Schuß wiederholen, aber der gut gekleidete Herr lag bereits auf dem Boden, und Boris entgegen knallten unregelmäßige Schüsse. Er drehte sich um und schoß das zweite-, das drittemal. Dann verspürte er einen Hieb und einen Schmerz in der rechten Seite. Aber er feuerte mit rasender Willensanspannung noch einmal und noch einmal. Dann warf er den entleerten Revolver weg, riß aus der Tasche den Browning heraus... Aber er sah kein Ziel mehr, da der Raum voll Rauch war. Er feuerte noch zweimal. Kein Schuß antwortete. Der Rauch verzog sich etwas, und Boris sah auf dem Fußboden drei in ihrem Blute liegende Gestalten. Ohne den Browning aus der Hand zu lassen, stürzte er zur Tür und erreichte den Ausgang, aber kaum begann er, die Freitreppe hinunterzulaufen, als ihm eine Kavalleriestreife entgegengaloppierte. Eine Salve — und Boris fiel auf das Pflaster.
Der nächste Schutzmann kam auf ihn zu, berührte ihn mit dem Fuß. Da er aber mit der Diagnose, ob er noch am Leben oder schon tot war, nicht fertig werden konnte, so öffnete er träge die Revolvertasche, nahm den Revolver heraus und jagte für alle Fälle dem zu seinen Füßen liegenden „Verbrecher" noch eine Kugel in den Kopf ...
Der Fall war tatsächlich nicht ganz gewöhnlich. Aber am seltsamsten war, daß Boris sich von den erhaltenen Wunden erholte. Nach etwa drei Tagen kam er zu sich, öffnete die Augen, und ohne den Kopf vom Kissen zu heben, sagte er leise:
„Genossen ... Kommt her ... einer ..."
Ich näherte mich dem Lager des Verwundeten und beugte mich zu seinem Kopfkissen hinab. Die Binden liefen in verschiedenen Richtungen um seinen Kopf, das Gesicht war geschwollen und von den Blutergüssen unter der Haut fast schwarz, der Mund blau. Aber aus dieser schrecklichen Maske sah mich scharf und hart ein Paar grauer Augen an. Es war etwas Unheimliches in dem Stahlglanz dieser unbeweglichen Augen, in denen wie durch ein Wunder die ganze Lebenskraft dieses verkrüppelten Körpers erhalten zu sein schien. Der Verwundete suchte meine Gesichtszüge zu erforschen, wie um festzustellen, ob er in mir einen Freund oder einen Feind hätte.
„Was möchten Sie, Genosse?" fragte ich.
Boris schloß erschöpft die Augen und flüsterte:
„Verschaffen Sie Gift ... Nur schnell ... Ehe es zu spät ist ..."
„Ich werde mich bemühen", antwortete ich, „erholen Sie sich ..."

Und ich fühlte selbst sofort, wie unangebracht dieser Wunsch war. Aber er öffnete schon seine grauen Augen — in ihnen leuchtete deutlich der kalte Spott auf:
„Mich erholen? Wozu? ... Um aufgehängt zu werden? ... Und von der Sache ... wissen Sie nichts? ... Wer waren sie? ...“
„Die auf Sie geschossen haben?“
„Ja ... Wer?“
„Geheimpolizisten. Drei Geheimpolizisten und ein verkleideter Schutzmann. Drei tot, einer schwer verwundet.“
Wiederum funkelten durch die leblose Maske des verunstalteten Gesichtes zwei Augen im stählernen Glanz auf und glühten in schadenfrohem Triumph.
Zum allgemeinen Erstaunen erholte sich Boris. Der Arzt, der für diesen „seltenen Fall“ Interesse gefaßt hatte, zog ihm aus der Brust und dem Kopf die steckengebliebenen Kugeln heraus. Nur eine, die tief zwischen den Rippen saß, konnte er nicht kriegen.
Der Prozeß nahm auch ganz unerwarteterweise eine für Boris günstige Wendung. Die Schießerei in der Apotheke hatte einen großen Eindruck gemacht. Hier war zum ersten Male vor der Gesellschaft ein Anarchist aufgetreten als Feind der unter dem anarchistischen Deckmantel stattfindenden Raubüberfälle. Der furchteinflößende Mann aus dem Kampftrupp war hier zu einem Kaufmann gekommen, um ihn zu warnen, er solle den Schwindlern nicht glauben, die unter der Fahne der Anarchisten ihre dunklen Geschäfte machten...
Die Apothekergehilfen bezeugten einstimmig, daß die Geheimpolizisten auf den Anarchisten ohne jegliche Warnung, ohne auch nur das übliche „Hände hoch!“ zu rufen, gefeuert hatten. Indem der Anarchist das Feuer erwidert und sich verteidigt hatte, wußte er also nicht, wer diese Menschen waren, die über ihn herfielen: die Mandatszusteller, die das Geld holen wollten, oder Polizeibeamte, die hergekommen waren, um die „Anarchisten“ zu verhaften? Man schoß auf ihn, er hatte nicht einmal die Grenze der Notwehr überschritten, weil gegen ihn vier Revolver gerichtet waren.
Trotz des dreifachen Totschlages an „Beamten bei der Ausübung ihrer Dienstpflicht“ wurde Boris nicht vor das Kriegsgericht gestellt, seine Sache wurde dem Kreisgericht übertragen.
Boris gab den Gedanken an Gift auf und erwartete ziemlich ruhig die Gerichtsverhandlung.
Wir schlossen enge Freundschaft, und ich erfuhr sein bewegtes Leben. In allem, was Boris sagte und tat, fühlte man eine ungeheure Standhaftigkeit und Kraft. Hier war ein Mensch von außerordentlicher Willenskraft; von der einzigen Idee des heiligen Krieges gegen den Feind vollkommen durchdrungen und hypnotisiert, schritt er vorwärts, alles auf seinem Wege zerstörend und niederwerfend, andere mit sich reißend, schießend, Bomben werfend, tötend.

... Zwei Jahre saß Boris im Gefängnis in der Erwartung der Gerichtsverhandlung. Seine Sache war beim Kreisgericht. Aber sie wurde nicht zur Verhandlung gestellt. Dann, als die Schießerei in der Apotheke fast vollkommen vergessen war, entzog man doch die Sache dem Kreisgericht und übertrug sie dem Kriegsgericht. Aber Boris war es offenbar nicht beschieden, am Galgen zu sterben.
In seiner Brust begann ein Fäulnisprozeß an der Stelle, wo zwischen den Rippen die Kugel steckengeblieben war. Dann kam die Tuberkulose.
Und jetzt lag er auf der Bahre, schrecklich abgemagert, mit spitz gewordenen Backenknochen, mit leichenfarbenem Gesicht. Er lag regungslos, weil er nicht einmal die Kraft hatte, die Hand zu bewegen. Aber seine Augen waren weit offen, und in ihnen war weder Angst noch Qual zu sehen; wie früher glühte in ihnen ein unbezwingliches Feuer. Als ich an ihm vorbeiging und die Schritte verlangsamte, lächelten mir seine Augen zu, und er sagte mit schwacher, kaum hörbarer Stimme:
„Ich trete die weite Reise an! Die werden mich weder richten noch aufhängen!“
Nach einigen Tagen war Boris nicht mehr.
Dieser Tod stachelte bei mir in einer seltsamen Reaktion den Lebensinstinkt an. Mir schien, in der Kammer lauerte auf mich der Tod, und nur wenn ich arbeiten könnte, würde ich am Leben bleiben. Selten habe ich etwas so leidenschaftlich gewünscht, wie ich mich damals danach sehnte, eine Säge oder einen Hobel in die Hände zu kriegen. Dieser Wunsch war so stark, daß ich von meiner Regel, die Gefängnisverwaltung um nichts zu bitten, abging und bei der Kontrolle dem Wachtmeister sagte:
„Ich bitte, mich den Zimmerern zuzuteilen.“
„Werden Sie mit der Arbeit fertig werden?“ erkundigte sich Belokos.
„Jawohl.“
Am nächsten Morgen rief man mich gegen sechs Uhr morgens in den Hof zur Arbeit. Die Zimmerleute waren in der Hauptsache Gemeine und Bauern, die wegen Agrarunruhen verurteilt worden waren. Politische waren unter ihnen nur wenige.
Für mich war es eine Frage der Selbstachtung, so zu arbeiten, daß ich hinter den richtigen Zimmerleuten nicht sehr weit zurückblieb. Und dies war nicht leicht: ich hatte mich genug zu quälen, ehe ich die gewünschte Zahl zersägter und gehobelter Bretter täglich erreichte. Und besonders schön waren meine Bretter auch nicht gearbeitet.
Die Gemeinen benahmen sich mir gegenüber bei der Arbeit freundschaftlich: sie halfen mir gern, zeigten, wie ich arbeiten mußte, schärften das abgestumpfte Werkzeug. Als das Material angefertigt und die Arbeit mannigfaltiger wurde, suchten sie mir solche Arbeit zu überlassen, die meiner Ausbildung entsprach. Dabei bemerkte der Älteste im Artel, als er mir die Kiste mit Nägeln und dem Hammer überreichte:
„Die Arbeit mag einfach scheinen. Aber ohne Bildung schafft man es nicht, daß ein Brett genau an das andere kommt. Eine Arbeit gerade für Sie!“

Der Gipfel meiner ehrgeizigen Träume war es, die Handhabung des Beiles zu erlernen und die Balken der Schnur nach hobeln zu können. Für den Leser, der in die Geheimnisse des Zimmererhandwerks nicht eingeweiht ist, will ich erklären, daß das Beil das universalste Werkzeug in geschickten Händen und der nutzloseste Gegenstand in den Händen des Neulings ist. Davon überzeugte ich mich in meinem eigenen Fall. Es war nicht genug, das Beil zu halten und den Schlag so zu führen, daß die Hiebe den Holzspan nach der vorgezeichneten Linie abspalteten. Man mußte sich auch daran gewöhnen, über dem Balken krummgebückt zu arbeiten. Ich gewöhnte mich auch daran, der Rücken wurde fest, und am Ende gelang es mir, von allen vier Seiten einen ganzen Balken zu behauen, freilich nicht sehr glatt, aber immerhin so, daß er gebraucht werden konnte.

Wenn ich in die Kammer zurückkehrte, konnte ich mich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten, konnte nicht einmal den Arm heben, um den Kittel an die Wand zu hängen. Aber gegen Morgen war die Müdigkeit weg.

Im ganzen sind diese Frühjahrsmonate, wo ich als Zimmermann bis zur Erschöpfung arbeitete, die beste Zeit von den zweiundhalb Jahren gewesen, die ich im Jekaterinoslawer Gefängnis verbracht habe.

Nach Sibirien!

Ende Mai bekam ich aus Petersburg von meiner Schwester einen Brief, in dem sie mir mitteilte, daß man ihr in der Zentralgefängnisverwaltung versprochen hätte, mich in ein Zuchthaus nach Sibirien zu überführen und daß nach allen von ihr eingeholten Auskünften es mir dort, in Sibirien, besser gehen würde. Ich wußte nicht, was ich von dieser Nachricht denken sollte. Einerseits träumten alle zu Zuchthaus Verurteilten in den russischen Gefängnissen nur davon, nach Sibirien zu kommen — das sibirische Zuchthaus schien ihnen die Vorstufe zur Arbeitskompanie, und hinter der Arbeitskompanie lockte der ewige Traum des Eingesperrten, der Traum von Flucht und Freiheit. Aber andererseits hatte ich mich in Jekaterinoslaw schon eingelebt und war mit meiner Lage im Zimmerer-Artel zufrieden. Ich hatte keine Lust, diese Lage gegen etwas ganz Unbekanntes einzutauschen.

Ich antwortete meiner Schwester, daß ich mich vollkommen auf sie verlasse. Aber wenn ich in Jekaterinoslaw bleiben sollte, wäre dies auch nicht schlimm, ich hätte hier eine gute Arbeit und machte mit jedem Tage Fortschritte auf diesem neuen Gebiet.

Als es unter meinen Kollegen im Artel bekannt wurde, daß mir der Transport nach Sibirien bevorstände, wurde ich zum Gegenstand der allgemeinen Achtung und des Neides. Während der Pause setzten sich die Gemeinen zu mir, die schon in Sibirien gewesen, von da geflüchtet

und wiederum gefangen worden waren. Sie erzählten von den sibirischen Gefängnissen, gaben Ratschläge, vor welchen Begleitmannschaften man sich besonders in acht zu nehmen hatte. Die anderen erzählten von ihren Wanderungen im sibirischen Urwald.
Der Artelälteste, ein schon bejahrter Bauer, der nie in Sibirien gewesen war, aber von Sibirien viel gehört und Tag und Nacht von der Überführung in ein sibirisches Gefängnis geträumt hatte, belehrte mich lange darüber, was ich im fernen Lande tun sollte. Er nahm mir den Hobel aus der Hand, hobelte für mich das Brett und sagte im Takte zu seinen Handbewegungen:
„Man wird dich auf die Etappe bringen. Gut. Unterwegs mach keine Schikanen, wozu? Du wirst dann an den neuen Ort kommen, da sieh dich um. Du mußt stille sitzen, ein gutes Benehmen zeigen. Dann wird mal was gebaut. Wer ist Zimmermann? Du meldest dich da: ‚Ich bin Zimmermann.‘ Da werden sie dich in die Arbeitskompanie nehmen. So wird's gehen! Du wirst vom Morgen bis zum Abend arbeiten. Freier Himmel, Sonne, alles, wie es die freien Menschen haben. Für die Nacht kommst du natürlich in die Baracke. Aber ist es dir nicht gleich, wo du die Nacht verschläfst? Dann vergeht ein Jahr, ein zweites. Du kommst in die freie Kompanie. Da kannst du heiraten, jedes Bauernmädel wird dich haben wollen. Du bist doch ein ruhiger Mensch? Und trinken tust du nicht? Das ist gut, daß du nicht trinkst, ich tue es auch nicht. Da sage ich dir: sieh zu, daß du kein schlechtes Mädel nimmst. Du kannst auch ein gutes kriegen! Bei Gott! Schau dich um und wähle nur die Beste im ganzen Dorfe!“
Das Brett ist längst glatt, aber der Bauer fährt immer mit dem Hobel auf ihm entlang und belehrt mich, als ob er laut träume, wie er sein Leben einrichten würde, wenn er jünger gewesen wäre und an meiner Stelle nach Sibirien zu gehen hätte — denn unser Schicksal ist ja im übrigen so ähnlich, er ist auch ein ruhiger Mensch, trinkt nicht und ist wie ich Zimmermann und ein Zuchthäusler dazu, der alle Standesrechte verloren hat.
Bei der Mittagsmahlzeit setzte sich einmal zu mir einer von den Gemeinen, ein rückfälliger Mörder, der aus Sibirien entflohen war.
„Du wirst halt in das Dorf Alexandrowsk kommen. Ja, ich kenne es. Da ist aus dem Gefängnis das Dorf nicht zu sehen; überall, wohin du blickst, stehen Wälder, und sie haben kein Ende. Wenn du in der Nacht dich ans Fenster legst, siehst du Bäume, die Äste rauschen, und über dem Walde stehen die Sterne. Dann weißt du nicht, ob du im Gefängnis bist oder in der Freiheit. Ach, Bruder, wer in Sibirien war, der vergißt es nie...“
Und plötzlich unterbrach er sich mit einem wüsten Schimpfwort.
Einige Tage später ging ich mit einer Gruppe Zuchthäusler durch die staubigen Straßen Jekaterinoslaws zum Bahnhof. In einem Ring von Soldaten, an den Händen Ketten, in den Ohren die Schreie der Begleitmannschaft, das Gerassel der Ketten, und im Herzen den Traum von Sibirien, vom wilden Wald, von der Freiheit!

Inhaltsverzeichnis

Wladimir Woytinsky • Wehe den Besiegten!